

Heft 19

Denkströme

Journal der
Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Herausgegeben vom Präsidenten der
Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig



Leipziger Universitätsverlag 2018

Gedruckt mit Unterstützung des Sächsischen Staatsministeriums
für Wissenschaft und Kunst

Wissenschaftlicher Beirat: Michael Göttfert, Jens Haueisen, Wilfried Hofmann,
Wolfgang Huschner, Joachim Mössner, Hans Ulrich Schmid, Manfred Wendisch,
Hans Wiesmeth, Christian Winter

Redaktion: Pirmin Stekeler-Weithofer

Lektorat: Agnes Silberhorn

Redaktion Denkströme:

Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Karl-Tauchnitz-Str. 1, 04107 Leipzig, denkstroeme@saw-leipzig.de

Die Online-Ausgabe ist über <<http://www.denkstroeme.de>> abrufbar.
Dort finden sich auch alle Informationen zur Manuskripteinreichung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <<http://dnb.dnb.de>> abrufbar.

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzu-
lässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung
oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.
[Der voranstehende Eintrag bezieht sich nur auf die beim Leipziger Universitätsverlag
erschienene Druckauflage. Die PDF-Dateien der Online-Ausgabe stehen unter der Creative
Commons BY-NC-ND-Lizenz <<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/>>. Für
weitergehende Nutzungen setzen Sie sich bitte mit den jeweiligen Autoren in Verbindung.]

© 2018 Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig
Verlag: Leipziger Universitätsverlag

Gestaltung und Satz:

Barbara Zwiener, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Druck: druckhaus köthen GmbH & Co. KG

Printed in Germany

ISSN: 1867-6413

Inhaltsverzeichnis

Editorial	5
-----------	---

Beiträge

Manfred Rudersdorf	
Kosmopolit, Patriot, Professor, Poet. Aspekte des Wirkens Johann Christoph Gottscheds im Lichte der Briefedition	9
Rüdiger Otto	
Band 10 der Gottschedkorrespondenz – Inhalt und Beobachtungen	16
Caroline Köhler	
Zum Editionsprojekt »Gottscheds amtliche Schriften«	29
Klaus Manger	
»in die Korrespondenzen jener Tage einigermaßen einleben«. Zu Gottscheds Reimbriefwechsel	41
Peter Dils und Lutz Popko	
Neue Texte zur (alt)ägyptischen Medizin	58
Bernd Meyer, Lutz Schiffer, Florian Keller und Roh Pin Lee	
Den Kohlenstoffkreislauf in Schwung bringen	83
Armin Grunwald	
Warum die Energiewende so schwer ist. Ethische Fragen und Akzeptanzprobleme	94

Diskussionen

Pirmin Stekeler-Weithofer	
Brauchen wir eine Reform der Promotionsbetreuung?	105
Karl Ulrich Mayer	
Wissenschaft: weder Berufung noch Beruf?	115

Joachim Thiery	
Doktor und Arzt/Ärztin oder Arzt/Ärztin ohne Doktor? Die Besonderheiten der medizinischen Promotion und ihr Beitrag zur wissenschaftlichen Innovation	124
Peer Pasternack	
Promovieren und betreuen	138
 Berichte & Notizen	
Die Reformation: Fürsten – Höfe – Räume. Bericht zur internationalen Tagung der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig vom 31. Oktober bis 4. November 2016	
Marie Ulrike Jaros	147
Briefe und Akten zur Kirchenpolitik Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen 1513 bis 1532. Reformation im Kontext frühneuzeitlicher Staatswerdung. Band 1: 1513–1517	
Armin Kohnle und Manfred Rudersdorf	153
Charlotte von Stein – Schriftstellerin, Freundin und Mentorin	
Elke Richter und Alexander Rosenbaum	156
Johann Wolfgang Goethe. Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Band 8: 20. Juni 1788 – Ende 1790	
Volker Giel	162
Briefe an Goethe. Gesamtausgabe in Regestform. Band 9 (1820–1822)	
Manfred Koltes	165
Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen. Band VI (mâda – pûzza)	
Maria Kozianka	167
 Autoren	 171

Editorial

Im vorliegenden Heft 19 der Denkströme begegnen wir zunächst einer der Zentralfiguren der deutschen und europäischen Aufklärung, Johann Christoph Gottsched – dies in allen Facetten seiner Persönlichkeit, »mit und ohne Perücke«. In einem großangelegten Editionsprojekt werden an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften sämtliche Briefe Gottscheds und seiner Frau Luise Adelgunde Victorie in einer historisch-kritischen Ausgabe veröffentlicht, eine Korrespondenz, die »eines der aussagekräftigsten Dokumente zur Geschichte der deutschen Aufklärung im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts bildet«. Im Gottsched-Jubiläumsjahr 2016 erschien Band 10 der Briefausgabe, der letzte Band, der noch die Handschrift des früh verstorbenen Arbeitsstellenleiters Detlef Döring trägt, und in den Projekt-, Kommissionsleiter und Projektmitarbeiter nun vielfältige Einblicke geben. Nach einer Einführung in die Briefausgabe durch Manfred Rudersdorf lässt uns Rüdiger Otto u. a. an Gottscheds Reise nach Königsberg teilhaben, Streitigkeiten um das dort zu begehende Universitätsjubiläum eingeschlossen. Klaus Manger zeigt einen bisher nahezu unbekannten Gottsched: In Reimgedichten an die Manteuffel-Schwestern, mit Gottsched verbunden über den Kreis der Alethophilen, stimmt Gottsched einen für ihn ungewöhnlich leichten Ton an. Ganz anders im Beitrag von Caroline Köhler zu Gottscheds Korrespondenz als Amtsperson, musste er doch beispielsweise in seiner Funktion als Rektor der Leipziger Universität gewissermaßen ein hochkomplexes Wirtschaftsunternehmen leiten.

Nachdem Gottsched bereits vor knapp 300 Jahren als Procancellarius an der Leipziger Universität für die Durchführung der Promotionen verantwortlich war, steht die Qualitätssicherung der Promotion auch in dieser Ausgabe der Denkströme im Mittelpunkt der Diskussionen. Unter Federführung der Sächsischen Akademie der Wissenschaften entstand die mit großer Resonanz aufgenommene Akademien-Stellungnahme *Promotion im Umbruch*, deren Hauptthesen nun aus verschiedenen Perspektiven diskutiert werden. Pirmin Stekeler-Weithofer gibt einen Problemaufriss und Lösungsvorschläge, Karl Ulrich Mayer fragt nach dem Berufsbild des Wissenschaftlers, Peer Pasternack ergänzt mit Augenzwinkern ganz lebenspraktische Vorschläge zur sozialkom-

petenten Optimierung der Promotionsbetreuung seitens der Promovenden. Joachim Thiery verdeutlicht die besonderen Herausforderungen bei der Verbindung von wissenschaftlicher Forschung und Berufsausbildung im Medizinstudium und spricht sich für den Erhalt einer studienbegleitenden medizinischen Promotion aus, verbunden mit den notwendigen Maßnahmen zur Qualitätssicherung.

Arzt, Magier, Heiler, Vorlesepriester, Ritualist – das Berufsbild des Arztes war bereits im Alten Ägypten mit vielen Ansprüchen verbunden, wie sich im Beitrag von Peter Dils und Lutz Popko zeigt. Dabei spricht es für die Ignoranz und allzu starke Wissenschaftshörigkeit, wenn zwar Diagnosetexte der altägyptischen Medizin in der Medizingeschichte einen guten Ruf beschieren, alle Formen von Beschwörungen diesen aber wieder massiv beschädigen. Neue Forschungsansätze versuchen, Texte mit den Augen eines altägyptischen Insiders – d.h. emisch – zu lesen, um nicht auf die falsche Fährte zu geraten. Neue Methoden und neue Quellen versprechen dabei überraschende Erkenntnisse; die im Projekt entstandenen Datenbanken liefern mit der systematischen Zusammenstellung sämtlicher Belege, Rezepte und Behandlungsmethoden für eine bestimmte Krankheit eine Art *Grundriss der Medizin* der altägyptischen Zeit.

Eine dringendes gesellschaftspolitische Thema steht am Ende des Beitrags: dieses Heftes im Fokus: die Energiewende. Bernd Meyer, Lutz Schiffer, Florian Keller und Roh Pin Lee fordern in ihrem Beitrag ein Umdenken, weg von einer linearen Kohlenstoffwirtschaft, hin zu einem Kohlenstoffkreislauf, in dem durch Sektorkopplung ein »Kohlenstoff-Recycling« möglich gemacht wird. Der Übergang kann nur gelingen, wenn Chemie-, Energie- und Abfallwirtschaft eng zusammenarbeiten. Warum die Energiewende jedoch mehr ist, als eine technische Herausforderung, erläutert Armin Grunwald. Sein Beitrag basiert auf einem Vortrag im Rahmen der gemeinsamen Veranstaltungsreihe »Zukunft – Energie – Zukunft« der Sächsischen Akademie der Wissenschaften und der Technischen Universität Dresden, weitere Vorträge dieser Reihe werden in den Folgeheften der Denkströme noch zu lesen sein. Im Berichtsteil dieses Heftes werden ausgewählte Arbeitsergebnisse der Akademie zum letztjährigen Reformationsjubiläum, Publikationen des Kooperationsprojekts »PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica« und der aktuelle Band des Etymologischen Wörterbuchs des Althochdeutschen vorgestellt.

Hans Wiesmeth

Beiträge

Manfred Rudersdorf

Kosmopolit, Patriot, Professor, Poet. Aspekte des Wirkens Johann Christoph Gottscheds im Lichte der Briefedition

Edition des Briefwechsels von Johann Christoph Gottsched –
zur Genese und Idee eines Großvorhabens der Sächsischen Akademie
der Wissenschaften

Am 12. Dezember 2016 wurde in einer eindrucksvollen Feier in der Leipziger Albertina des 250. Todestages Gottscheds gedacht – in einem Festakt, in dem die Literaturwissenschaftler der Leipziger Universität, Prof. Dr. Dieter Burdorf und Prof. Dr. Ludwig Stockinger, sowie unser Arbeitsstellenleiter Dr. Rüdiger Otto Gottsched als prägenden Großgeist, als führenden Aufklärer der Epoche in der Mitte des 18. Jahrhunderts gewürdigt haben. Kurz zuvor war an gleicher Stelle des 300. Todestages von Gottfried Wilhelm Leibniz gedacht worden. Sein universelles Diktum, die »theoria cum praxi« stets im Blick zu behalten, gilt auch gleichermaßen für uns »Gottschedianer« in der Akademie.

Die Persönlichkeit Gottscheds ist noch heute für viele akademische Disziplinen interessant – für die Germanisten, die Literatur- und Sprachforscher, die Philosophen, Theologen, Juristen und Theaterwissenschaftler, und nicht zuletzt auch für uns Historiker, die wir gerne in Kategorien der sozialen und kulturellen Kontextualisierung von Person, Werk und Wirkung in die jeweilige Epoche und über deren Grenzen hinaus denken.

Gottsched, 1700 in Juditten nahe Königsberg im Herzogtum Preußen geboren, verstarb 1766 nach fast 42 Jahren als Professor der Poesie, der Logik und Metaphysik an der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig, nach einem langen und erfolgreichen Wirken als Mitgestalter und Profilbildner der universitären deutschen Aufklärungsbewegung.¹

Im Gottsched-Jahr 2016 ist im renommierten Walter de Gruyter-Verlag Berlin / New York / Boston Band 10 der historisch-kritischen Ausgabe des Gottsched-

1 Detlef Döring, *Johann Christoph Gottsched in Leipzig*, Ausstellung in der Universitätsbibliothek Leipzig zum 300. Geburtstag von Johann Christoph Gottsched, Stuttgart / Leipzig 2000; Ders., »Johann Christoph Gottscheds Bedeutung für die deutsche Aufklärung«, in *Lessing. Kleine Welt – große Welt*, 39. Kamenzer Lessing-Tage 2000 (Erbepflege in Kamenz 20), Kamenz 2000, S. 143–164.

Briefwechsels erschienen² – ein Editions-Großprojekt, das sicherlich zu den »Flaggschiffen« der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu zählen ist. Band 10 umfasst die Edition und Kommentierung von 208 Briefen für den Zeitraum von März 1744 bis September 1745. Es ist dies der letzte Band, der noch in hohem Maße die Handschrift des so früh verstorbenen Arbeitsstellenleiters Prof. Dr. theol. Dr. phil. Detlef Döring trägt. Sein Nachfolger im Amt des Arbeitsstellenleiters, Dr. Rüdiger Otto, wird in seinem ebenfalls in dieser Ausgabe der *Denkströme* publizierten Beitrag inhaltliche Aspekte des Bandes und der Beziehung Gottscheds zu Königsberg näher vorstellen.

Mit diesem Beitrag seien jedoch zunächst einleitend einige generelle Bemerkungen zur Edition des Gottsched'schen Briefwechsels vorangestellt. Bereits in meinem Vorwort zum ersten Band 2007 habe ich ausgeführt, dass jede historische Großedition ihre eigene individuelle Geschichte und ihre spezifische kontextuelle Entstehungsdimension aufzuweisen hat.³ Unser Vorhaben hat sich seinerzeit die anspruchsvolle Aufgabe gestellt, in chronologischer Folge die gesamte aktive und passive Korrespondenz Gottscheds und seiner literarisch ebenfalls höchstambitionierten Frau Luise Adelgunde Victorie in einer historisch-kritischen Volltextausgabe zu erfassen und der wissenschaftlichen Öffentlichkeit vorzulegen. Dabei handelt es sich um circa 6.000 Briefe, die zum größten Teil in der Leipziger Universitätsbibliothek, also infrastrukturell sehr vorteilhaft nahe bei der Akademie aufbewahrt werden. Die Edition ist antragsgemäß auf 25 Bände angelegt, bei einer beantragten Laufzeit von 30 Jahren, die allerdings im Bewilligungsbescheid der Union der deutschen Akademien seinerzeit ohne Begründung auf 25 Jahre reduziert wurde – ein Problem, dessen Lösung uns und die Gremien noch beschäftigen wird. 11 publizierte Bände liegen bereits vor, der zwölfte und dreizehnte sind in der Bearbeitung schon weit gediehen, was Transkription, Edition und bio-bibliographische Recherchen angeht.

In einem seiner wenigen öffentlichen Interviews hat Detlef Döring, bereits von seiner Krankheit gezeichnet, in konziser Kürze folgenden Kernsatz zu Protokoll gegeben:

2 Johann Christoph Gottsched, *Briefwechsel unter Einschluß des Briefwechsels von Luise Adelgunde Victorie Gottsched. Historisch-kritische Ausgabe*, im Auftrage der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig hg. von Detlef Döring (†) und Manfred Rudersdorf, Band 10: März 1744 – September 1745, hg. und bearb. von Detlef Döring (†), Franziska Menzel, Rüdiger Otto und Michael Schlott unter Mitarbeit von Caroline Köhler, Berlin/Boston 2016.

3 Manfred Rudersdorf, *Vorwort des Projektleiters*, ebd., Band 1: 1722–1730, hg. und bearb. von Detlef Döring, Rüdiger Otto und Michael Schlott unter Mitarbeit von Franziska Menzel, Berlin / New York 2007, S. VII–XVIII.

»Gottscheds Korrespondenz bildet das aussagekräftigste Dokument zur Geschichte der deutschen Aufklärung im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts. Sie belegt, wie das vielfältige Wirken des Universitätsprofessors in Sachsen, im Deutschen Reich und in weiten Teilen Europas rezipiert wurde.«⁴ Dabei hatte er die Vermittlung des Gedankenguts der Aufklärung im Blick, vor allem die Popularisierung der Aufklärungsphilosophie von Gottfried Wilhelm Leibniz und Christian Wolff. Er dachte an die Reform der deutschen Dichtung und die Entwicklung der Normen für die deutsche Sprache. Gottsched war auch ein Pionier der Neukonzeption des deutschen Theaters, er profilierte das urbane Sozietätswesen mit eigenen Akzenten weiter, gab mehrere Zeitschriften und Moralische Wochenschriften heraus, setzte sich für die Teilnahme der Frauen am gesellschaftlichen Leben und für die Einführung des Deutsch-Unterrichts an den Schulen ein. Sein Bemühen, gleichrangige Verbündete und einflussreiche Meinungsführer in aufgeklärten Kreisen der Politik, Kultur und Ökonomie auf seine Seite zu ziehen, war frappant und blieb nicht ohne Kritik. Der aufgeklärte Aristokrat und Wolff-Verehrer Ernst Christoph Graf von Manteuffel, unlängst von meinem Schüler Johannes Bronisch in seiner Dissertation pointiert porträtiert, mag pars pro toto als Bewunderer des Meisters genannt werden.⁵ Goethe und Lessing bedachten den umstrittenen »Literaturpapst« rezeptions- und wirkungsgeschichtlich mit harscher Kritik, von den Zürcher Protagonisten Bodmer und Breitinger und deren gegnerischer Skepsis einmal ganz abgesehen.⁶

Freilich hatte Gottsched in seiner Wahlheimat auch ausgesprochenes Glück: Mit dem prominenten Standort Leipzig verfügte er über ein ausgezeichnetes urbanes Umfeld, das sich im 18. Jahrhundert nicht nur zum Zentralort des deutschen Buchhandels entwickelte, sondern durch Universität, Gelehrtensozietäten, Handelsmessen, Musikleben und Kaffeehauskultur zu einem der bedeutendsten Kristallisationspunkte der Aufklärung in Deutschland wurde. Wo sonst gab es diese enge Symbiose zwischen marktorientierter Kaufmannsmentalität und arrivierten akademischen Gelehrtenmilieus, deren Strahlkraft

4 Thomas Mayer, »Tag für Tag bei Gottsched. Detlef Döring und sein Team entdecken die Briefe des Aufklärers«, in *Leipziger Volkszeitung*, 29./30. September 2012.

5 Johannes Bronisch, *Der Mäzen der Aufklärung. Ernst Christoph von Manteuffel und das Netzwerk des Wolffianismus*, Berlin / New York 2010.

6 Detlef Döring, »Der Literaturstreit aus Leipziger Sicht«, in *Schweizer Monatshefte* 87/3–4 (2007), S. 54–56; Ders., »Der Literaturstreit zwischen Leipzig und Zürich in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Neue Untersuchungen zu einem alten Thema«, in Anett Lüttenken und Barbara Mahlmann-Bauer (Hg.), *Bodmer und Breitinger im Netzwerk der europäischen Aufklärung*, Göttingen 2009, S. 60–104.

der geschäftige Gottsched nutzte, um sein ausgedehntes Korrespondenznetzwerk mit Intellektuellen, Geistlichen, Schulmeistern, Theatermachern, Juristen, Politikern und Adligen über die Grenzen des Alten Reiches hinaus zu vertiefen.⁷

So bietet der überlieferte Korrespondenzbestand, die Grundlage unserer Edition also, nicht nur reichhaltiges Quellenmaterial für die Beschäftigung mit dem Leben und Wirken Gottscheds, mit seinen Ideen, Publikationen und literaturtheoretischen Zielvorstellungen, sondern er vermag auch in hohem Maße Auskunft zu geben über die Kommunikationsstrukturen und akademischen Netzwerke der Aufklärung, über den Wandel der gelehrten Briefkultur im 18. Jahrhundert, über die zeitgenössische Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte sowie über die verschiedenen Schichten der Kulturgeschichte der vormodernen Welt im Zeichen des niedergehenden Ancien régime.⁸

So ist es gewiss kein Zufall, dass es gerade die ehrwürdige Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig ist, die das Projekt der Gottsched'schen Briefedition in seiner Vorbereitungsphase in den 1990er Jahren zu einem besonders förderungswürdigen Vorhaben erklärt hat. Damals gelangten die Befürworter der Edition zu der honorablen Feststellung, dass dieser Plan zu den prioritären Verpflichtungen der Akademie im Blick auf die Tradition der Region und deren europäische Ausstrahlung gehöre, daher also ideal in das Programm der Sächsischen Akademie der Wissenschaften passe, die bekanntlich von den drei mitteldeutschen Bundesländern Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen getragen wird.⁹

Der entscheidende Anstoß freilich, das großformatige Unternehmen in Gang zu setzen, kam seinerzeit von Detlef Döring, der sich bereits seit den 1980er

7 Weitere interessante Einzelheiten in seiner letzten monographischen Darstellung: Detlef Döring, »Dann sprach ich bei Professor Gottsched vor ...«. *Leipzig als literarisches Zentrum Deutschlands in der Frühen Neuzeit*, Leipzig 2014.

8 Konzise thesenorientierte Zusammenfassung bei Detlef Döring, »Johann Christoph Gottsched und die deutsche Aufklärung«, in Eric Achermann (Hg.), *Johann Christoph Gottsched (1700–1766). Philosophie, Poetik und Wissenschaft*, Berlin 2014, S. 389–404.

9 Zum Gesamtkontext der Entstehungsgeschichte sehr aufschlussreich Detlef Döring, »Der Briefwechsel von Johann Christoph Gottsched. Die Geschichte seiner Erschließung und seine Stellung in der Entwicklung der Korrespondenz«, in Hans-Gert Roloff (Hg.), *Editionsdesiderate zur Frühen Neuzeit. Beiträge zur Tagung der Kommission für die Edition von Texten der frühen Neuzeit*, Band 1, Amsterdam u. a. 1997, S. 297–318. Vgl. ebenso Rudersdorf, Vorwort des Projektleiters (Fn. 3), S. VII–XVIII.

Jahren als damaliger Mitarbeiter in den Sondersammlungen der Universitätsbibliothek intensiv mit der dort verwahrten Gottsched-Korrespondenz beschäftigt hatte. In dem Theologen und Kirchenhistoriker Professor Dr. Kurt Nowak, damals Sekretar der Philologisch-historischen Klasse, fand er einen hochmotivierten und engagierten Förderer und Mentor, der im Verbund mit einer sachkompetenten wissenschaftlichen Beratergruppe das Projekt konstitutiv ins Werk setzte, das dann im Jahre 2000 seine Editionsarbeit aufnahm. Die Professoren Rudolf Große, Gotthard Lerchner, Karl Czok, Gerhard Kaiser, Hans-Gert Roloff, Rudolf Vierhaus und der bereits erwähnte Kurt Nowak, der zum ersten Projektleiter bestellt wurde, gehörten diesem wissenschaftlichen Promotorenngremium an, das von den Impulsen Detlef Dörings maßgeblich inspiriert und mitbestimmt wurde.

Dank seiner wegweisenden Forschungsergebnisse auf dem Gebiet der Wissenschafts- und Universitätsgeschichte der Frühen Neuzeit, der europäischen Geistes- und Ideengeschichte und der Geschichte der Leipziger und mitteldeutschen Aufklärung war Detlef Döring gleichsam der geborene Leiter der Arbeitsstelle, der zusammen mit Professor Kurt Nowak, mit Dr. Rüdiger Otto, Dr. Michael Schlott, Frau Magistra Franziska Menzel und der später hinzugekommenen Frau Dr. Cornelia Caroline Köhler in hochprofessioneller Weise die tägliche Kärnerarbeit der Edition voranbrachte. Nach dem frühen Tod von Kurt Nowak Ende 2001 fiel mir als Frühneuzeithistoriker und Ordentlichem Mitglied die ehrenvolle Aufgabe zu, namens des Präsidiums und der Klasse die Projektleitung der Briefedition zu übernehmen. Der Germanist Professor Dr. Klaus Manger von der Friedrich-Schiller-Universität Jena, ebenfalls Ordentliches Mitglied der Akademie, übernahm wenig später den Vorsitz der projektbegleitenden Kommission und ist uns bis heute eine sehr wertvolle menschliche und fachliche Stütze.

In den rund 15 Jahren seiner leitenden Amtstätigkeit hat Detlef Döring bedeutende Anstrengungen unternommen, das verkürzt sogenannte »Gottsched-Projekt« in der einschlägigen *scientific community* öffentlichkeitswirksam bekannt zu machen. Die drei Tagungsbände »Gelehrte Gesellschaften im mitteldeutschen Raum (1650–1820)«, erschienen in den »Abhandlungen« der Akademie 2000–2002, sowie seine grundlegende »Geschichte der Deutschen Gesellschaft in Leipzig«, erschienen in Tübingen 2002, wohl seine bedeutendste monographische Leistung, gehörten ebenso zur erfolgreichen Außenwirkung wie seine zahlreichen Vorträge, Publikationen, Ausstellungsprojekte und Lehrveranstaltungen im Historischen Seminar, auf die er stets Wert gelegt hat und stolz war. Die Erforschung der geistigen und der sozialen Signatur der Aufklärung in der

Mitte des 18. Jahrhunderts verdankt ihm zweifellos viele Einsichten und neue Perspektiven, die in eine kaum noch überschaubare Fülle von Publikationen, stets quellenbasiert und methodologisch reflektiert, eingeflossen sind.¹⁰

Die bislang erschienenen Bände der Leipziger Gottsched-Edition stellen daher so etwas wie eine Krönung des außergewöhnlichen Lebenswerkes von Detlef Döring dar, freilich aber auch das jäh abgebrochene Ende einer überaus erfolgsorientierten Ära seines Wirkens in der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, seiner langjährigen Leipziger Arbeitsstätte. Seine großen Verdienste um die Edition bleiben unvergessen. Mit ihm verliert die Arbeitsstelle einen exzellenten Kenner historischer Quellen und Literatur, einen unermüdlichen Bibliotheks- und Archivbenutzer, einen ausgewiesenen Geistes-, Gelehrten- und Ideenhistoriker, der mit seinen Führungsqualitäten und intellektuellen Forschungsimpulsen nicht nur großen Eindruck, sondern auch tiefe Spuren bei den Menschen in seiner Umgebung hinterlassen hat. Wir, die wir ihm dienstlich und außerhalb der »Studierstuben« nahestanden, werden das Andenken an ihn in Ehren halten.¹¹

Gleichwohl, das *fatum* der fortschreitenden Zeit will es nicht anders: Wie so oft im Leben, so bleibt auch hier im wissenschaftlichen Arbeitsalltag die Uhr nicht stehen. Es ist ein Glücksfall, dass es in der Situation der Vakanz gelungen ist, aus der Mitte des Projektteams die Nachfolge in der Leitung der Arbeitsstelle im Sinne des Verstorbenen schnell und problemlos zu regeln. Detlef Dörings theologischer Studienfreund Rüdiger Otto, von Beginn des Unternehmens dabei, hat die Leitung nach dessen Tod nahtlos übernommen und steht dem eingespielten, kundigen und hochmotivierten Team, das im täglichen Diskurs Hand in Hand arbeitet, als *primus inter pares* vor.¹² Die wissenschaftliche Produktion läuft wie ein Uhrwerk weiter. Der Walter de Gruyter-Verlag ist mit der Herstellung der stattlichen Bände auf diesen Jahresrhythmus eingestellt. Bis

10 Detlef Döring und Kurt Nowak (Hg.), *Gelehrte Gesellschaften im mitteldeutschen Raum (1650–1820)* (Sächs. Akad. der Wissensch. zu Leipzig, Abh. der Phil.-hist. Klasse, Bd. 76, H. 2/5/6), Stuttgart/Leipzig 2000–2002; Detlef Döring, *Die Geschichte der Deutschen Gesellschaft in Leipzig: Von der Gründung bis in die ersten Jahre des Seniorats Johann Christoph Gottscheds*, Tübingen 2002. Die vollständige Bibliographie von Detlef Döring ist in dem von ihm bis zuletzt mitherausgegebenen *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 23 (2015), S. 11–37 erschienen.

11 Vgl. auch den Nachruf von Manfred Rudersdorf, »In memoriam Detlef Döring (1952–2015)«, in *Neues Archiv für sächsische Geschichte* 86 (2015), S. 247–253.

12 Siehe die erstmals von Rüdiger Otto verfasste umfangreiche *Einleitung zu Band 10 der Briefedition* (Fn. 2), S. XIII–LIV.

alle projektierten 25 Bände vorliegen, ist jedoch noch eine Menge an editorischer und kommentierender Detail- und Recherchearbeit zu leisten, um das Ziel des großen Ganzen, den Abschluss der kompletten Edition für den Raum der mitteleuropäischen Bildungslandschaft, hier mit dem ausstrahlungskräftigen Gravitationszentrum Leipzig, in finaler Präzision zu erreichen.

Dazu bedarf es des Dankes an alle Mitwirkende, aber auch der Ermutigung und zugleich der Bitte um weitere wohlwollende Unterstützung: durch den Präsidenten der Akademie, den Generalsekretär, den Sekretar der Philologisch-historischen Klasse, sowie durch Professor Klaus Manger, den stets loyalen und präsenten Vorsitzenden der projektbegleitenden Kommission und deren sachkundige Mitglieder. Schließlich gilt mein Dank der Leipziger Universitätsbibliothek für ihre großzügige Benutzerregelung, dem Verlagshaus in Berlin für dessen zuverlässige, langjährige Kooperation sowie allen Zuträgern und Sympathisanten – institutionell wie persönlich –, die unsere wissenschaftliche Arbeit, die wir als innovative geisteswissenschaftliche Grundlagenforschung verstehen, nach Kräften unterstützen.

Rüdiger Otto

Band 10 der Gottschedkorrespondenz¹ – Inhalt und Beobachtungen

Das Ehepaar Gottsched unternahm drei große Reisen. 1749 begab man sich nach Wien und genoss eine Audienz bei Maria Theresia und ihrer Familie, eine überaus seltene Auszeichnung für einen protestantischen Gelehrten. Gottsched veröffentlichte einen Reisebericht in lateinischer Sprache.² 1753 besuchte das Ehepaar die Residenzstadt Kassel, wo Gottscheds Bruder Johann Heinrich als Hofbeamter tätig war und eine Filialsozietät der von Gottsched in Leipzig unterhaltenen Gesellschaft der freyen Künste begründet wurde.³ Über den Reiseverlauf, der mit dem Besuch verschiedener Höfe und akademischer Gesellschaften verbunden war, kann man sich in den Briefen der Luise Adelgunde Victorie Gottsched, der Gottschedin, informieren, die schon im 18. Jahrhundert veröffentlicht wurden.⁴ Im Sommer 1744 reisten die Gottscheds über Danzig und mehrere Orte Ostpreußens nach Königsberg. Über diese Reise wird man am besten in dem seit August 2016 vorliegenden Band 10 unserer Brief-

1 Johann Christoph Gottsched, *Briefwechsel unter Einschluß des Briefwechsels von Luise Adelgunde Victorie Gottsched. Historisch-kritische Ausgabe*, im Auftrage der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig hg. von Detlef Döring (†) und Manfred Rudersdorf, Band 10: März 1744 – September 1745, hg. und bearb. von Detlef Döring (†), Franziska Menzel, Rüdiger Otto und Michael Schlott unter Mitarbeit von Caroline Köhler, Berlin/Boston 2016. Für den Nachweis aus diesem und weiteren Bänden des Briefwechsels werden im Folgenden jeweils nur Band- und Seitenzahl angegeben.

2 Gottsched, *Singularia Vindobonensia Nuper A. MDCCL. D. XII. Mens. Februar. Oratione Solemni In Auditorio Philosophor. Lipsiensi Celebrata ... Praemittitur Prolusio Academica*, Leipzig 1750; vgl. auch Barbara Stollberg-Rilinger, *Maria Theresia*, München 2017, S. 320–327, 342.

3 Zur Gesellschaft der freyen Künste und ihren Tochtergesellschaften vgl. Riccarda Henkel, *Die Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig. Eine »Gottschedsche« Sozietät als Beispiel des aufklärerischen Wissenschaftsdiskurses*, Leipzig 2014.

4 Dorothea Henriette von Runckel (Hg.), *Briefe der Frau Louise Adelgunde Victorie Gottsched gebohrne Kulmus*, 3 Bände, Dresden 1771–1772, Band 2, S. 120–145. Die Briefe dieser Ausgabe wurden neu veröffentlicht und kommentiert: Inka Kording (Hg.), *Louise Gottsched – »Mit der Feder in der Hand«*. Briefe aus den Jahren 1730–1762, Darmstadt 1999, vgl. Nr. 122–127, S. 185–194.

ausgabe unterrichtet.⁵ Im Folgenden sollen einige inhaltliche Aspekte dieses Bandes oder der Beziehung Gottscheds zu Königsberg vorgestellt werden. Zugleich kommen anhand dieser Beispiele Schwerpunktthemen des Briefwechsels einerseits und des Wirkens Gottscheds überhaupt zur Sprache.

Dass die Reise 1744 zustande kam, war kein Zufall. In diesem Jahr stand der 200. Gründungstag der Königsberger Universität an und dieses Ereignis sollte mit einer Festveranstaltung begangen werden. Gottscheds Anteilnahme war in seiner Biografie begründet. Der Sohn des Pfarrers von Juditten bei Königsberg hatte, bis dato vom Vater unterwiesen, im 15. Lebensjahr sein Studium an der Albertina aufgenommen und konnte die akademischen Hürden souverän bewältigen.⁶ Er wäre wahrscheinlich an der Königsberger Universität zu Amt und Würden gelangt, wenn ihn nicht zu Beginn des Jahres 1724 die begründete Sorge, wegen seiner Körpergröße in die Leibgarde des Soldatenkönigs gepresst zu werden, zur Flucht aus Königsberg bewogen hätte. Dieser unfreiwillige Abgang hat das Verhältnis zur Heimat nicht getrübt. Ganz im Gegenteil. Er bewahrte eine lebenslange Anhänglichkeit an seine Herkunftsregion und schon als junger Mann versuchte Gottsched über diese eigentümliche Neigung Klarheit zu gewinnen und Rechenschaft abzulegen.

»Ich weiß nicht«, notierte er, »was es vor eine innerliche Regung ist, die uns antreibt von einem gewissen Stücke des Erdbodens so gerne was gutes zu sagen, und solches andern Leuten glaublich zu machen. Wir sind in der That, so wenig an das eine, als an das andre Land angewachsen. Keine Provintz gehört uns mehr zu, als die andre, und ein Weiser erkennt die gantze Welt vor sein Vaterland. Doch allem Ansehen nach, ist es ein heimlicher Ehrgeitz, der uns allen ohne Unterscheid anklebet. Es scheint doch zum wenigsten, als wenn

5 Der Briefwechsel mit Cölestin Christian Flottwell lag teilweise bereits gedruckt vor in Gottlieb Krause, *Gottsched und Flottwell, die Begründer der Deutschen Gesellschaft in Königsberg. Festschrift zur Erinnerung an das 150jährige Bestehen der Königlichen Deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preußen*, Leipzig 1893. Die Briefe Gottscheds an Flottwell sind – auch in der Wiedergabe unseres Bandes – nur in Gestalt dieser Ausgabe überliefert. Der Herausgeber konnte sie dem Archiv der Königsberger Deutschen Gesellschaft entnehmen, das im Zweiten Weltkrieg vernichtet wurde bzw. abhanden kam. Anders als in dieser Ausgabe werden Flottwells Briefe in unserem Band vollzählig und vollständig, darüber hinaus auch weitere die Reise und den Aufenthalt in Königsberg berührende Schreiben mitgeteilt. Zum Überblick über weitere Schwerpunkte, Briefthemen und Korrespondenten des Bandes 10 vgl. die »Einleitung«, S. XIII–LIV.

6 Über die Frühzeit vgl. Johannes Reicke, *Zu Johann Christoph Gottsched's Lehrjahren auf der Königsberger Universität*, Königsberg 1892 (auch in *Altpreußische Monatsschrift* 29 [1892], S. 70–150); Bernhart Jähmig, »Die Umwelt von Johann Christoph Gottscheds Kindheit und Jugend im Pfarrhaus zu Juditten bei Königsberg«, in Joseph Kohnen (Hg.), *Königsberger Beiträge. Von Gottsched bis Schenkendorf*, Frankfurt a. M. u. a. 2002, S. 1–16.

von demjenigen Guten, das von der Landschaft, darinnen wir gebohren und erzogen worden, gesaget wird, auch uns selber ein gewisser Theil zugehörete. Daher glauben wir, daß die Verächter unsers Vaterlandes uns selbst verachten wollen, und daß hingegen diejenigen, die unsre Geburt=Stadt rühmen, auch von uns selbst eine gute Meinung hegen.«⁷

Als Vernunftwesen – Weiser – ist der Mensch Teilhaber an der einen und allgemeinen Vernunft und keinen weiteren Bestimmungen unterworfen. Gottsched folgt hier einem Vernunftbegriff, der auch seine ästhetische Auffassung kennzeichnet. Demzufolge ist das Schöne und Richtige von allgemeingültigen Gesetzen bestimmt und unabhängig von zeitlichen, räumlichen oder klimatischen Bedingungen;⁸ es ist überhistorisch gültig. In moralischer Hinsicht ist der Weltbürger dem allgemeinen Besten in abstrakter Weise verpflichtet.

Die andere Seite, die aus Herkunft und geburtsmäßiger Zugehörigkeit resultierende Anhänglichkeit, wird nicht mit der unumstößlichen Geltung des Vernünftigen proklamiert. »Wir glauben«, schrieb Gottsched, und »es scheint«, dass Aussagen über unsere Region, Stadt und was auch immer auch uns betreffen. Aber diese verbale Einschränkung stellt den beschriebenen Sachverhalt selbst nicht in Frage. Im Gegenteil: Lebenspraktisch beansprucht dieser unhintergehbare Hang zur Identifizierung sein Recht. Die Verteidigung der Herkunftsdimension wird als Akt der Selbstbehauptung deklariert. Das Zitat

7 Gottsched, »Geneigter Leser« [Vorrede], in Johann Valentin Pietsch, *Gesamlete poetische Schrifften*, hg. von Johann Christoph Gottsched, Leipzig 1725, nicht paginiert.

8 Nach der Klimatheorie, die seit der Antike und in der Neuzeit in bevorzugter Weise seit der *Querelle des Anciens et des Modernes* und noch in Montesquieus *Geist der Gesetze* und andern Werken des 18. Jahrhunderts Geltung beanspruchte, bestimmen klimatische Voraussetzungen die geistig-kulturelle Entwicklung eines Volks und seiner Individuen. Den Deutschen und anderen Nordvölkern wurde in diesem Kontext die Fähigkeit zu subtilen Gedanken und schöngestigen Werken abgesprochen; vgl. z. B. Ruth Florack, *Tiefsinnige Deutsche, frivole Franzosen. Nationale Stereotype in deutscher und französischer Literatur*, Stuttgart 2001, S. 567–583; Gonthier-Louis Fink, »De Bouhours à Herder. La théorie française des climats et sa réception Outre-Rhin«, in *Recherches germaniques* 15 (1985), S. 3–62, über Gottsched S. 31. Gottsched war ein entschiedener Gegner dieser Auffassung, indem er jedem Individuum und jedem Volk das gleiche Potential zusprach, dessen Entwicklung vom Bildungsangebot abhängig sei. Dies kommt z. B. in folgenden Versen zum Ausdruck: »Die Thorheit mißt den Witz nach Süden oder Norden:/ Wenn ist die Wissenschaft der Sonne Werk geworden?/ ... Wer bindet nun den Geist an Boden und Gestirn?/ Ein jedes Land erzeugt, so Seele als Gehirn./ Die Lehre reißt ein Volk aus grober Einfalt Stricken;/ Durch Schulen muß man es der Barbarey entrücken./ Wo diese zeitig blühn, und Fleiß Belohnung findt,/ Da bleibt das dümmste Volk kein Menschenalter blind; Da wächst auch Geist und Witz, und trägt gelehrte Früchte« Gottsched, *Gedichte, Darinn sowohl seine neuesten, als viele bisher ungedruckte Stücke enthalten sind*, Leipzig 1751, Band 2, S. 568.

steht vor einer Ausgabe von Gedichten seines Königsberger Lehrers Johann Valentin Pietsch und Gottsched begründete damit, warum ihm die Bekanntgabe und Würdigung dieser Gedichte wichtig war. Auch in den folgenden Jahren und Jahrzehnten trat er als kultureller Anwalt Königsbergs in Erscheinung. Er plante eine Ausgabe preußischer Dichter,⁹ lenkte die Aufmerksamkeit auf den Königsberger Dichter Simon Dach,¹⁰ forderte die Würdigung verdienter Königsberger Professoren (Gottsched, Briefwechsel 9, S. 302 f.), regte Zeitungsgründungen in Königsberg an¹¹ und berichtete in seinen Zeitschriften minutiös über das Königsberger akademische Leben.¹²

Dieselbe Denkfigur einer in Wert- oder Geringschätzung verbundenen Mithaftung oder Mitbetroffenheit liegt Gottscheds Aussagen über den Wert deutscher Kulturleistungen zugrunde. Wann immer den Deutschen gering-schätzig ein Mangel an Esprit, Kultur und sprachlicher Finesse nachgesagt wurde, reagierte Gottsched empfindlich bis grob, indem er seinerseits mit Stereotypen über oberflächliche Franzosen oder wollüstige Italiener operierte. Der Grund: Durch Geburt und Herkunft war er der deutschen Sprachgemeinschaft verhaftet¹³ und jede abfällige Bemerkung über die Unzulänglichkeit der deutschen Sprache, Literatur oder der Deutschen schlechthin betraf ihn selbst. Einschlägige Aussagen, vor allem französischen Ursprungs, waren ihm geläufig. Er kam immer darauf zurück, und ließ lebenslang kaum eine Gelegenheit aus, eine Gegenrechnung aufzumachen und die kulturelle Leistungsfähigkeit der Deutschen zu betonen, ob es den Buchdruck, die Kupferstichkunst, die mittelalterliche Literatur oder die Anzahl deutschsprachiger Dramen betraf, um nur einiges zu nennen. Die Verteidigung der ineinander verschränkt vorgestellten eigenen und nationalen Ehre gehörte zweifellos zu den starken Antriebskräften

9 Die Briefstellen zu dieser nicht ins Werk gesetzten Sammlung sind in der Rubrik »Unveröffentlichte Werke« Gottscheds aufgeführt: Gottsched, Briefwechsel 1, S. 568, 2, S. 685 und 10, S. 714. Zu den Gründen für den Abbruch der Bemühungen vgl. Anett Lüttenken, »Die Vertheidigung vieler großen Dichter alter und neuer Zeiten: zum Anthologieverständnis Gottscheds«, in *German life and letters* 70 (2017), S. 22–39, 29 f.

10 Vgl. die Stellenhinweise in Gottsched, Briefwechsel 2, S. 139 f., Erl. 9.

11 Cölestin Christian Flottwell meldete bei der Zusendung eines Belegexemplars, er sei »in Absicht der unseres Orts einzuführenden gelehrten Zeitungen nicht ungehorsam oder nachlässig gewesen« (Gottsched, Briefwechsel 9, S. 109, Z. 28 f.) und deutete damit an, dass das Unternehmen auf eine Anregung Gottscheds zurückgeht.

12 Vgl. z. B. *Neuer Büchersaal* 2/1 (1746), S. 277–288; 2/4 (1746), S. 383 f.; 4/5 (1747), S. 479 f.; 6/1 (1748), S. 93–96 und 6/2 (1748), S. 188–192.

13 Vgl. das entwaffnend offene Eingeständnis seiner Ohnmacht, anders als in deutscher Sprache zu kommunizieren, in 1, S. 52 f. und dazu Rüdiger Otto, *Leibniz, Gottsched und die deutsche Kulturnation*, Hannover 2012, S. 17 f.

für Gottscheds wissenschaftlich-literarisches Schaffen. Dabei ist in Rechnung zu stellen, dass weniger eine nationale Überheblichkeit zum Ausdruck kommt, als vielmehr das Bemühen, neben dem territorialstaatlichen Partikularismus, neben der geläufigen ständischen Isolierung eine neue, eben die Ordnung der Nation zunächst einmal zu etablieren und eine neue, bürgerlich definierte Verantwortungsgemeinschaft herzustellen.

Um auf Königsberg zurückzukommen: Die Verbindung zur Heimatstadt ist auch eine Konstante der Gottschedkorrespondenz. Gleichwohl ist eine eigentümliche Entwicklung zu beobachten. Die unmittelbar nach dem Eintreffen in Leipzig bestehende Verbindung zu Lehrern, Förderern und Studienfreunden, die ihn noch mit Brüderchen anreden durften,¹⁴ verlor allmählich an Intensität. Dagegen gewannen Korrespondenzen an Profil, die stärker sachbezogen waren, wenngleich auch hier die Verbundenheit und Gottscheds Heimatliebe beschworen wurden. Man wandte sich jedoch an ihn, um seine mittlerweile einflussreiche Position im Medienzentrum Leipzig in Anspruch zu nehmen, und in dieser Beziehung war Gottsched eher das, was damals als Gönner bezeichnet wurde. Um es an einigen Beispielen zu zeigen:

Martin Knutzen, bekannt als der prägende Königsberger Lehrer Immanuel Kants,¹⁵ schickte Gottsched die meisten seiner Veröffentlichungen, philosophisch-theologischen ebenso wie naturwissenschaftlichen Inhalts, zu. Mit Berufung auf Gottscheds Liebe zu Heimat und Landsleuten¹⁶ bat er um Bekanntmachung in den einschlägigen Rezensionsorganen, den *Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen* und den *Deutschen Acta eruditorum*, die im gesamten deutschsprachigen Raum gelesen wurden, und in den lateinischen *Acta eruditorum*, die europaweit verbreitet waren. Gottsched erfüllte Knutzens Bitten und dieser beteuerte, dass wissenschaftliche Ergebnisse aus dem entlegenen Königsberg nur dank der über die Leipziger Medien erreichten Publizität in größerem Maßstab wahrgenommen würden.¹⁷

14 So Johann Georg Bock, vgl. Gottsched, Briefwechsel 1, Nr. 26 und weitere Briefe dieses Bandes. Nicht allein zu Bock, der sich wegen poetologischer Differenzen mit Gottsched entzweite (vgl. Gustav Waniek, *Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit*, Leipzig 1897, S. 295 f. und 355 f.), auch zu Michael Lilienthal oder Daniel Heinrich Arnold brach die Verbindung ab.

15 Vgl. Hans-Joachim Waschkies, *Physik und Physikotheologie des jungen Kant. Die Vorgeschichte seiner Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels*, Amsterdam 1987.

16 In Gottscheds Reaktion auf seine erste Zuschrift erkannte Knutzen »ut amorem in patriam ac contreraneos Tuos, sic et favorem erga me«. Gottsched, Briefwechsel 8, S. 31 f. Ähnliche Äußerungen finden sich auch in seinen weiteren Briefen.

17 »Latusset forsan semper, cum qvæ nos scribimus in hoc terrarum angulo paucis

Als der Königsberger Historiker Christian Heinrich Gütther einen Verleger suchte, der sein Buch über den ersten preußischen König Friedrich I. veröffentlichen könnte, hatte er wenig Zutrauen zu den lokalen Branchenvertretern und wandte sich an Gottsched.¹⁸ Dessen besondere Beziehung zum Leipziger Verleger Bernhard Christoph Breitkopf war bekannt. Gottsched hatte mit seinen Büchern zum raschen Gedeihen des Unternehmens beigetragen, und im Gegenzug durfte er seit dessen Fertigstellung 1736/38 in dem Breitkopfschen Haus zum goldenen Bären wohnen.¹⁹ Diese und weitere Verbindungen Gottscheds zu den Unternehmen der Buch- und Verlagshauptstadt Deutschlands, die Leipzig zu Gottscheds Lebzeiten fraglos war, wurden häufig und von vielen Korrespondenten in Anspruch genommen. Gottsched konnte Breitkopf in der Tat für den Verlag des Güttherschen Werks gewinnen. Aber nach der Besetzung und Plünderung Sachsens durch das preußische Militär im Dezember 1745 trat Breitkopf verständlicherweise zurück. Die nächste Adresse war der Berliner Verleger Ambrosius Haude, mit dem Gottsched ebenfalls persönlich gut bekannt und in aufklärerischer Gesinnungsgemeinschaft eng verbunden war. Aber nach einem Edikt Friedrich II., das alle Veröffentlichungen über das Herrscherhaus strengster Zensur unterwarf, schickte auch Haude das Manuskript zurück, und zwar an Gottsched.²⁰ Der bemühte sich unverdrossen weiter und dank seines Einsatzes und seiner Verbindungen konnte das Buch 1750 endlich erscheinen – in Breslau bei dem Verleger Johann Jakob Korn. Mit Bitten um Buchanzeigen und um Vermittlung von Rezensenten oder Verlegern wurde Gottsched nicht nur aus Königsberg, sondern aus allen Himmelsrichtungen und immer wieder konfrontiert.²¹

Gottsched unterhielt mehrere Korrespondenzen nach Königsberg. Unter diesen sticht jedoch eine hervor, sowohl was die Anzahl und den Umfang der Briefe als auch was die Intensität der Beziehung angeht. Es ist die mit dem Königsberger Rhetorikprofessor Cölestin Christian Flottwell. Dessen Verehrung Gottscheds trägt bisweilen Züge einer Apotheose. Aber auch Gottsched konnte

innotescant, nisi eorum commendatione subleventur, qvi in vestra luce versantur.« Gottsched, Briefwechsel 8, S. 33, Z. 6–8.

18 Die Verlagsangelegenheit wurde schon im ersten Brief Gütthers vom August 1743 (Gottsched, Briefwechsel 9, Nr. 128) behandelt und blieb über Jahre das zentrale Thema dieser Korrespondenz.

19 Vgl. Oskar von Hase, *Breitkopf & Härtel*, Band 1, Wiesbaden 1968, S. 67 f.

20 Die Rücksendung erfolgte am 8. November 1746, der Brief wird im 12. Band gedruckt.

21 Vgl. Detlef Döring, »Johann Christoph Gottsched – Vermittler zwischen Autoren und Verlegern im Leipzig der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts«, in *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 16 (2007), S. 245–264.

an Flottwell schreiben: »Kein Mensch in der Welt hat soviel Geduld mit mir, als E. H. und zu niemandem habe ich ein größeres Vertrauen.« (Gottsched, Briefwechsel 10, S.338f.) Gegenstand der Briefe waren Stadt- und Universitätsinterna, private Belange, politische Stammtischgespräche oder die gemeinsame Abneigung gegen die Pietisten. In besonderer Weise stand Gottsched Pate für die von Flottwell 1741 gegründete Königsberger Deutsche Gesellschaft (Gottsched, Briefwechsel 9, S.219). Das hatte gute Gründe. Gottsched war, wie es im einschlägigen Lexikonartikel heißt, »die zentrale Gründungsgestalt«²² dieser für das Aufklärungsjahrhundert charakteristischen neuen Sozietätsform. Die Deutschen Gesellschaften zeichnen sich in inhaltlicher Hinsicht durch die Pflege der deutschen Sprache unter verschiedensten Fragestellungen aus. Einige der Gesellschaften sorgten mit intensiver Veröffentlichungstätigkeit für Publizität.²³ Organisatorisch war in ihnen die Bildungsschicht – Pfarrer, Lehrer, Professoren, Beamte, Studenten – also Personen mit einem hohen Ausstrahlungspotential vertreten. Aber auch Adlige und bisweilen sogar Frauen gehörten zu den Mitgliedern. Mit ihrem auf Austausch und wechselseitiger vernunftbasierter Kritik beruhenden Gesellschaftsleben zielten sie auf die Einübung selbständigen Denkens und eine Art demokratischer Kommunikationskultur. Wenn die öffentlichen Debatten über ästhetische Fragen als vopolitische Form der bürgerlichen Öffentlichkeit verstanden werden, so kommt den Deutschen Gesellschaften in deren Genese eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu.

Die Leipziger Gesellschaft, Muster und Vorbild für alle späteren Gründungen, bestand schon vor Gottscheds Eintreffen. Aber erst durch ihn erhielt sie ihren anspruchsvollen Namen und ein Programm, das hochfliegender kaum sein konnte.²⁴ Man orientierte sich an der Académie Française und reklamierte

22 Wolfgang Hardtwig, Art. »Deutsche Gesellschaften«, in *Enzyklopädie der Neuzeit* 2 (2005), Sp. 936–938, 936.

23 Corinna Fricke, »Die Deutschen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts – ein Forschungsdesiderat«, in Klaus D. Dutz (Hg.), *Sprachwissenschaft im 18. Jahrhundert*, Münster 1993, S. 77–98, 88, zu den Themen vgl. die Systematisierung S. 89–93.

24 Zur Leipziger Gesellschaft vgl. Detlef Döring, *Die Geschichte der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Von der Gründung bis in die ersten Jahre des Seniorats Johann Christoph Gottscheds*, Tübingen 2002; Übersicht über die Forschungssituation: Fricke, *Die Deutschen Gesellschaften* (Fn.23). Zu den Deutschen Gesellschaften im Rahmen der Sozietätsgeschichte der Aufklärung bzw. im Prozess der Nationbildung vgl. Richard van Dülmen, *Die Gesellschaft der Aufklärer. Zur bürgerlichen Emanzipation und aufklärerischen Kultur in Deutschland*, Frankfurt a.M. 1996, S. 48–54; Wolfgang Hardtwig, »Vom Elitebewußtsein zur Massenbewegung. Frühformen des Nationalismus in Deutschland 1500–1840«, in Wolfgang Hardtwig, *Nationalismus und Bürgerkultur in Deutschland 1500–1914*, Göttingen 1994, S. 34–54, 44f.

damit trotz verbaler Einschränkungen für sich eine ähnliche Bedeutung für den deutschsprachigen Raum wie sie der Académie für Frankreich zukam.²⁵ Gegen den möglichen Vorwurf der Anmaßung behauptete man das Recht auf die Bezeichnung Deutsche Gesellschaft mit der Begründung, Leipzig sei Treffpunkt des gesamten Reiches – hier war an Medien, Verlagsort, Messe und Universität gedacht – und damit der ideale Ort für die Etablierung einer solchen Gesellschaft. Obwohl in Leipzig ansässig, wollte man keine Regionalsprachen bevorzugen. Schließlich biete man »allen Liebhabern der Deutschen Sprache« Einlass.²⁶ Und in der Tat: Das Mitgliederverzeichnis weist eine große territoriale Vielfalt aus.²⁷ Es wurde darauf hingewiesen, dass Gottsched mit seinen publizistischen Möglichkeiten eine einheitliche nationale bürgerliche Öffentlichkeit vorausgesetzt hat, die in dieser Form noch überhaupt nicht existent war, aber durch ihre performative Ansprache und die infolgedessen eintretenden Reaktionen in einem interaktiven Prozess Gestalt gewonnen hat.²⁸ Die Leipziger Deutsche Gesellschaft war dank ihrer Offenheit während Gottscheds Zugehörigkeit ein idealer Resonanzraum für seine Bestrebungen. Trotz aller Bemühungen gelang es indes den Leipzigern nicht, in den Genuss einer landesherrlichen Privilegierung, d. h. einer staatlich abgesicherten Institutionalisierung zu gelangen. Die Bildung einer Zentralinstanz misslang, aber es entstanden in zahlreichen Universitäts- und anderen Städten weitere Deutsche Gesellschaften, die zwar nicht von Leipzig aus gesteuert, wohl aber in Anlehnung an die Leipziger Programmatik für die Ausbreitung des Ideengutes in der Fläche sorgten.²⁹ Diese Breitenwirkung und damit der Beitrag zur Entstehung einer bürgerlichen Öffentlichkeit wird als eines der Unterscheidungsmerkmale zu den Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts angesehen.³⁰

Die Königsberger Deutsche Gesellschaft gehört in diesen Rahmen. Gottsched begrüßte deren Gründung, weil dadurch auch in Königsberg eine Deutsche Gesellschaft mit seiner Programmatik entstanden und Königsberg damit im Konzert der Deutschen Gesellschaften vertreten war. Die ihm von Flottwell zuge-

25 Johann Christoph Gottsched, *Nachricht von der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig, Bis auf das Jahr 1731. fortgesetzt*, Leipzig 1731, S. 28.

26 Ebd., S. 31.

27 Vgl. Ernst Kroker, »Mitgliederverzeichnis von 1697–1741«, in *Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig* 9/2 (1902), S. 42–57.

28 Daniel Fulda, »Die Erschaffung der Nation als Literaturgesellschaft. Zu einer meist übergangenen Leistung des Publizisten Gottsched«, in *Denkströme* 4 (2010), S. 12–29.

29 Vgl. die Tabelle bei van Dülmen, *Die Gesellschaft der Aufklärer* (Fn. 24), S. 151 f.; Fricke, *Die Deutschen Gesellschaften* (Fn. 23), S. 78, 92.

30 Vgl. Fricke, *Die Deutschen Gesellschaften* (Fn. 23), S. 82.

wiesene Aufgabe als Beratungs- und Aufsichtsinstanz der Königsberger wie auch als Propagator ihres Wirkens nahm er durchaus ernst. Er warnte beispielsweise davor, in ihren Veröffentlichungen – zumeist Gelegenheitsgedichte auf verdiente Personen – nur Königsberger Belange zu behandeln (Gottsched, Briefwechsel 10, S. 517, Z. 5–8), und legte die Wahl dichterischer Themen nahe, denen er ein größeres spezifisches Gewicht zumaß. Was ihm vor Augen stand, wird an der Themenstellung deutlich, die Gottsched den Königsbergern als Auftragswerk für das Universitätsjubiläum nahelegte. Es sollte eine Lobrede oder ein Gedicht auf den Gründer der Königsberger Universität Herzog Albrecht von Brandenburg angefertigt werden (Gottsched, Briefwechsel 9, S. 220, 301, Erl. 7 u. ö.). Der Gegenstand war ihm derart wichtig, dass er, einer Praxis europäischer Akademien folgend, die während seines Seniorats auch in der Leipziger Deutschen Gesellschaft übernommen wurde,³¹ für das beste Werk einen Preis auslobte (Gottsched, Briefwechsel 9, S. 379). Es sollten sich möglichst viele Mitglieder der Königsberger Deutschen Gesellschaft angespornt fühlen und das preisgekrönte Werk sollte neben den anderen Versuchen deren Leistungsfähigkeit bei Gelegenheit der öffentlichkeitswirksamen Jubiläumsfeierlichkeiten demonstrieren.

Es war indes Flottwell, der bereits Jahre zuvor das Datum des Universitätsjubiläums ins Auge gefasst hatte und die Erwartung eines großen Festaktes mit der Hoffnung verband, »den gelehrten Gottsched mit seiner liebsten Freundin zu umbarmen« (Gottsched, Briefwechsel 8, S. 487, Z. 18). Im Laufe der Monate gewann der Plan Kontur. Mit der Genehmigung des Oberkonsistoriums als oberster Behörde (Gottsched, Briefwechsel 10, Nr. 38) trat das Ehepaar am 24. Mai 1744, einem Pfingstsonntag, seine Reise an. Von vornherein war nicht an eine geradlinige Fahrt von Poststation zu Poststation gedacht. Es gab auf der Wegstrecke mehrere Orte, in denen Freunde, Bekannte oder Familienangehörige lebten, die Besuchswünsche geltend machten (vgl. Gottsched, Briefwechsel 10, Nr. 26). Gottscheds Frau hatte seit der Hochzeit im April 1735 ihre Heimatstadt Danzig nicht wiedergesehen. Hier verweilte man mehrere Wochen, und auf der Weiterfahrt war die Gesellschaft um Gottscheds Schwägerin Johanna Concordia Kulmus erweitert, die in Königsberg mit Liebeshändeln für einige Turbulenzen sorgte und Flottwell in den folgenden Monaten zu anspielungsreichen Bemerkungen veranlasste. Dass auch der Sohn des Hauswirts der Gottscheds und nachmals berühmte Verleger Johann Gott-

31 Vgl. Detlef Döring, »Die Deutsche Gesellschaft zu Leipzig und die von ihr vergebenen Auszeichnungen für Poesie und Beredsamkeit 1728–1738. Ein frühes deutsches Beispiel der Auslobung akademischer Preisfragen«, in Karlheinz Blaschke und Detlef Döring (Hg.), *Universitäten und Wissenschaften im mitteldeutschen Raum in der Frühen Neuzeit. Ehrenkolloquium zum 80. Geburtstag von Günter Mühlhpfordt*, Stuttgart/Leipzig 2004, S. 187–225.

lob Immanuel Breitkopf zur Reisegesellschaft gehörte, erfährt man eher zufällig.³²

Schon bald nach Reiseantritt erreichten Gottsched Nachrichten von der Eintrübung der Festlaune in Königsberg. Der König verweigerte die erwartete finanzielle Unterstützung des Jubiläums (Gottsched, Briefwechsel 10, Nr. 17), und als die Universität ihre Bitte erneut vortrug, erhielt sie eine schneidende Antwort. Ihr wurde ein Hang zu »pompeusen Vanitäten« unterstellt und nahegelegt, »mehr auf Studia, mores der Jugend als Ceremonien und Verschwendung« Wert zu legen (Gottsched, Briefwechsel 10, S. 136, Z. 15 f.). Gottsched trat der dadurch entstandenen Verzagtheit entgegen: »Wie? Können denn die Muses nicht vergnügt seyn, ohne die Götter dieser Erden? Das wäre ja eine ewige Schande!« (Gottsched, Briefwechsel 10, S. 128, Z. 16 f.) Die Erfahrung mangelnder obrigkeitlicher Unterstützung war ihm bekannt, hatte ihn aber nur umso mehr zu eigenen Leistungen stimuliert. Und auch hier riet er, statt mit Resignation mit Taten zu reagieren und den Universitätsgründer nicht zu vernachlässigen, den »Wohlthäter«, dessen »Nachfolger [...] ihm gar nicht ähnlich sind« (Gottsched, Briefwechsel 10, S. 128, Z. 18 f.).

Wenig später erreichte ihn die Nachricht, dass das Jubiläum am 27. August begangen werden sollte, statt, wie ursprünglich angenommen, am 6. August. Damit war Gottscheds Urlaubsfrist überschritten, an eine Teilnahme an den Festveranstaltungen war nicht mehr zu denken. Gottsched reagierte pragmatisch und kündigte, noch immer in Danzig, an, den Juli in Königsberg zu verbringen. Allerdings wollte er sich nicht auf ein Ankunftsdatum festlegen, da noch weitere Verwandtenbesuche anstanden. Er riet deshalb dringend von einer »Einholung«, einer Art zeremonieller Begrüßung, vor den Toren der Stadt ab (Gottsched, Briefwechsel 10, S. 142). Nichtsdestotrotz nahmen Abgesandte der Deutschen Gesellschaft die Gottscheds in Empfang, und auch ein Begrüßungsgedicht wurde im Namen der Deutschen Gesellschaft veröffentlicht (Gottsched, Briefwechsel 10, S. 166). Von der Ehrerbietung, die damit zum Ausdruck gebracht werden sollte, abgesehen, gab es gute Gründe für die öffentliche Einholung. Gottscheds Besuch in Königsberg war in gewisser Weise ein Ereignis. Zumindest die akademische Prominenz dürfte über die Ankunft des namhaften Königsbergers im Bilde gewesen sein. Seine Korrespondenten sahen dem Besuch erwartungsvoll entgegen. Nur war das Verhältnis zwischen diesen Kontaktpersonen alles andere als einvernehmlich. Gütther hatte kurz nach Flottwell ebenfalls eine Sozietät gegründet, die sogenannte freie Gesellschaft. Ihre Organisationsform war wie die der Deutschen Gesellschaft am

32 Vgl. Gottsched, Briefwechsel 10, Nr. 81, Erl. 5. In der Literatur über Breitkopf gibt es keine Hinweise auf diese Reise.

Leipziger Vorbild orientiert.³³ Die Konkurrenz zu Flottwells Gesellschaft war unvermeidlich. Auch Knutzen und Flottwell waren in wechselseitiger Abneigung verbunden, wie die Briefe an Gottsched verraten. Die Partei, die Gottsched sichtbar an sich binden konnte, hatte damit einen Prestigegewinn und einen Punktsieg über die Konkurrenten erzielt. Diesen Sieg trugen Flottwell und seine Getreuen durch ihre Fürsorge davon. Sie war nicht auf den Empfang beschränkt, Gottsched besuchte während seines Aufenthalts mehrere Sitzungen der Gesellschaft und ließ sich dort feiern. Der Briefwechsel mit Knutzen hingegen brach nach dem Besuch Königsbergs ab.³⁴ Die Huldigung durch die Deutsche Gesellschaft dürfte darüber hinaus auch ein kompensatorischer Akt gewesen sein. Gottsched hatte, wie erwähnt, einen Preis auf die Würdigung des Universitätsgründers ausgesetzt. Flottwells Briefe vermittelten eine Zeit lang den Eindruck, dass zielstrebig gearbeitet würde (vgl. Gottsched, Briefwechsel 9, S. 220 f., 418 f.). Kurz vor Gottscheds Eintreffen aber war von Schwierigkeiten bei der Behandlung des Themas die Rede (Gottsched, Briefwechsel 10, S. 38) und schließlich schrieb Flottwell, »daß ich und viele redliche Preußen, über der Freude Ew. Magnificentz zu umbarmen, vergeßen werden, den Albrecht in seinem Staube zu küssen« (Gottsched, Briefwechsel 10, S. 131, Z. 4 f.). Statt Leistung wird Willkommensfreude angekündigt. In gewisser Weise war der gesamte Plan gescheitert. Eine große Feier entfiel ohnehin. Die Terminverschiebung machte eine Teilnahme Gottscheds auch am reduzierten Festprogramm unmöglich. Und das erhoffte literarische Schmuckstück zum Jubiläum lag auch nicht vor. Dennoch gibt es kein Zeichen von Enttäuschung. Wenn Flottwell und die Deutsche Gesellschaft auch das erwartete Werk schuldig blieben, so taten sie alles, um den Aufenthalt so inhaltsvoll wie möglich zu gestalten. Gottsched wurde in den Veranstaltungen der Deutschen Gesellschaft gefeiert. Flottwell organisierte ein reiches Besuchsprogramm, das in vornehme Häuser in und um Königsberg führte. Dort wurden Gottsched und seine Muse mit Respekt und Liebenswürdigkeit empfangen. Flottwell begleitete die Gottscheds auf dem Rückweg bis nach Elbing, dem heute in Polen gelegenen Elbląg, immerhin mehr als 100 Kilometer Luftlinie. Von dort aus reiste man zu Schiff nach Danzig. Die Abschiedsbriefe aller Beteiligten waren euphorisch. Gottsched versicherte, er habe »eine erneuerte und verstärkte Liebe gegen mein Vaterland, und

33 Vgl. Gottsched, Briefwechsel 9, Nr. 149. Über die freie Gesellschaft vgl. Konrad Philipp Dieffenbach, »Geschichte der ehemaligen freien Gesellschaft zu Königsberg in Preußen von ihrem Ursprung an bis zu ihrer Vereinigung mit der Königl. Deutschen Gesellschaft 1743–1788«, in *Preußisches Archiv* 5 (1794), S. 130–143.

34 Auch in Knutzens Briefen an Leonhard Euler aus diesem Zeitraum kommt die Störung zur Sprache; vgl. Adolf P. Juškevič u. a. (Hg.), *Leonhardi Euleri Commercium Epistolicum. Descriptio Commercii Epistolici*, Basel 1975, S. 206, Nr. 1197 f.

eine wahre Hochachtung gegen den guten Theil meiner werthesten Landsleute mitgenommen«. (Gottsched, Briefwechsel 10, S. 185, Z. 12 f.)

Allerdings war damit die Angelegenheit nicht beendet. Denn hier in Danzig nahm Gottsched selbst in die Hand, was er von anderen erwartet hatte – einmal mehr zeigt er sich als Mann der Tat, wo andere in Ankündigungen verharren. Gottsched schrieb ein Gedicht auf das Universitätsjubiläum, in dem die hohe Zahl berühmter Absolventen ebenso zur Sprache kam wie die gewünschte Würdigung des Universitätsgründers Herzog Albrecht.

»O Albrecht« heißt es dort, »Du machst, daß Preußen nicht den klügsten Völkern weicht,/ Und hebst in Deinem Volk den neuen Zeitpunkt an;/ Du schaffst, daß Königsberg den besten Schulen gleicht,/ Und daß, wer hier gelernt, auch Fremde lehren kann.«³⁵ Gemeint ist unter anderem Gottsched selbst, der mit seinem Königsberger Rüstzeug in Leipzig Karriere machen konnte.

Die Verse sind für das oft problematisierte und als Byzantinismus kritisierte Verhältnis Gottscheds zu fürstlichen Personen und Widmungsempfängern symptomatisch. Gottsched huldigt mit allen Registern, aber in der Regel wurden dabei die Qualitäten gewürdigt, die wissenschaftspolitisch von Belang waren. Seine Reverenzen an die Fürstengunst, sein Werben um die Aufmerksamkeit des Adels und adlige Beteiligung an seinen Unternehmungen ist in der Regel bei fragloser Anerkennung der Machtverhältnisse kulturpolitisch motiviert. Diese Ausrichtung ist im vorliegenden Jubiläumsgedicht mit einer zeitkritischen und ins Politische reichenden Pointe vorgetragen worden.

»O möcht Euch, Theureste! Ein neuer Albrecht schützen,/ Der Wissenschaft und Kunst so väterlich gepflanzt!/ So würd auch Euer Fleiß weit mehr dem Staate nützen,/ Den mehr Minervens Schild, als Schwert und Wall umschanzt.«³⁶

Gottsched wünschte einen wissenschaftsfreundlichen Herrscher wie Albrecht, da die künstlerische und wissenschaftliche Blüte – Minervens Schild – einem Staat nützlicher sei und sein Gedeihen mehr fördere als das Schwert. Damit wurde der Universitätsgründer Albrecht als Vorbild und als Gegenbild zum zeitgenössischen preußischen Herrscher Friedrich II. hingestellt, der 1740 kurz nach Regierungsantritt mit fadenscheinigen Argumenten in Schlesien eingefallen war und das Reich mit Krieg überzogen hatte, und meinte, auf diesem Wege seinem Staat, also Brandenburg-Preußen zu nützen.

Dass man mit dieser Lesart die Verse nicht überinterpretiert, zeigt die unmittelbare Reaktion. Gottsched hatte das Gedicht in Danzig vollendet und wollte es dort drucken lassen. Der Drucker musste ihm versprechen, die Schrift ohne die erforderliche Zensur zu drucken (Gottsched, Briefwechsel 10,

35 Gottsched, Gedichte (Fn. 8), S. 590.

36 Ebd., S. 592.

S. 213 f.). Dazu muss man wissen, dass Gottsched in Leipzig selbst für die Zensur von Druckwerken zuständig³⁷ und folglich mit der Bedeutungsschwere der Zensurpraxis vertraut war. Den Drucker befahl, wie Gottsched schrieb, »ein unzeitiger Scrupel« (Gottsched, Briefwechsel 10, S. 214, Z. 1). Er legte das Gedicht dem Zensurbeamten vor. Dieser, offenbar unsicher, konsultierte den regierenden Bürgermeister, der den Druck wegen der genannten Verse verbot. Gottscheds Reaktion soll mit seinen eigenen Worten wiedergegeben werden, weil sie eine fast anarchische Seite des sonst so obrigkeitsfrommen Gottsched zum Vorschein bringen:

»Das verdroß mich nun dergestalt, daß ich auf Mittel dachte, diesen tyrannischen Pedanten zum Possen meinen Zweck doch zu erreichen. Ich ließ mir den Buchdrucker von der Altstadt holen, der von diesem allem nichts wußte, und dieser druckte mein Schreiben auf meine Kosten in 24 Stunden: so daß sich die Abdrücke meines Gedichtes zugleich mit der Zeitung« – der Nachricht des Gedichtverbots – »vom Rathhause in der Stadt ausbreiteten.« (Gottsched, Briefwechsel 10, S. 214 f.)

Das Wort vom »tyrannischen Pedanten« verdeutlicht allerdings auch, dass die Maßnahme gegen das Druckverbot nicht als Affront gegen eine ordnungspolitische Instanz, sondern als persönliche Auseinandersetzung mit einem Zensor verstanden wurde, der seine Kontrollbefugnisse in Gottscheds Sicht unverhältnismäßig zur Geltung brachte. Dies wirft ein Licht auf Gottscheds Zensurverständnis und -praxis: Er selbst nutzte seine Zensurbefugnis gelegentlich in diesem Sinne als Instrument, indem er die Veröffentlichungen philosophischer Gegenpositionen zu verhindern versuchte.³⁸

In Königsberg jedenfalls wurde das Gedicht nach der Korrektur einiger inhaltlicher Versehen Gottscheds mitsamt den beanstandeten Versen gedruckt, obwohl das Gerücht umlief, das Gedicht enthalte satirische Äußerungen über die Regierung (Gottsched, Briefwechsel 10, S. 236 f.). Gottsched erfuhr über den Umgang mit seinem Gedicht, über dessen Aufnahme und über die Königsberger Veranstaltungen zum Universitätsjubiläum, als er längst wieder in Leipzig war. Königsberg sah er nicht wieder. Die Verbindung in seine alte Heimat indes blieb über das *Commercium epistolicum* bis an sein Lebensende bestehen.

37 In der philosophischen Fakultät hatte jeder Professor »das Censurrecht über alle in die zu seiner Professur gehörenden Wissenschaft einschlagenden Schriften«. Friedrich Gottlob Leonhardi, *Geschichte und Beschreibung der Kreis- und Handelsstadt Leipzig nebst der umliegenden Gegend*, Leipzig 1799, S. 319.

38 Vgl. Rüdiger Otto, »Gottscheds Leibniz«, in Friedrich Beiderbeck und Stephan Waldhoff (Hg.), *Pluralität der Perspektiven und Einheit der Wahrheit im Werk von G. W. Leibniz. Beiträge zu seinem philosophischen, theologischen und politischen Denken*, Berlin 2011, S. 191–263, 211 f.

Zum Editionsprojekt »Gottscheds amtliche Schriften«

1. Einleitung

Innerhalb des Projekts »Edition des Briefwechsels von Johann Christoph Gottsched« musste bislang der amtliche Schriftwechsel aus Kapazitätsgründen weitgehend ausgeklammert werden.¹ Da jedoch auch die amtlichen Schriftstücke zum großen Teil den für die Gottsched-Briefausgabe gültigen Briefcharakter tragen, liegt die Überlegung nahe, sie in einem Sonderband der Edition hinzuzufügen. Dass dies nicht nur der Vollständigkeit halber geschehen sollte, sondern auch deshalb, weil in ihnen zahlreiche interessante und weitgehend unbekannte Aspekte der Universitäts-, aber auch der Stadt- und Landesgeschichte zutage treten, soll im Folgenden gezeigt werden.

Gottsched hatte im Verlauf seiner Tätigkeit an der Universität Leipzig zahlreiche Ämter inne. 1734 erhielt er die ordentliche Professur für Logik und Metaphysik, mit der der Beisitz in der Philosophischen Fakultät verbunden war, der wiederum Tätigkeiten u. a. als *Executor* (verantwortlich für die Aufrechterhaltung der Statuten der Fakultät) und *Examinator* bei den Baccalaureus- und Magisterprüfungen beinhaltete. Im Sommersemester 1737 war er das erste Mal *Procancellarius*, d. h. für die Durchführung der Promotionen verantwortlich. Diese Funktionen nahm er in regelmäßigen Abständen wieder wahr. Im Sommersemester 1738 wurde er das erste von acht Malen zum Dekan gewählt und übernahm damit ein Amt, an das neben der gewohnten Geschäftstätigkeit für die Fakultät auch die Mitgliedschaft im *Concilium Decanale* gebunden war. Diesem war insbesondere die Verwaltung der fünf zum Besitz der Universität gehörigen Dörfer Holzhausen, Zuckelhausen, Kleinpösna, Zweenfurth und Wolfshain aufgetragen. Gleich im Anschluss, im Wintersemester 1738, erfolgte

1 Johann Christoph Gottsched, *Briefwechsel unter Einschluß des Briefwechsels von Luise Adelgunde Victorie Gottsched. Historisch-kritische Ausgabe*, im Auftrage der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig hg. von Detlef Döring (†) und Manfred Rudersdorf, Band 1: 1722–1730, hg. und bearb. Detlef Döring, Rüdiger Otto und Michael Schlott unter Mitarbeit von Franziska Menzel, Berlin / New York 2007, S. LI f.

die Wahl zum Rektor. In den folgenden Jahren übte er das Amt des Rektors noch weitere vier Male aus. In den späteren Jahren kamen dazu noch Tätigkeiten als Administrator verschiedener privater und schließlich auch (1758) der landesherrlichen Stipendien. Ab 1758 wurde Gottsched ständiger Dezemvir und damit Mitglied in einem der höchsten Gremien der Universität, zu dessen besonderen Aufgaben die Administration des Paulinums und der Paulinerkirche sowie des Konviktoriums gehörten. Ein Jahr vor seinem Tode übernahm Gottsched zudem die Verwaltung der Begräbnisstätten bei der Paulinerkirche.

Durch diese Tätigkeiten hat Gottsched an zahlreichen Stellen schriftliche Spuren hinterlassen: entweder direkt als Schreiber von Dokumenten oder indirekt, wenn er durch seine Amtstätigkeit als Auftraggeber für Schriftstücke feststeht oder seine Mitverantwortung für Dokumente z. B. über die Anwesenheitslisten in Protokollen erschlossen werden kann.

Die amtlichen Schriften heben sich von den persönlichen Briefen durch einige besondere Eigenschaften ab. Zuerst einmal handelt es sich in den weitestmeisten Fällen um Themen, die Gottsched in seinem persönlichen Briefwechsel nicht berührte, die er aber darum nicht minder engagiert verfolgte. Des Weiteren ist hierbei auch an den Schreibstil zu denken, der bis in einzelne Formulierungen hinein durch das jeweilige Amt geprägt ist. Gemeint sind neben dem Aufbau bestimmter Schriftstücke² gebräuchliche formelhafte Wendungen, quasi fachsprachliche Begriffe, Formulierungen, die aus dem Rang des aktuellen Amtes gegenüber dem Adressaten resultieren, aber auch, sofern die Schreiben diktiert wurden, die Orthographie, die in manchen Fällen noch einem älteren Kanzleistil verpflichtet ist. Und schließlich handelt es sich nicht bei allen Schriftstücken um Briefe im engeren Sinne, da in bestimmten Fällen auch Schreiben ohne eigentlichen Adressaten wie Protokolle oder Rechnungen aufgenommen wurden, die aber als Quellen für das Verständnis anderer Vorgänge von Bedeutung sind. Jedoch trifft auch für diese das Kriterium zu, dass sie nicht zur Veröffentlichung, sondern zum Gebrauch in einem bestimmten Leserkreis vorgesehen waren.

2 So wird bei Schreiben an z. B. das Oberkonsistorium regelmäßig nach der eindeutigen Bezugnahme auf ein von dort eingetroffenes Schriftstück dessen Inhalt kurz zusammengefasst (was grafisch durch Einrückung angezeigt wird) und danach werden die angeforderten Informationen, evtl. Punkt für Punkt, zusammengetragen.

2. Zur Auswahl und Gliederung der Dokumente

Für eine Ausgabe von Gottscheds amtlichen Schriften stellen sich nun verschiedene praktische Fragen, zuallererst die der Auswahl und der Gliederung der in Frage kommenden Dokumente. Was nun die – personengeschichtlich orientierte – Auswahl betrifft, so habe ich mich entschlossen, Schriftstücke, die Gottsched selbst verfasst und notiert hat bzw. deren Autorschaft ihm kraft seiner aktuellen Funktion zweifelsfrei zuzuweisen ist, als Kerndokumente in den Mittelpunkt zu stellen und diejenigen Schreiben, die zum Verständnis dieser Kerndokumente nötig sind, chronologisch geordnet um sie herum zu gruppieren. Dementsprechend erscheinen die Kerndokumente in Volltext-, die ergänzenden hingegen in Regestform. Für die Gliederung habe ich die Ausgabe der Amtlichen Schriften Goethes zum Vorbild gewählt,³ in der die Präsentation der Dokumente nach Ämtern erfolgt. Diese Anordnung erschien mir deshalb sinnvoll, weil mit den verschiedenen Ämtern bestimmte Themenbereiche verknüpft sind, die sich bei dieser Gliederung für die Leser abgerundeter darstellen. Innerhalb dieser großen Kapitel erfolgt die Darstellung rein chronologisch. Dies hat zwar den Nachteil, dass es der Leserin erschwert wird, bestimmte Einzelprobleme gezielt nachzuverfolgen, hingegen aber auch den Vorteil, dass den Themen nicht durch die Anordnung eine Gewichtung zugeteilt wird und dem Leser so die Menge und Vielfalt der anfallenden Arbeit deutlich wird. Als Lösung für den genannten Nachteil soll in den Dokumentenüberschriften stichwortartig der Inhalt angegeben und dies durch ein ausführliches Register ergänzt werden. In jedem Kapitel wird der Wiedergabe der Dokumente eine ausführliche Einleitung vorangehen, die eine Einordnung der Dokumenteninhalte über die Stellenkommentierung hinaus möglich macht.

3. Ausgewählte Dokumente

a) Die Universität Leipzig als wirtschaftliches »Unternehmen«

Im Folgenden möchte ich an einigen ausgewählten Beispielen Gottscheds Tätigkeiten als Amtsträger und damit zugleich einige Ergebnisse aus der Sichtung der Dokumente vorstellen.

3 Reinhard Kluge (Hg.), *Goethe. Amtliche Schriften*, Frankfurt a.M. 1998. Diesen Punkt konnte ich noch mit Detlef Döring besprechen, dem ich für seine Unterstützung danke.

Um die Notwendigkeit der zahlreichen Amtstätigkeiten von Professoren zu erklären, soll zunächst die Struktur der Universität Leipzig in ihrer Eigenschaft als wirtschaftliches »Unternehmen« skizziert werden.⁴

Die Universitäten der Frühen Neuzeit bekamen die Gelder für ihre Gebäude, die Forschung und die Lehrkräfte nicht vom Staat zugewiesen, sondern besaßen und verwalteten die erforderlichen Mittel zumeist selbst. Die Universität Leipzig hatte ihre Besitzungen im Wesentlichen durch landesherrliche Stiftungen zur Zeit ihrer Gründung und später aus säkularisiertem Klosterbesitz nach der Reformation erhalten, wobei es sich vor allem um die Gebäude und Grundstücke sowie die Mittel für die Finanzierung der Gehälter handelte.⁵ Letztere setzten sich aus unterschiedlichen Komponenten zusammen: Zahlungen der Studenten, direkt der Universität verschriebene Steuereinnahmen bestimmter Städte (Jahrenten aus Weißenfels, Torgau und Mittweida)⁶ oder Ämter (wie Bitterfeld, hier aus ehemals kirchlichem Besitz)⁷, Mieteinnahmen aus den Universitätsgebäuden, Abgaben aus den der Universität gehörenden Dörfern, Kapitaleinnahmen oder besonderen Privilegien wie dem Tranksteuerprivileg.

Wenn man sich diese komplizierte Einnahmestruktur vor Augen hält, dürfte klar werden, dass zu ihrer Verwaltung einige Arbeitskräfte nötig waren,

4 Vgl. hierzu folgende Literatur: Karlheinz Blaschke, *Die Fünf neuen Leipziger Universitätsdörfer: ein Beitrag zur Geschichte der Universität und des Leipziger Landes*, Leipzig 1950; Enno Bünz, »Gründung und Entfaltung. Die spätmittelalterliche Universität Leipzig 1409–1539«, in Senatskommission zur Erforschung der Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte (Hg.), *Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009*, Band 1: Spätes Mittelalter und Frühe Neuzeit 1409–1830/31, Leipzig 2009, S. 17–325; Marcus Cottin, »Die Leipziger Universitätskanonikate an den Domkapiteln von Meißen, Merseburg und Naumburg sowie am Kollegiatstift Zeitz im Mittelalter (1413–1542). Rechtliche, wirtschaftliche und prosopographische Aspekte«, in Detlef Döring (Hg.), *Universitätsgeschichte als Landesgeschichte. Die Universität Leipzig in ihren territorialgeschichtlichen Bezügen*, Leipzig 2007, S. 279–312; Detlef Döring, »Anfänge der modernen Wissenschaften. Die Universität Leipzig vom Zeitalter der Aufklärung bis zur Universitätsreform 1650–1830/31«, in *Geschichte der Universität Leipzig*, Bd. 1 (s. o.), S. 517–771; Beate Kusche, »Ego collegiatus« – *die Magisterkollegien an der Universität Leipzig von 1409 bis zur Einführung der Reformation 1539: eine struktur- und personengeschichtliche Untersuchung*, Leipzig 2009; Theresa Ratajszczak, *Landesherrliche Bildungspolitik und bürgerliches Mäzenatentum. Das Stipendienwesen an der Universität Leipzig 1539–1580*, Leipzig 2009; Manfred Rudersdorf, »Weichenstellung für die Neuzeit. Die Universität Leipzig zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg 1539–1648/1660«, in *Geschichte der Universität Leipzig*, Bd. 1 (s. o.), S. 327–515.

5 Bünz, *Gründung und Entfaltung* (Fn. 4), S. 133–138; Kusche, »Ego collegiatus« (Fn. 4), S. 131–134; Ratajszczak, *Landesherrliche Bildungspolitik* (Fn. 4), S. 58 f.

6 Vgl. Bünz, *Gründung und Entfaltung* (Fn. 4), S. 17–325, besonders S. 134.

7 Vgl. Universitätsarchiv Leipzig (im Folgenden UAL), Rep. III/I Nr. 120, Bl. 2–6.

zumal die genannten Einnahmen nur teilweise der Universität als Ganzer gehörten, sondern verschiedenen Körperschaften wie den einzelnen Fakultäten, den Kollegien, dem Konviktorium usw., die jeweils eigene Kassen führten.

Noch deutlicher wird die umfangreiche Tätigkeit Gottscheds und anderer Professoren dann, wenn man sich verdeutlicht, dass die verantwortlichen Universitätsangehörigen nicht nur für die Eintreibung der einzelnen verstreuten Geldsummen zu sorgen hatten, sondern auch für die Verwaltung derjenigen Abgaben, die in Naturalien geleistet wurden.

Naturalien wurden zwar auch unmittelbar an die Professoren vergeben, zum größeren Teil aber weiterverkauft, wozu sie gelagert, verwaltet und verkauft werden mussten. Hier werden interessante Details deutlich: Aus den sogenannten fünf Neuen Universitätsdörfern erhielten die Professoren als Teil ihrer Besoldung Getreide, Feuerholz, Wildbret und durchschnittlich vier bis sechs Hühner direkt von den Bauern.⁸ Da es keinen Sinn hatte, die Tiere getötet zu übergeben, da man sie nicht konservieren konnte, müssen sie lebend geliefert und auch aufbewahrt worden sein, sodass die Professoren auch Ställe gehabt haben müssen. Weitere Aspekte ergeben sich beim Getreide: Es kamen größere Mengen zusammen, da nicht allein die Universitätsdörfer, sondern auch z. B. die ehemaligen Kirchengüter in Brehna Getreide abzuliefern hatten.⁹ Es musste also gelagert werden, bevor es im Konviktorium verbraucht oder an Interessenten verkauft wurde – der Platz dafür war der Dachboden der Paulinerkirche.¹⁰ Hierbei hatte man darauf zu achten, dass keine Schädlinge wie Würmer oder Mäuse eindringen bzw. das Getreide durch Überlagerung verdarb, aber auch darauf, dass man es zu einem möglichst guten Preis verkaufte. Die Notizen zu den Getreidepreisen zeigen denn auch die Schwankungen, die durch Witterungsverhältnisse oder Notzeiten wie Kriege zustande kamen.¹¹

Am interessantesten aber ist für mich die Rolle der Universität sozusagen als »Bank«, also als Kreditgeber. Die Summen, die als Kapital verliehen werden konnten, waren auf unterschiedliche Weise zustande gekommen: Entweder direkt als Stiftungen mit einem bestimmten Zweck (sei es als Besoldung, sei es als Unterstützung ärmerer Universitätsangehöriger), als Überschuss, weil die Ausgaben geringer waren als geplant (so, wenn für ein Stipendium kein geeigneter Stipendiat gefunden werden konnte) oder des Öfteren dann, wenn sich

8 Vgl. zu den Einnahmen der Universität Blaschke, *Die Fünf neuen Leipziger Universitätsdörfer* (Fn. 4), S. 110–112 und zu den einzelnen Professoren UAL Rep. I/XV Nr. 90 bzw. 229.

9 Vgl. UAL Rep. III/I Nr. 068–119.

10 Blaschke, *Die Fünf neuen Leipziger Universitätsdörfer* (Fn. 4), S. 111.

11 Vgl. UAL Rep. III/I Nr. 91.

durch Rückstände von Zahlungsverpflichtungen größere Beträge angesammelt hatten, die meist nach einem Vergleich teilweise abgegolten wurden.

Diese Summen konnten nun an Privatpersonen verliehen werden, die darum ersuchten; sie gingen in Notfällen an andere Kassen innerhalb der Universität oder sie wurden als eine Frühform von Staatsanleihen in die landesherrliche Steuerkasse gegeben.¹² In den meisten Fällen strebten die einzelnen Verwaltungseinheiten von selbst danach, das Kapital gewinnbringend anzulegen, da z. B. bei Stipendien wie üblich nicht das Kapital selbst, sondern nur dessen Zinsen an die Stipendiaten vergeben wurden.

In den Abrechnungen für die Kapitalien spiegeln sich deutlich die Entwicklungen der sächsischen Wirtschaftsgeschichte. So wurde im Verlauf von Gottscheds Tätigkeit erst zunehmend Kapital an den kursächsischen Staat verliehen, da man diese sogenannten »Steuerscheine« für eine besonders sichere Geldanlage hielt.¹³ In den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts blieben jedoch, entsprechend der wirtschaftlichen Lage des Landes, die Zinszahlungen mehr und mehr aus (was im schlimmsten Fall den Verlust des verliehenen Kapitals bedeuten konnte). Nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges wurde dann der Versuch unternommen, die Staatsfinanzen wieder zu stabilisieren und die an den Staat verliehenen Kapitalien zurückzuzahlen. Dazu wurde allerdings der vorher über lange Zeit übliche Zinssatz von 5 % auf 3 % abgesenkt, was natürlich wiederum die (festgelegten Empfängern zustehenden) Einnahmen der Universität schmälerte.¹⁴

Eine besondere Form wurde für die Lösung des Problems gefunden, wie nach dem Siebenjährigen Krieg die stark angewachsenen Staatsschulden zu tilgen seien: Da man sich nicht imstande sah, alle Schulden zugleich zu bedie-

12 Uwe Schirmer, *Kursächsische Staatsfinanzen (1456–1656): Strukturen – Verfassung – Funktionseliten*, Leipzig 2006, S. 606–611 sowie Friedrich Gottlob Leonhardi, *Leipzig um 1800. Kommentierte und mit einem Register versehene Neuusgabe der »Geschichte und Beschreibung der Kreis- und Handelsstadt Leipzig« (1799)*, hg. von Klaus Sohl, Leipzig 2010, S. 259–262.

13 Dies geht aus einem Schreiben Gottscheds an die Kuratoren eines Königsberger Stipendiums hervor, in dem er sich gegen den Vorwurf, das Kapital unsicher angelegt zu haben, zur Wehr setzt: »Uebrigens ist unsere Steuer bis 1740, und drüber, der allersicherste Fond gewesen, den man im ganzen Lande gewußt, und würde jemand, der vor der Zeit ein Capital in dieselbe gesetzt mit Bestande Rechtens unmöglich beschuldigt werden können, daß er selbiges auf einen unsichern Fond ausgethan hätte« (UAL, Rep. III/II/II D I Nr. 13, Bl. 16 v).

14 Die Festsetzung des Zinses erfolgte im 2. Separat-Artikel des Friedensvertrages zwischen Sachsen und Preußen vom 15. Februar 1763 auf Schloss Hubertusburg, vgl. <http://www.ieg-friedensvertraege.de/treaty/1763%20II%2015%20Friedensvertrag%20von%20Hubertusburg/t-3-14-de.html> (30.1.2018).

nen, wandelte man die Steuerscheine in »landschaftliche Obligationen« um, für die man Wertpapiere in Gruppen zu bestimmten Summen bekam und die mit einer Signatur versehen waren. Jeweils zu den Messen wurden dann Lotterien veranstaltet, bei denen Lose mit den entsprechenden Nummern in große drehbare Trommeln gesteckt und nach Glücksprinzip gezogen wurden. Die Gewinner bekamen anschließend ihr eingelegtes Kapital zurück¹⁵ – dass die Universität sich ebenfalls daran beteiligte, wird an verschiedenen Spuren sichtbar.¹⁶

Gottsched tritt in diesem Umfeld direkt als Verfasser von Schreiben, als Verantwortlicher oder Votierender bei Umläufen (das sind Schriftstücke, mit denen nach einer kurzen Darstellung des Sachverhalts die Meinungen der Stimmberechtigten eingeholt wurden) sowie als Rechnungsersteller oder Rechnungsprüfer in Erscheinung. Indirekt ist seine Tätigkeit über Anwesenheitsbestätigungen in Protokollen oder als Verantwortlicher hinter Dokumenten von Schreiberhand, in denen in der Unterschrift nur die Funktion genannt wird, zu erschließen.

b) Verflechtungen mit der Stadt Leipzig

In den Dokumenten werden aber nicht nur Belange der Universität selbst sichtbar, sondern auch solche, die ihre Beziehungen zur umgebenden Stadt Leipzig wiedergeben.¹⁷

Diese sind negativer wie positiver Natur: Als Beispiele sollen ein Konflikt um das Straßenpflaster und die Zusammenarbeit in Notzeiten vorgestellt werden:

1) Im Juni 1742 schrieb das Rektorat an den Leipziger Stadtrat,¹⁸ man habe vernommen, das Pflaster auf dem Alten Neumarkt¹⁹ solle »erniedrigt« werden,

15 Leonhardi, Leipzig um 1800 (Fn. 12), S. 260 f.

16 Hauptsächlich dadurch, dass Auszahlungen der Kapitalien erfolgten, die in den Rechnungen verschiedener Kassen aufgeführt wurden; als Beispiele vgl. UAL, Rep. III/I Nr. 120, Bl. 3 v oder UAL, Rep. III/II/II D I Nr. 13, Bl. 22 r.

17 Literatur allgemein: Susanne Rudolph, »Das Verhältnis zwischen städtischer und universitärer Gerichtsbarkeit«, in Detlef Döring (Hg.), *Stadt und Universität Leipzig. Beiträge zu einer 600-jährigen wechselvollen Geschichte*, Leipzig 2010, S. 115–127; Theresa Schmotz, *Die Leipziger Professorenfamilien im 17. und 18. Jahrhundert. Eine Studie über Herkunft, Vernetzung und Alltagsleben* (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte, Bd. 35), Leipzig 2012; Alexander Sembner, »Kooperation statt Konflikt. Aspekte des städtisch-universitären Verhältnisses im spätmittelalterlichen Leipzig (1409–1539)«, in Döring, *Stadt und Universität Leipzig* (s. o.), S. 51–85.

18 UAL, Rep. II/XI Nr. 112, Bl. 1.

19 An den Alten Neumarkt grenzte das Paulinum mit einigen Universitätshäusern an.

was für den Hofrat Carl Otto Rechenberg²⁰, der dort ein Haus mit einer Einfahrt bewohnte, Nachteile bringen könnte. Daher bat man um eine Erklärung des Vorhabens, mit Androhung einer Appellation beim Landesherrn. Diese Appellation wurde freilich auch sofort abgeschickt,²¹ sodass der Stadtrat im Januar 1743 daraufhin einen Bericht verfassen musste, dessen Gebühren er im Falle seines Sieges dem Rektorat auferlegen wollte.²² In einem Umlauf Gottscheds in seiner Funktion als Rektor monierte er die »Ausdrückungen« in diesem Schreiben, »die eine Art der Superiorität über uns [...] zu involuiren scheinen«²³: der ursprüngliche Konflikt hatte sich in einen Rangstreit zwischen den Institutionen gewandelt. Die reagierenden Voten gingen dahin, selbst einen Bericht an die übergeordnete Behörde zu verfassen, was das Rektorat in einigermaßen empörten Worten über die Anmaßung des Stadtrats auch tat.²⁴ Zugleich erhielt der Stadtrat ein Schreiben des Rektorats, worin ihm angeboten wurde, von der anmaßenden Ausdrucksweise kein Bewusstsein gehabt zu haben.²⁵ In diesem Fall hatte die Universität jedoch das Nachsehen, da die Appellation der Universität vom Oberkonsistorium rundweg abgewiesen wurde und es sich offensichtlich nicht auf die Rangstreitigkeiten zwischen beiden Parteien einließ. Von dieser Position aus wies der Stadtrat denn auch alle Vorwürfe zurück und blieb bei seiner Gebührenforderung.

2) Neben solchen Rangeleien und Streitigkeiten gab es jedoch im Ernstfall auch gegenseitige Unterstützung: Bei kriegerischen Besetzungen gehörte es zu den universitären Privilegien, von Kontributionsforderungen befreit zu bleiben. Bei dem Überfall der preußischen Truppen auf Sachsen im Dezember 1745 bat die Universität dementsprechend beizeiten den Stadtrat darum, in den Punkten der Kapitulation die Universität nicht zu vergessen, was der Stadtrat auch tat. Nach der kampflosen Einnahme Leipzigs wurden jedoch die Kontributionsforderungen innerhalb weniger Tage so hoch, dass der verzweifelte Stadtrat die Universität um Hilfe bat. Diese beschloss in einer außerordentlichen Versammlung, eine Sammlung in ihren Reihen durchzuführen (wobei man bedenken sollte, dass etliche Professoren finanziell nicht sonderlich gut gestellt waren), die schließlich 4.400 Reichstaler erbrachte. Aus verschiedenen Kassen wurde der Betrag auf 10.000 Reichstaler erhöht. Die Universität ver-

20 Carl Otto Rechenberg (1689–1751), 1711 Professor des Natur- und Völkerrechts in Leipzig, seit 1715 verschiedene juristische Professuren, 1735 königlich-polnischer und kursächsischer Hof- und Justizrat.

21 UAL, Rep. II/XI Nr. 112, Bl. 2.

22 Ebd.

23 UAL, Rep. II/XI Nr. 112, Bl. 3 ar.

24 UAL, Rep. II/XI Nr. 112, Bl. 4 f.

25 UAL, Rep. II/XI Nr. 112, Bl. 6 v.

stand den Betrag ausdrücklich als Vorschuss; angesichts der Not der Stadt und des Landes stimmte sie aber schließlich der Umwandlung in einen »freiwilligen Beytrag« zu.²⁶

c) Die Universität im Spannungsfeld von Politik und Landesgeschichte

Als letztes umfangreicheres Beispiel sollen die Bemühungen Gottscheds als Rektor um das Wohlergehen der Universität in der Krisensituation am Beginn des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) stehen.

Bekannt ist die Verehrung Friedrichs II. durch Gottsched.²⁷ Ungeachtet dessen hatte Gottsched als Rektor aber zuerst den Schutz der universitären Rechte im Auge. Die Dokumente weisen in diesem Zusammenhang auf Einzelthemen wie

- 1) den Schutz der Studenten gegenüber Zwangsrekrutierungen und damit verbunden den Erhalt der Funktionsfähigkeit der Universität,
- 2) die Not der ländlichen Bevölkerung, besonders in den Universitätsdörfern, die sich Fourage- und Rekrutenforderungen der preußischen, aber auch der sächsischen Armee ausgesetzt sah und die dagegen zu verteidigen war,
- 3) die Finanzierung der Universität.

Zu 1) Für den Schutz der Studenten setzte sich Gottsched tatsächlich sehr ein, wie aus den Dokumenten des Universitätsarchivs hervorgeht: In einem Umlauf wandte er sich an die Professoren, sie mögen ihre Söhne nicht plötzlich auf auswärtige Universitäten schicken, und entwarf einen Aushang für die Studenten, in dem er an sie appellierte, nicht zu fliehen, sondern tapfer in der Stadt zu bleiben.²⁸ Er plädierte für Petitionen bei verschiedenen hochgestellten Persönlichkeiten bis hin zu Friedrich II. selbst; er instruierte die Abgeordneten für ihr genaues Vorgehen und verfasste Bittschreiben, in denen um eine Versicherung der Studenten gegen Zwangsrekrutierungen gebeten wurde:

»Ew. Konigl. Maj: haben alß ein großer Kenner der[!] gelehrten Wißenschafften und Academien jeder Zeit alle Königliche Gnade und Huld wiederfahren laßen. Wir hoffen dahero von[?] Ew. Königl. May. um desto eher allergnädigste Erlaub-

26 Ähnliche Unterstützung gab es auch im Siebenjährigen Krieg, vgl. als Beispiel UAL, Rep. I/XVI Nr. 39, Bl. 99f.

27 Vgl. Detlef Döring, *Johann Christoph Gottsched in Leipzig. Ausstellung in der Universitätsbibliothek Leipzig zum 300. Geburtstag von J. Chr. Gottsched*, Stuttgart/Leipzig 2000, S. 107–112.

28 UAL, Rep. II/XIII Nr. 49, Bl. 17 v.

niß zu erlangen bey gegenwärtiger unbefohlener Werbung unsere cives academicos Denenselben in geziemendster Devotion zu empfehlen. Und ob wir uns wohl dieser gebethenen Sicherheit von einem so großen und Einsichtsvollen Monarchen gewiß getrösten so würde es doch zu mehrer Beruhigung derer studiosorum gereichen wenn wir[?] sothane allergnädigste Versicherung schriftlich aufzuweisen vermögend wären [...]«²⁹

Im Verlauf weniger Tage erreichte Gottsched tatsächlich sein Ziel, von Friedrich II. eine solche schriftliche Versicherung zum Schutz der Studenten zu erlangen.³⁰ Sein weiterer Einsatz galt der Verhinderung von Einquartierungen in die Gebäude der Universität, was freilich noch schwerer zu bewerkstelligen war.³¹

Zu 2) Der Druck auf die Landbevölkerung äußerte sich zuerst in der stetigen Bedrohung durch Plünderungen marodierender Truppen, gegen die die Stadtbevölkerung besser geschützt war. So erhielten die Einwohner der Neuen Universitätsdörfer gleich in den ersten Tagen des Konflikts eine Forderung bezüglich Getreides bzw. Mehls, die nicht durch einen eigentlich dafür nötigen Befehl gedeckt war – und zwar von sächsischen Truppen.³² Dass einer daraufhin geführten Beschwerde nicht viel Erfolg beschieden sein würde (besonders, da man noch nicht einmal das Regiment angeben konnte), war auch den dazu befragten Professoren bewusst.³³ Darüber hinaus sah sich die dörfliche Einwohnerschaft gravierenden Forderungen an Heu, Stroh, Hafer und Pferden sowie von Getreide bzw., wenn die Mühlen überlastet waren, von Mehl ausgesetzt. Schließlich wurde preußischerseits ständig das Stellen von Rekruten eingefordert – das alles immer unter Androhung von Gewalt. Die Verantwortlichen der Universität gaben die Forderungen nicht ohne Skrupel weiter: Sowohl der Probsteigerichtsverwalter Johann Gottfried Sieber (1713–1789) als auch die entscheidenden Professoren äußerten starke Bedenken, aus der Not heraus auch die einzigen Söhne von alten Bauern oder die einzig erwachsenen Brüder von jüngeren Geschwistern als Rekruten zu verpflichten, zumal das nicht der üblichen rechtlichen Praxis entsprach. Im Dezember 1756 sahen sie sich jedoch gezwungen, den preußischen Forderungen nachzugeben, wie eine Stimme belegt:

29 UAL, Rep. II/XIII Nr. 49, Bl. 20. Das genaue Abwägen der Worte ist aus den zahlreichen Korrekturen im Entwurf ersichtlich.

30 UAL, Rep. II/XIII Nr. 49, Bl. 21.

31 Vgl. als Beispiel UAL, Rep. II/XIII Nr. 49, Bl. 15.

32 UAL, Rep. I/XV Nr. 104a, Bl. 22.

33 UAL, Rep. I/XV Nr. 104a, Bl. 28.

»Ich finde das wohl sehr hart, und getraue mir es kaum künftig zu verantworten, weil das der gewaltsamen Werbung des feindes gleich ist: und dabey gewis noch nicht bleiben wird. Ich muß mich aber conformiren«³⁴

Die geforderte Menge an Rekruten konnte schließlich nicht gestellt werden, sodass sich die Universität dazu entschloss, zur Abwendung der angedrohten Strafmaßnahmen dem zuständigen Obristen³⁵ ein Geschenk von 100 Reichstälern überbringen zu lassen.

Zu 3) Natürlich wurden auch die Finanzen der Universität in Mitleidenchaft gezogen. Neben den Forderungen, die an Stadt und Universität gestellt wurden, betraf das auch die Einnahmen der Universität, da Friedrich II. gleich anfangs die sächsischen Kassen beschlagnahmt hatte und daher sämtliche über diese laufenden Zins- und Steuerzahlungen einzeln beim Feldkriegs-Direktorium beantragt werden mussten.³⁶

Im Verlauf des Krieges nahmen die Schwierigkeiten an vielen Stellen zu, da wegen der beschlagnahmten Einnahmen und vieler ganz ausbleibender Zahlungen und Lieferungen nicht nur die Gehälter der Professoren nur unregelmäßig gezahlt werden konnten, sondern z. B. auch die Zinszahlungen der Stipendienkassen und die Naturalieneinnahmen für das Konviktorium nur teilweise oder gar nicht flossen, sodass aus anderen, selbst bereits beeinträchtigten Kassen zugeschossen werden musste.³⁷ Dazu kamen Schwierigkeiten bei der Anlieferung der Naturalien, da die Bauern kaum noch Pferde hatten, die verbliebenen samt den Wagen oft für die preußische Besatzung fahren mussten und die Wege unsicher waren.³⁸

Ein eigentlich rein amtlich angelegter Brief des dafür verantwortlichen Einnehmers des Ortes Brena, Johann Gottfried Cramer, an den Administrator

34 UAL, Rep. I/XV Nr. 104a, Bl. 50 v.

35 Georg Friedrich von Manstein (1702–1757), 1714 Edelknabe der Königin, durchlief verschiedene militärische Ränge, 1753 Obrist, 1756 Ferdinand von Braunschweig zugeordnet (2. Bataillon des altanhaltischen Regiments), Einrichtung der Leipziger Quartiere, November 1756 bis März 1757 Kommandant der Stadt Leipzig, starb am 6. Mai in der Schlacht bei Prag (vgl. »Leben [...] des Herrn George Friedrichs von Manstein [...]«, in Karl Friedrich Pauli, *Leben grosser Helden des gegenwärtigen Krieges*, Bd. 1., Halle a. d. S. 1758, S. 255–274).

36 Vgl. Döring, *Anfänge der modernen Wissenschaften* (Fn. 4), S. 517–771, besonders S. 567. Als Beispiel für die Widerspiegelung in den Akten vgl. UAL, Rep. II/XIII Nr. 49, Bl. 27 und 31.

37 Hierfür finden sich Beispiele in den Protokollen der Dezemvirn, so unter Punkt 3 des Protokolls vom 27.9.1757 (UAL, Rep. I/XVI/I Nr. 39, Bl. 103) oder Punkt 1 des Protokolls vom 30.1.1760 (UAL, Rep. I/XVI/I Nr. 39, Bl. 119).

38 Vgl. UAL, Rep. III/I Nr. 114, Bl. 1 f.

und Universitätsaktuar Scharffenberg vom 6. April 1761 lässt die private Not der Menschen erkennen:

Trotz aller Mühe hat er es »nicht dahin bringen können, daß die Dorfschaften [das Getreide, Vn.] abgefahren hätten. Die größte Noth äußert sich aber nunmehr, da wir in Brena zwey gens d'Armes haben, welche auf den Böden und Scheunen alle vorhandene Vorräthe aufschreiben [und, Vn.] nicht vor wahr annehmen«, dass das Getreide der Universität gehört, »sondern selbiges wegnehmen.«

Cramer drängt nun auf ein Schreiben der Universität, um es schützen zu können: »[...] ich habe gleich die Feder angesetzt, als obgedachte beyden H. gens d'Armes bey mir gewesen sind, welche mir auch solches schleunig nach Leipzig zu melden aufs Leben eingebunden haben, widerigenfalls müesten selbige nach ihrer ordre selbiges wegnehmen, ich bitte nochmals ganz gehorsamst baldige geneigte Antwort aus, weil ich mir selbst befohlen es durch mein Expressen nach Leipzig zumelden, indem es keinen Verzug litte, o welche große Noth, wo wollen wir bleiben, doch Gott wird alles zu einen guten Ende leiten, nehmen Sie meine Schreibart nicht übel, sie ist in der größten Consternation geschehen, gleich da selbige aus meinen Hauße waren [...]«.«³⁹

Nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges verbesserte sich die Situation der Universität nicht sofort, da, wie oben bereits erwähnt, die Zinsen für ganz Sachsen von den bis dahin üblichen 5 auf 3 % abgesenkt wurden und daher neue Wege für die Stabilisierung der Finanzlage gefunden werden mussten.⁴⁰

Soweit einige Beispiele, die zeigen sollten, auf welch unterschiedliche Bereiche sich Gottscheds Amtstätigkeit erstreckte und wie vielfältig die Informationen sind, die aus einer intensiven Beschäftigung damit gewonnen werden können. Sie sollten demnach verdeutlichen, dass es sich lohnt, mit dem »Amtlichen Schriftwechsel« die noch kaum bekannten universitären Tätigkeitsfelder Gottscheds durch eine Publikation zu erschließen, zumal Gottsched exemplarisch für andere Funktionsträger steht und über die Dokumente Einblicke in die – gerade für das 18. Jahrhundert – bisher wenig erforschte Organisation und Selbstverwaltung der Universität Leipzig gewonnen werden können.

39 UAL, Rep. III/I Nr. 114, Bl. 5 f.

40 Vgl. oben, Anm.

Klaus Manger

»in die Korrespondenzen jener Tage einigermaßen einleben«¹

Zu Gottscheds Reimbriefwechsel

250 Jahre nach Gottscheds Tod am 12. Dezember 1766 sind zehn Bände seiner Briefwechselausgabe zu feiern.² Damit wird einer der bedeutenden Protagonisten der Aufklärung gewürdigt, wo doch Briefwechsel-Editionen aus der Frühen Neuzeit immer noch wahre Raritäten sind. Was gäbe es alles aus dem Briefwechsel auszuheben! Der Arbeitsstellenleiter Rüdiger Otto führt den Band mit einer ausführlichen Bestandsaufnahme prominent ein,³ wie das sein verstorbener Vorgänger Detlef Döring⁴ in den früheren Bänden dankenswerterweise begründet hat. Ich möchte mich auf Spezifika beschränken, die mir für Gottsched und das Bild, das die Nachwelt von ihm erhielt, charakteristische und die Sicht auf ihn bereichernde Facetten darstellen. Zwei Stichworte genügen dafür: einerseits geht es um die heilige Jutta von Sangerhausen, also um das merkwürdige Interesse eines Protestanten an einer Heiligen; und andererseits fällt im Kontext der Briefe die Sonderform des Reimbriefwechsels auf, die Gottsched besonders mit den Töchtern des mit ihm befreundeten Grafen Ernst Christoph von Manteuffel (1676–1749)⁵ verbindet. Beide Phänomene bleiben in der breit ausgefächerten Beschäftigung mit Gottsched ziemlich unterbelichtet.

1 Gustav Waniek, *Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit*, Leipzig 1897, S. 18.

2 Johann Christoph Gottsched, *Briefwechsel unter Einschluss des Briefwechsels von Luise Adelgunde Victorie Gottsched. Historisch-kritische Ausgabe*, im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig hg. von Detlef Döring und Manfred Rüdersdorf, Bd. 1–10: 1722–1745, Berlin/Boston 2007–2016, in den folgenden Fußnoten zitiert als: Gottsched-Briefwechsel. Vgl. im Textanhang Handschrift und Transkription von Gottscheds Reimbrief an Luise Marianne von Münchhausen vom 20. Februar 1744 sowie von ihrer Antwort vom 27. März 1744. Inzwischen ist Bd. 11, 2017, erschienen.

3 Gottsched-Briefwechsel, Bd. 10, S. XIII–LIV.

4 Vgl. »Detlef Döring (1952–2015), Zum Tode des langjährigen Leiters der Arbeitsstelle in der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig«, in Gottsched-Briefwechsel, Bd. 10, S. VII–XII.

5 Vgl. das Bio-bibliographische Korrespondentenverzeichnis in Gottsched-Briefwechsel, Bd. 10, S. 628 zu Ernst Christoph von Manteuffel sowie zu seinen Töchtern Bd. 8, S. 527f. Wilhelmine Ernestine, verh. von Plotho (1715–1771), S. 519 Henriette Johanna

1. Zu Jutta von Sangerhausen (um 1200–1260)

Christian Gottlob Kändler (1703–1766), Rektor der Sangerhauser Stadtschule,⁶ veröffentlichte 1740 die bis dahin gesammelten Kenntnisse über die Heilige⁷ und bat Gottsched, auf seiner Reise nach Königsberg weitere Nachrichten einzuholen.⁸ Man hatte die Überlegung, ob Gottscheds Geburtsort Juditten einen Bezug zu ihr haben könnte, und ob Gottsched auf seiner Reise von Gelehrten Näheres in Erfahrung bringen könne. Der Urheber Kändler vertraute, wie es scheint, auf Gottscheds patriotischen Bezug zu seiner Heimat, was dessen Nachfragen auch, obwohl es zu keinen neuen Kenntnissen kam, tatsächlich bestätigten. Obwohl Gottsched einst aus politischen Gründen von Preußen nach Sachsen gewechselt war, scheint er seiner Heimat verbunden geblieben zu sein. Und deshalb beteiligte er sich an den Nachforschungen nach der Heiligen, die immerhin auch als *Patrona Borussiae* galt. Wenn die Feier von Namenstagen eher auf eine süddeutsch-katholische Tradition verweist, ist man vielleicht überrascht, in Gottscheds Briefwechsel auf ein Zeugnis zu stoßen, das ihm zum Namenstag am 15. März 1741 zu Christophorus gratuliert.⁹ Schon dieser Glückwunsch ist so ein Reimbrief, wie ihn dann seine Korrespondenz mit den Manteuffel-Schwestern verbindet.

2. Gottscheds Reimbriefwechsel mit den Manteuffel-Schwestern

Gottscheds netzwerkartige Beziehungen etablieren ein umfängliches Nachrichtensystem, das über die personalen Verbindungen seiner Gesellschafts-

Konstantia, verh. von der Goltz (1718–1785) und S. 519 f. Luise Marianne, verh. von Münchenhausen (1719–1778).

6 Vgl. Bio-bibliographisches Korrespondentenverzeichnis in Gottsched-Briefwechsel, Bd. 10, S. 618.

7 Christian Gottlob Kändler, *De Vita Et Rebus Gestis Sanctae Iuttae De Sangerhausen Patronae Borussiae Commentarius ... Dissertatio Prima*, Leipzig 1740. Ein geplanter zweiter Teil ist nicht erschienen. Vgl. die Übersetzung: *Leben und Taten der Heiligen Jutta von Sangerhausen*, aus dem Lateinischen übersetzt von Ulrich Höroldt, mit einer Einleitung von Peter Gerlinghoff, Sangerhausen 2002.

8 Vgl. Kändlers Brief an Gottsched vom 30. März 1744, in Gottsched-Briefwechsel, Bd. 10, Nr. 15 (S. 31).

9 Ferdinand von Münchenhausen an Gottsched, Leipzig 15. März 1741, in Gottsched-Briefwechsel, Bd. 7, Nr. 130 (S. 367). Als Fest des heiligen Christophorus gilt der 25. (24.) Juli. Doch ist, wie der Briefkommentar belegt, auch der 15. März nachweisbar; vgl. *Calender für Prediger und Schullehrer der Königl. Sächsischen Lande ...* auf das Jahr 1813, S. XV.

gründungen¹⁰ und erwartbaren Adressatenkontexte weit hinausführt, auch über die Leipziger Regionalkontakte weit hinausreicht. So stoßen wir im 2016 erschienenen Band 10 des Gottsched-Briefwechsels auf ein ganz persönliches Zeugnis der in Braunschweig wohnenden Luise Marianne von Münchhausen (1719–1778), geborene von Manteuffel, die seit 1743 mit Ferdinand von Münchhausen¹¹ verheiratet ist und am 1. Februar 1744 einen Sohn Ernst Christian Ludwig Ferdinand geboren hat, der in seinen Vornamen Großvater Ernst und Vater Ferdinand verbindet. Die junge Mutter dankt in ihrem Reimbrieff vom März 1744¹² für Gottscheds Glückwunsch vom 20. Februar.¹³ Dieses köstliche Dokument führt uns einen privaten Gottsched ohne Perücke vor Augen, der hier auf einer Ebene spricht, die man dem berühmten Gelehrten so nicht ohne Weiteres zugetraut hätte. Dabei ist einerseits die Gattung des Reimbrieffs eine geeignete Gattung, wie beispielsweise Goethes Knittelversbrief belegt, den er an Herder Anfang 1776 geschickt hat und ihm darin ankündigt, dass die Bemühungen um seine Berufung nach Weimar wohl erfolgreich sein werden.¹⁴ Andererseits ist der Reimbrieff bei Gottsched so rar, dass sein Zeugnis umso aussagekräftiger erscheinen muss. Gleichwohl hat er Vorläufer, nämlich Briefe in Versen mit bestimmtem Metrum und regelmäßiger Reimstruktur, wie sie Gottsched schon zuvor erhalten hat, so 1739¹⁵ oder 1741 eben den erwähnten zum Namenstag.

Darin wandte sich am 15. März 1741 der junge Ferdinand von Münchhausen (1719–1780) an Gottsched. Einem Musenanruf verwandt, als wende er sich an Apoll persönlich, bat er darin: »erwecke mich zum Dichten«.¹⁶ Es ist eine sonderbare Konstellation, dass der Gelehrte diesen Glückwunsch von

10 Vgl. Detlef Döring, »Die Leipziger Sozietäten in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts und das Auftreten Johann Christoph Gottscheds«, in Erich Donnert (Hg.), *Europa in der Frühen Neuzeit*, Festschrift für Günter Mühlhpfordt, Bd. 5: *Aufklärung in Europa*, Weimar u. a. 1999, S. 17–42. Sowie Detlef Döring, Kurt Nowak (Hg.), *Gelehrte Gesellschaften im mitteleuropäischen Raum (1650–1820)* (Sächs. Akad. der Wissensch. zu Leipzig, Abh. der Phil.-hist. Klasse, Bd. 76, H. 2/5/6), Stuttgart 2000–2002.

11 Vgl. Fn. 9.

12 Gottsched-Briefwechsel, Bd. 10, Nr. 13 (S. 26–29).

13 Gottsched-Briefwechsel, Bd. 9, Nr. 203 (S. 501–505).

14 Goethe an Herder, Weimar, kurz vor dem oder am 20. Februar 1776, in Johann Wolfgang Goethe, *Briefe. Hist.-krit. Ausgabe*, Bd. 3 I: 8. Nov. 1775–Ende 1779. Text, hg. von Georg Kurscheidt und Elke Richter, Berlin 2014, Nr. 47 (S. 33 f.) – Gottsched hat in seinem *Versuch einer Critischen Dichtkunst* (*1751) auf den Knittelvers bei Hans Sachs und in der Komödie hingewiesen: ND Darmstadt 1962, S. 631–656.

15 Michael Werner Kestner an Gottsched, Groß Germersleben 12. Nov. 1739, in Gottsched-Briefwechsel, Bd. 6, Nr. 70 (S. 191–195).

16 Wie Fn. 9, Vers 3.

dem nachmaligen jungen Vater erhielt, dessen Sohn er im Geburtstagsglückwunsch an die junge Mutter drei Jahre später feierte. Es sind die Manteuffel-Schwestern, an die sich Gottsched in Reimbrieffen wandte, zuerst an Luise Marianne am 30. Juni/1. Juli 1742¹⁷ sowie am 28. Juli 1742¹⁸ und wieder zur Geburt ihres Sohnes am 20. Februar 1744¹⁹, worauf die junge Mutter im März d. J. antwortete.²⁰ Am 6. Juli 1742 schrieb Gottsched ihrer Schwester Wilhelmine Ernestine (1715–1771), verheiratete von Plotho.²¹ Und, um die Reimbrieffe zu vervollständigen, sei ergänzt, dass die Gottschedin am 24. Juli 1742 an Henriette Johanna Konstantia von Manteuffel (1718–1785), damals bereits verlobte von der Goltz, gleichfalls einen Reimbrieff schrieb.²² Der Vater der Schwestern, Reichsgraf und Diplomat von Manteuffel, der seit 1737 mit Gottsched korrespondierte, hatte 1736 in Berlin die Gesellschaft der Alethophilen gestiftet und wohnte seit 1741 in Leipzig. Diese Alethophilen, die ›Wahrheitsliebenden‹, waren Freunde und Liebhaber der leibniz-wolffschen Philosophie, deren mäßennatischen Mittelpunkt in Leipzig der Graf bildete. Der Graf war, wie Detlef Döring bemerkte, gut vertraut mit bestimmten, in Adelskreisen verbreiteten Formen der Geselligkeit, die in vermeintlicher Anknüpfung an mittelalterliche Ritterorden dem Amusement, der Pflege harmonischer Beziehungen und nicht zuletzt dem Spiel, dem Tändeln mit der Erotik verpflichtet waren.²³ Möglich war das, weil in der Gesellschaft der Alethophilen Frauen Mitglieder werden konnten und sollten. Das war in den wenigsten Sozietäten jener Zeit denkbar.²⁴ Im Kreis der Alethophilen waren Gottsched und die jungen Frauen über ihre intellektuelle Bindung zugleich freundschaftlich verbunden, sodass Gottsched in seinen Reimbrieffen einen auch für ihn ungewöhnlich leichten Ton anzustim-

17 Gottsched-Briefwechsel, Bd. 8, Nr. 128 (S. 289–294).

18 Ebd., Nr. 160 (S. 368–373).

19 Gottsched-Briefwechsel, Bd. 9, Nr. 203 (S. 501–505).

20 Gottsched-Briefwechsel, Bd. 10, Nr. 13 (S. 26–29).

21 Gottsched-Briefwechsel, Bd. 8, Nr. 133 (S. 303–309).

22 Ebd., Nr. 156 (S. 358–362).

23 Vgl. Detlef Döring, »Ernst Christoph von Manteuffel und die Leipziger ›Wahrheitsliebenden‹ um Johann Christoph Gottsched«, in *Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften* 8 (2012), S. 64–73, http://www.denkstroeme.de/heft-8/s_64-73_doering (7.2.2018); Johannes Bronisch, *Der Mäzen der Aufklärung. Ernst Christoph von Manteuffel und das Netzwerk des Wolffianismus*, Berlin/New York 2010.

24 Allerdings bedachte die Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt in ihrem Gründungsjahr 1754 bei der Zuwahl Gottscheds auch seine Frau, die aber offenkundig auf ihre Aufnahme verzichtete. Vgl. Rüdiger Otto, »Die Beziehung Gottscheds zur Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt in Dokumenten [1754–1766]«, in Jürgen Kiefer (Hg.), *Miscellanea – Neue Beiträge zur Erfurter Akademieggeschichte*, Erfurt 2011 (Sonderschriften, Bd. 42), S. 167–183, hier S. 169 f.

men vermochte. Beispielsweise eröffnet er seinen Brief an die junge Frau von Plotho:

Hier kömmt, o Gräfinn, ohne Spott
Von Deinem Knecht, Professor Gott-
sched ein gereimtes Schreiben.²⁵

Er schmeichelt ihr mit einer für die niedere Form des Knittelverses, den er im *Versuch einer Critischen Dichtkunst* (zuerst 1730) für die komische Gattung empfiehlt,²⁶ hochgestochenen *captatio benevolentiae*:

O edle Göttinn vom Parnaß!
Du reimst viel besser; aber laß
Dein Aug was schlechters [d. i. schlichters] sehen.²⁷

In Kenntnis der an das Ende von Knittelversdichtung zu rückenden Datierung parodiert Gottsched schließlich unbeschwert, da er sich als Dekan und Abgesandter der Leipziger Universität zum kursächsischen Landtag in Dresden aufhielt und, wenn man so wollte, die *captatio benevolentiae* bestätigt:

Geschrieben Dresden, in dem Jahr
Das schwer in Reim zu bringen war
Siebenzehn hundert vierzig
Noch zwey dazu den sechsten Tag
Des Monats der Heu ärnten mag.
Nun spricht mein Gaul: Hier stürz ich.²⁸

Dieser halsbrecherische Schluss, der Reim »vierzig [...] stürz ich«, mit dem sein Dichterross, der Pegasus, das Ende auch poetologisch begründet, ist singulär und höchst mutwillig. So witzig konnte Gottsched sein.

Schon der Schwester Luise Marianne hatte er eine Woche zuvor: »O schönste Gräfinn hochgebohrn« als »Knecht u. Diener« gestanden:

Drum komm ich auch so spät u. lahm
Mit meinem Flügelrosse zahm
Recht kriechend angestochen.²⁹

25 Gottsched-Briefwechsel, Bd. 8, Nr. 133, Vers 1–3.

26 Vgl. Fn. 14.

27 Gottsched-Briefwechsel, Bd. 8, Nr. 133, Vers 10–12.

28 Ebd., S. 309 Schlussverse. – Zum historischen Hintergrund vgl. ebd., S. 290 Erl. 1, 349 Erl. 3 und 351 Erl. 4.

29 Ebd., Nr. 128, Vers 1, 7 und 13–15.

Geradezu trotzig spielt er mit der versepischen Tradition, da er sich zu der gerade bemühten Gattung bekennt:

Doch schreit ich nun ohn allen Spott
Hilft mir gleich nicht der Musengott
Zu meinen Knittelreimen.³⁰

Da sich das lyrische Ich »Dein Hauptmann« nennt, muss man wissen, dass sich die Leipziger Alethophilengesellschaft das »Regiment von Sans-Façon« [»Ohne Umstände«] nannte.³¹ In ihm war jedem männlichen »Hauptmann« ein weibliches Mitglied als »Compagnie« zugeordnet. Und Luise Marianne von Manteuffel war Gottscheds Compagnie. Aus dieser Verbindung resultierten Gottscheds Reimbriefe an sie, auf deren letzten sie, nun verheiratete von Münchhausen, im März 1744 gleichfalls in Reimform antwortete. Dieses hoch angesiedelte Gesellschaftsspiel in bewusst niederer Form, die das spielerisch Zwanglose betont, charakterisiert die beiden Reimbriefe von Hauptmann und Compagnie vom Februar und März 1744. Davon ist gleich zu sprechen.

Die spezielle Situation, dass Gottsched in Dresden weilte, auch einen katholischen Gottesdienst besuchte und Zeuge der gerade entstehenden Hofkirche (geweiht 1751) wurde, brachte es mit sich, dass er zugleich auch Zeuge des vorläufigen Abschlusses der Frauenkirche von George Bähr am 30. Juni 1742 wurde und dies als Chronist behandelte. Das veranschaulicht sein:

Post scriptum. Lieber Leser schau,
Man satzte gestern auf die Frauenkirche Knopf und Spitze.
Ganz oben steht ein plumpes Kreuz;
Da denken wir nun allerseits:
Was ist der Plunder nütze?³²

Mokierte sich Gottsched hier mehr über das provisorische Turmkreuzmodell aus Pappe? Oder erwartet er voller Ungeduld das Original, das erst am 27. Mai 1743 aufgesetzt wurde? Immerhin war ihm als Chronisten der historische Augenblick wichtig genug, ihn auch in seinem launigen Postscriptum festzuhalten.

Drei Wochen später machte Gottsched der »Erhabne[n] Gräfinn« mit einem Reimbrief erneut seine Aufwartung, womit er auf »ein geschriebnes Blatt« von ihrer »schönste[n] Dichterhand« antwortete, das leider nicht überliefert zu sein

30 Ebd., Vers 19–21.

31 Ebd., Vers 23 mit Fußnote 2 sowie Vers 97 f. mit Fußnote 8.

32 Ebd., Vers 109–114 und Fußnote 9.

scheint.³³ Mit Freuden habe er gesehen, »Daß Dich Dein Phöbus [Apollo] noch so schön | Zur edlen Dichtkunst treibet«. ³⁴ Ihr Reim fließe so niedlich wie der Nektar der Götter. Deshalb müssen wir ihre Kunst an dem erwähnten Reimbrief, ihrem einzigen erhaltenen, betrachten, mit dem sie im März 1744 auf Gottscheds Glückwunsch vom 20. Februar zu ihrem erstgeborenen Sohn geantwortet hat.³⁵

Gottsched hatte mit einem Briefgedicht von 18 sechsversigen Strophen gratuliert. Darauf antwortete die Mutter gleichfalls in Reimform. Weil die junge 24-jährige Compagnie sich durch ihre Heirat von ihrem 43-jährigen Hauptmann verabschiedet hat, spricht Gottsched vom »abgesetzte[n] Hauptmann«³⁶. Die Geburt Christi postfigurierend singt er mit Bezug auf den neugeborenen Freiherrn und Baron:

Wer ward darob so herzlich froh
Als ich, in dulci Jubilo,
Beÿ so erwünschten Freuden?³⁷

In diese Freude stimmen die Familienmitglieder, voran der »Großpapa« Mantuffel, mit ein, die in Leipzig wohnen. Doch auch die andere Tochter von der Goltz, die Tante des Neugeborenen im schlesischen Ratibor, wird miteinbezogen, wo, wie es heißt, der »hochberühmte Rübenzahl« auf den Blocksberg zürne, weil er ihm die Ehre der Nachbarschaft des neuen Helden nicht gönne. Denn dieser Berg habe sich »recht ausgerecket« und den »Hals empor gestreckt«, um im benachbarten Braunschweig »Aus Lust das Wochenbett zu sehn«.³⁸ Weil ein guter Hauptmann aber für die Kadetten zu sorgen habe, so empfehle er für dessen Pflege, also des Neugeborenen:

Wenn er des morgens aufgewacht
So wird ihm allezeit gebracht
Pommersche Chocolate.
Zu Mittag dient ein Stückchen Wurst
Und Tibi soli löscht den Durst
Daß ihm die Speis' nicht schade.³⁹

Mit einer Kontrafaktur auf die Marienhymnik, derzufolge die Gottesmutter »Non tibi soli progenita es«, also: nicht sich allein geboren sei, dient die Mutter-

33 Ebd., Nr. 160, Vers 5 und 1.

34 Ebd., Vers 25–27.

35 Wie Fn. 20.

36 Gottsched-Briefwechsel, Bd. 9, Nr. 203, Vers 8.

37 Ebd., Vers 19–21.

38 Ebd., Vers 38, 45, 48 und 47.

39 Ebd., Vers 85–90.

bzw. Ammenbrust allein dazu, ihn zu stillen.⁴⁰ Außerdem: »Beÿm Schlafengehn ein Gläschen Mumm: | Und macht es gleich das Köpfchen dumm, | So schläft er desto besser.«⁴¹ Mumm oder Mumme meint hier ein Braunschweigisches Bier. Wie im früheren Brief gerade die provisorische Vollendung der Frauenkirche zu melden war, so steht jetzt – dem Stern von Bethlehem verwandt – ein »riesenmäßiger Komet | Im Pegasus am Himmel«⁴², wie er damals seit November 1743 zu beobachten war.

Die Antwortreime der jungen Mutter quellen über vor Glück, da, wie Gottsched in seinem Glückwunschbrief bestimmt habe, sogar

Der Rübezahl des Blocksbergs höhe
Auf meines Kleinen Windeln sähe.
Das ist fürwahr ein arges Ding,
Darüber ich viel Lust empfang[.]⁴³

Sie nimmt jene vorgegebene Opposition vom schlesischen Rübezahl und Harzer Brocken auf, indem sie beide Mythen zum »Rübezahl des Blocksbergs« synthetisiert. Doch die Anspielung auf das Regiment Sans-*façon*⁴⁴ der Alethophilen betrachtet sie mit gespielter Skepsis, da sie weiß, dass einem zu erringenden Siegeskranz stets kleinere Kämpfe vorausgehen. Deshalb müsse man nach des Chefs sehr weisem Spruch – sie spricht von ihrem Vater als Haupt der Gesellschaft – erst den Versuch machen,

Ob dieser Knab, wie ich wohl gläube
Auch wirkklich habe herz im Leibe.⁴⁵

Wenn er größer werde, wolle man ihn auf Gottscheds hohe Schule schicken. Aber er möge nicht der Schönen sieben, wie von ihm im Casualcarmen »Wiegenlied« verheißen⁴⁶, lieben, sondern erst »einst im Dienst befließen | [...] eine Schöne küssen«.

40 Vgl. Franciscus Höger, *Das Eröffnete Heiligthum / Zu Heiligmachung der Christen / Oder Erklärung der Wunder-Wercken GOTTes in Seinen Heiligen / Durch verschiedene theils Lob- theils Sitten-Predigen [...]*, Ingolstadt 1724, S. 330.

41 Gottsched-Briefwechsel, Bd. 9, Nr. 203, Vers 91–93.

42 Ebd., Vers 100 f. und Fußnote 18, die auf Gottsched-Briefwechsel, Bd. 9, Nr. 199, Erl. 14, verweist. Demnach wurde der am 29. November 1743 von Jan de Munck (1687–1768) in Middelburg entdeckte Komet bis in den März 1744 hinein in Europa verfolgt.

43 Gottsched-Briefwechsel, Bd. 10, Nr. 13, Vers 11–14.

44 Ebd., Vers 17.

45 Ebd., Vers 29 f.

46 Ebd., Vers 45 f. mit Fußnote 3. Vgl. Gottsched-Briefwechsel, Bd. 9, Nr. 202, Erl. 13 (S. 500); Nr. 208, Erl. 3 (S. 514) und Nr. 209 (S. 514–516).

Und wird er wie du hast gelehrt,
Mit Wurst, Choclad, und Mumm ernährt
Wird er im [!] Worten und Gebehrden
Recht handfest, starck, und männlich werden.⁴⁷

Sonderbarerweise brechen mit dieser Aussicht auf den Stammhalter die Reimbriefe ab.⁴⁸ Dieser ist allerdings der einzige, den Gottsched in dieser Form von einer Frau – eben seiner einstigen Compagnie – erhalten hat. Auf Grund der Quellenlage lässt sich nur darüber spekulieren, wieso die Reimkorrespondenz nach der Verheiratung der Manteuffel-Schwestern abebbte. Das reizvolle höhere Gesellschaftsspiel endete, zumal auch das Haupt der Alethophilen, Graf von Manteuffel, 1749 starb. In Gottscheds Korrespondenz aber bieten die Reimbriefe eine einzigartig persönliche Facette, die ihn von einer Seite nahe rückt, die ohne sie und das gesellige Ritual der ›Wahrheitsliebenden‹ wohl verborgen geblieben wäre.

Anhang

Johann Christoph Gottsched an Luise Marianne von
Münchhausen,

Leipzig 20. Februar 1744

Abschrift von der Hand Luise Adelgunde Victorie Gottscheds: Dresden, Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, M 166, Band VIII, Nr. 153, S. 244–246. Druck in Gottsched-Briefwechsel (Fn. 2), Band 9, Nr. 203, S. 501–505.

Absender, Adressatin, Ort und Datum ergeben sich aus der Briefüberschrift:
»Schreiben vom Herrn Prof. Gottsched, an die Frau Drostinn von Münchhausen.
Leipzig, den 20. Febr.«

47 Gottsched-Briefwechsel, Bd. 10, Nr. 13, Vers 49–54.

48 Freilich sind damit für die ausstehende Publikation des Gottsched-Briefwechsels weitere Reimbriefe keineswegs auszuschließen.

155. Kyrieion vom Herrn Prof. Böttcher, an die
Frau Sophia von Münchhausen, Leipzig, d. 20. Febr.

Erlaubt Fräulein Beigebogen,
Und Leopoldine Andersbogen,
Frau Veronika auf Sachsenau,
An allen seiner Compagnie
Die es bei Beginn der Zeit
Im reinen Reich gegeben.

So wahr ist mit gegeben dem,
Auch aber ist der Hauptmann ein
Fu Heister und in Heister.
So wahr kennt ist die letzte Zeit
Von seiner Heister Heister und Heister,
Der Heister Heister Heister Heister.

Man spricht in der Zeit in der Zeit
So ist es bei der Zeit,
Im Leopoldine von Heister.

So ist es bei der Zeit,
Im Heister von Heister und Heister
Im Heister von Heister.

Man wahr ist es bei der Zeit,
So ist es bei der Zeit,
So ist es bei der Zeit,
So ist es bei der Zeit,
So ist es bei der Zeit,
So ist es bei der Zeit.

Man spricht in der Zeit in der Zeit,
Auch aber ist der Hauptmann ein
Fu Heister und in Heister.
So wahr kennt ist die letzte Zeit
Von seiner Heister Heister und Heister,
Der Heister Heister Heister Heister.

So ist es bei der Zeit in der Zeit,
Auch aber ist der Hauptmann ein
Fu Heister und in Heister.
So wahr kennt ist die letzte Zeit
Von seiner Heister Heister und Heister,
Der Heister Heister Heister Heister.

Man spricht in der Zeit in der Zeit,
Auch aber ist der Hauptmann ein
Fu Heister und in Heister.
So wahr kennt ist die letzte Zeit
Von seiner Heister Heister und Heister,
Der Heister Heister Heister Heister.

Man spricht in der Zeit in der Zeit,
Auch aber ist der Hauptmann ein
Fu Heister und in Heister.
So wahr kennt ist die letzte Zeit
Von seiner Heister Heister und Heister,
Der Heister Heister Heister Heister.

Man spricht in der Zeit in der Zeit,
Auch aber ist der Hauptmann ein
Fu Heister und in Heister.
So wahr kennt ist die letzte Zeit
Von seiner Heister Heister und Heister,
Der Heister Heister Heister Heister.

Man spricht in der Zeit in der Zeit,
Auch aber ist der Hauptmann ein
Fu Heister und in Heister.

So ist es bei der Zeit in der Zeit,
Auch aber ist der Hauptmann ein
Fu Heister und in Heister.
So wahr kennt ist die letzte Zeit
Von seiner Heister Heister und Heister,
Der Heister Heister Heister Heister.

Man spricht in der Zeit in der Zeit,
Auch aber ist der Hauptmann ein
Fu Heister und in Heister.
So wahr kennt ist die letzte Zeit
Von seiner Heister Heister und Heister,
Der Heister Heister Heister Heister.

Man spricht in der Zeit in der Zeit,
Auch aber ist der Hauptmann ein
Fu Heister und in Heister.
So wahr kennt ist die letzte Zeit
Von seiner Heister Heister und Heister,
Der Heister Heister Heister Heister.

Man spricht in der Zeit in der Zeit,
Auch aber ist der Hauptmann ein
Fu Heister und in Heister.
So wahr kennt ist die letzte Zeit
Von seiner Heister Heister und Heister,
Der Heister Heister Heister Heister.

Man spricht in der Zeit in der Zeit,
Auch aber ist der Hauptmann ein
Fu Heister und in Heister.

Erhabne Gräfinn Hochgebohrn,
Und Baronessinn auserkohn,
Frau Drostinn auch darneben,
Du allerschönste Compagnie,
Die es beÿ Regimentern je
Im deutschen Reich gegeben.

So wahr ich mit ergebnem Sinn,
Dein abgesetzter Hauptmann bin
In Züchten und in Ehren.
So wahr konnt ich die letzte Pust
Von Deines Hauses Glück u. Lust,
Vor Freuden, kaum recht hören.

Man schrieb u. las, man hört u. sah
Es seÿ bereits, cum Gloria,
In Braunschweig was vorhanden:

Es lieg in deinem Arme schon,
Ein kleiner Freÿherr und Baron
In zarten Windelbanden.

Wer ward darob so herzlich froh
Als ich, in dulci Jubilo,
Beÿ so erwünschten Freuden?
Seÿ willkomm! rief ich, kleiner Held,
Du hast Dich herrlich eingestellt
Beÿ Deinen Aeltern beÿden.

Man sagt es freu sich der H. Drost,
Dem diese Lust nicht Schmerzen kost,
Der nichts dabey gelitten,
Und der von seiner Gräfinn zart
Aus Großmuth so beschenkt ward,
Nach langem Flehn und Bitten.

Es freut sich hier der Großpapa,
Desgleichen auch die Großmama,
Der Kronprinz auch nicht minder.
Das weisse Roß und eine Schaar
Die oft daselbst versammelt war,
Bis auf die kleinen Kinder.

In Schlesien freut sich zumal
Der hochberühmte Rübenzahl,
Thut Ratibor es melden.
Er zürnet auf den Blocksberg sehr,
Und gönnt ihm wahrlich nicht die Ehr
Der Nachbarschaft des Helden.

Auch geht die Rede, dieser Berg,
Dabeÿ ich wahrlich bin ein Zwerg,
Hab sich recht ausgerecket;
Und als in Braunschweig dieß geschehn,
Aus Lust das Wochenbett zu sehn,
Den Hals empor gestreckt.

Nun merk auch, theure Wöchnerinn!
Wie eifrig ich gewesen bin
Den kleinen Gast zu ehren:
Ich trug dem Chef es plötzlich an,
Dem neugebohrnen Rittersmann
Ein Fähnlein zu bescheren.

Vernimm beÿ unserm Regiment,

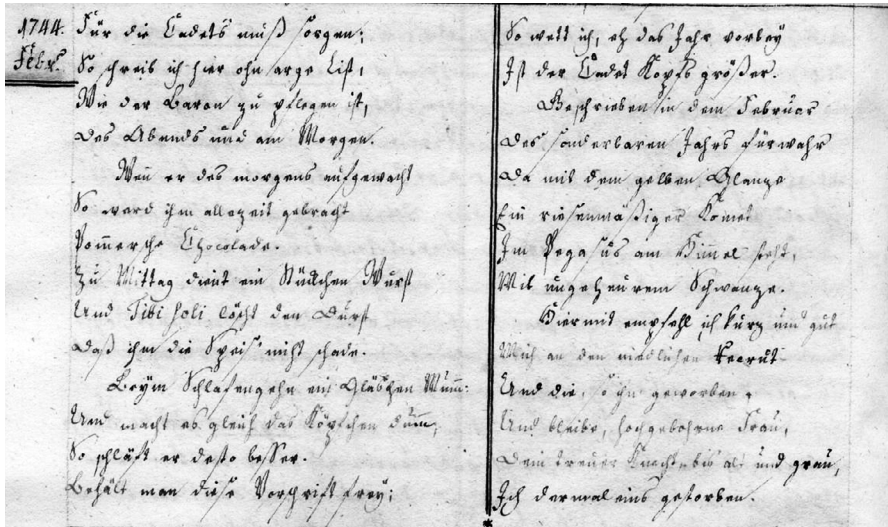
Das sich von Sans façon benennt,
Und für die Wahrheit streitet.
Vom Vater und der Mutter her,
Verdient er daß er Fähndrich wär
Der tapfre Krieger leitet.

Die Compagnie der Grenadier,
Bereitete vor Freuden schier
Die Fahne, bunt gesticket;
Allein mir ward zum Ungelück,
Durch unsers Chefs gestrengen Blick,
Und Wort, das Ziel verrücket.

Nun, sprach er, ohn Verdienst u. Werth,
Wird eine Fahne nicht beschert.
Cadet muß er erst werden.
Bis daß er zeigt, daß er kann,
Sich als ein tapfrer Rittersmann
Bezeigen, und Geberden.

Das nahm ich an, und meld es Dir,
Daß nicht des Freÿherrn Ruhmbegier
Sich wenden darf nach Schwaben;
Wird er ein Jahr nur überstehn,
Und lernet erst in Hosen gehn;
Soll er das Fähnlein haben.

Weil nun ein guter Hauptmann auch,
Nach löblichem und altem Brauch,



Luise Marianne von Münchhausen an Johann Christoph
Gottsched,

Braunschweig März 1744

Leipzig, Universitätsbibliothek, Ms 0342, Band IX, Bl. 41–43. 5 S. Bl. 41 r oben von
Luise Adelgunde Victorie Gottscheds Hand: R. den 27. Mart.

Druck in Gottsched-Briefwechsel (Fn. 2), Band 10, Nr. 13, S. 26–29.

1714 R. 7. 27. Mart.

Liebsmüthe Herr Professor mein,
Wie aus Collegiate L^{ie}in,
Herrn ruffst der Trügsten Zeugnisswörter,
Und rufst lieblich gewisser Größer!

Ich danke dir von Herzen Gern,
Daß du mir so gütigst bist,
Wie ich mein rechte Weisheit bringe
So viel ich recht versteht!
Wie jeder Auctor Aufschil wird
Und aus so gar, wie du bestimmt
Der Kugelall der Weltbreyt
Auf meine L^{ie}ren Windeln ist.

Für die Cadets muß sorgen;
So schreib ich her ohn arge List,
Wie der Baron zu pflegen ist,
Des Abends und am Morgen.

Wenn er des morgens aufgewacht
So wird ihm allezeit gebracht
Pommersche Chocolate.
Zu Mittag dient ein Stückchen Wurst
Und Tibi soli löscht den Durst
Daß ihm die Speis' nicht schade.

Beÿm Schlafengehn ein Gläschen Mumm:
Und macht es gleich das Köpfchen dumm,
So schläft er desto besser.
Behält man diese Vorschrift freÿ;

So wett ich, eh das Jahr vorbeÿ
Ist der Cadet Kopfs größer.

Geschrieben in dem Februar
Des sonderbaren Jahrs fürwahr
Da mit dem gelben Glanze
Ein riesenmäßiger Komet
Im Pegasus am Himmel steht,
Mit ungeheurem Schwanze.

Hiermit empfehl ich kurz und gut
Mich an den niedlichen Recrut
Und die, so ihn geworben,
Und bleibe, hochgebohrne Frau,
Dein treuer Knecht, bis alt und grau,
Ich dermaleins gestorben.

Berühmter Herr Professor mein,
Wie auch Collegiate fein,
Hiernechst der Teuschen Sprach Großmeister,
Und endlich lieblich großer Geister!

Ich dancke Dir von hertzens Grund,
Daß du mir hast gemachet kund,
Wie sehr mein erstes Wochen bette
So vieles hertz erfreuet hätte!
Wie jeder starcken Antheil nimmt
Und auch so gar, wie du bestimmt
Der Rübezahls des Blocksbergs höhe
Auf meines Kleinen Windeln sähe.

Das ist Jünnasch ein arges Ding,
 Darüber ist viel Luft umzing,
 Und ob ich selber gläubig nicht wüßte
 Gewiß doch frecklich laßte mich.
 Vom Krimmerle Knecht fähen
 Laß du auf Jünnasch Knecht davon,
 Laß du die Angst zu Jünnasch
 Mit Jünnasch du sollst alle Jünnasch,
 Ein Jünnasch nimmst du mich ein
 Du auch zu bitten sehr groß sind.
 Die Jünnasch was an Jünnasch gut
 Jedoch ein edel Jünnasch Gut
 Bist du es so dan du Jünnasch
 Zu erst mit Jünnasch so zu wagen.
 Und nach der Jünnasch sehr wüßte Jünnasch
 Muß man erst machen den Jünnasch

Ob dir das Jünnasch ist ich weiß gläubig
 Auf Jünnasch Jünnasch sehr im Jünnasch.
 Denn Jünnasch ist selbst der Jünnasch
 Du du mich Jünnasch Jünnasch,
 Laß es in Jünnasch Jünnasch
 Zu erst ist ein Jünnasch Jünnasch.
 Doch ist dir Jünnasch nicht zu viel,
 Du Jünnasch es gläubig nach Jünnasch,
 So mußt es dich Jünnasch Jünnasch
 Wenn man Jünnasch nicht will bedürfen.
 So bald es nun wird Jünnasch Jünnasch,
 So sollen wir Jünnasch bald Jünnasch
 Zu dir auf Jünnasch Jünnasch,
 Laß es mit der Jünnasch Jünnasch,
 Und du sollst Jünnasch Jünnasch
 Erst Jünnasch selbst Jünnasch an.

Das ist fürwahr ein arges Ding,
Darüber ich viel Lust empfing,
Und ob ichs selber gleich nicht wuste
Gewiß doch hertzlich lachen muste.
Vom Regimente Sans-façon
Hast du auch ferner Ruhm davon,
Daß du die Anzahl zu vermehren
Mit Eifer dich hast woll'n beschweren,
Ein Fähnlein nemlich für mein Kind
Dir auszubitten sehr geschwind.
Die Sorge war an sich sehr gut
Jedoch ein edles tapfres Blut
Pfleget eh es kann den Siegskrantz tragen,
Zu erst mit kleinen es zu wagen;
Und nach des Chefs sehr weisen Spruch,
Muß man erst machen den Versuch,

Ob dieser Knab, wie ich wohl gläube
Auch wirklich habe herz im Leibe.
Drum preiß ich selbst den Ausspruch sehr,
Den du mir schreibest ohnbeschwer,
Daß er in unsern hohen Orden
Zu erst ist ein Cadet geworden.
Doch ist dieß für ihn nicht zu viel;
Denn treibt er gleich noch Kinder Spiel,
So macht er doch schon saure Minen
Wenn man ihn nicht recht will bedienen.
So bald er nun wird größer seyn,
So woll'n wir ihn bald schicken fein
Zu dir auf deiner hohen Schulen,
Da soll er mit der Weisheit buhlen,
Und du sollst ihn zur Wahrheits Bahn
Recht ritterlich selbst führen an.

Du sollst es nicht der Eifersucht geben
 Mit dir, mein Herr, sollst mir nicht geben.
 Mein es sollst du im Herrn laß
 Es ist dir und gütig geben auf.
 Und ist es nicht im Herrn gegeben
 Mag es erst eine Eifersucht geben.
 Und wird es nicht du fast gegeben,
 Mit Wirt, Choelad, und Mitternacht
 Wird es im Wirt und Götterden
 Kraft sandst, stark, und mächtig werden.
 Es ist dir genug von ihm gegeben,
 Es ist dir genug nicht gegeben
 Von ihm ist sein Wirt und Mitternacht
 Mit seinen Götter zu gegeben.
 Du hast von ihm die Götter gegeben
 Das ist es nicht mit dem Götter

Und will, wird bald die zum Vorne
 Dein es ist der Herr in Wirt
 Die ist die Götter zu gegeben
 Es ist nicht mit dem Götter
 Und die, so bald es ist wird gegeben
 Die allerbesten Wirt geben.
 Es ist dir die mein Ferdinand.
 Und die ist der Herr es ist gegeben
 Und ist die von nicht gegeben
 Es ist nicht mit dem Götter

Götterden in der Bruno Stadt
 Da man nicht für den Herr
 Es ist Mattheus nicht der Herr
 Wirt zu der Herr den Götter
 Als ist die Herr den Götter
 Die ist die Herr den Götter
 Auf aller Engländer Götter
 Weil nicht mit dem Götter

Doch soll er nicht der Schönen Sieben
Wie du, mein Herr, wohl meinst lieben.
Nein er soll sich im Ehren lauf
Sehr keusch und züchtig führen auf.
Und ist er einst im Dienst befließen
Mag er erst eine Schöne küssen.
Und wird er wie du hast gelehrt,
Mit Wurst, Choclad, und Mumm ernährt
Wird er im Worten und Gebehrden
Recht handfest, starck, und männlich werden.
Dieß seÿ genug von ihm gesagt,
Ein mehrers werde nicht gewagt
Von ihm beÿ seinem Windeln tüchern
Mit wahren Grunde zu versichern.
Du hast von ihm viel prophezeÿt
Das rühm ich stets mit Danckbahrkeit

Und will, wird bald dir zum Vergnügen
Dein wehrte Frau in Wochen liegen,
Dir auch viel gutes wünschen an
So gut ichs immer weis und kan
Und dir, so bald es ihr wird glücken
Die allerbeste Wiege schicken.
Es grüßet dich mein Ferdinand.
Und deine Schöne wohl bekanntt
Und ich bleib von euch wehrten beÿden
Stets eine Dienerin mit Freuden.

Geschrieben in der Bruno Stadt
Da man nun sichre Nachricht hat
Daß Matthews einen Sieg erfochten
Worauf zu erst die Franzen pochten
Als hatten sie den Preiß erlangt
Der doch weit herrlicher jetzt prangt
Auf aller Engelländer Scheitel
Weil unerschöpflich war ihr beutel.

Neue Texte zur (alt)ägyptischen Medizin

Seit Januar 2013 untersucht das Akademienprojekt »Strukturen und Transformationen des Wortschatzes der ägyptischen Sprache« der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften mithilfe einer Textdatenbank die sprachliche Varianz des Ägyptisch-Koptischen in Bezug auf Wortschatz und Textsorten im Laufe der Jahrtausende. Die Leipziger Arbeitsstelle widmet sich in diesem Rahmen der Erforschung der wissenschaftlichen Fachsprachen der ägyptischen Kultur. Aufgrund ihrer Fokussierung liefert sie zusätzlich einen Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte, die häufig erst bei der griechischen Kultur einsetzt und allenfalls den babylonischen Wissenschaften einen kleinen Platz in Einleitungen gönnt.

Zum Jahresende 2017 wurde planmäßig die Arbeit des ersten Moduls zu den ägyptischen medizinischen Fachtexten und dem zugehörigen Fachwortschatz beendet. Aus diesem Anlass fand am 17. November 2017 ein internationaler Workshop »Neue Texte zur altägyptischen Medizin« statt, um auszuloten, wie sich unser Wissen um die pharaonische und postpharaonische Medizin und den ägyptisch-koptischen medizinischen Wortschatz im nächsten Jahrzehnt aufgrund bislang unpublizierter Texte verändern könnte. Die Vorträge lassen vielversprechende Entwicklungen erahnen, für die die geleistete Projektarbeit eine Grundlage liefert und von der sie ihrerseits in Zukunft wiederum profitieren wird.

Die ersten Hinweise für die Erforschung der ägyptischen Medizin fanden sich in der Bibel und vor allem bei den antiken Autoren. Schon Homer besingt in der *Odyssee* Ägypten folgendermaßen: »[...] Dort bringt die fruchtbare Erde mancherlei Säfte hervor, zu guter und schädlicher Mischung. Dort ist jeder ein Arzt und übertrifft an Erfahrung alle [anderen] Menschen. Denn wahrlich sie sind vom Geschlechte [des Heilgottes] Paieon«. ¹ Der griechische Geschichts-

1 Homer, *Odyssee*, IV, übers. von Johann Heinrich Voß, Weimar 1963, S. 229–232. Paieon oder Paian war ein griechischer Heilgott und versorgte in der *Ilias* die Wunden, die sich die Götter zugezogen hatten.

schreiber Herodot, der Ägypten im 5. Jahrhundert v. Chr. bereiste, berichtet, dass es in Ägypten für jeden Körperteil oder jeden Typ von Krankheiten eigene Ärzte gab: »Die Heilkunst ist bei ihnen folgendermaßen unterteilt: Jeder Arzt ist nur für eine Krankheit da und nicht für mehrere. Und alles ist voll von Ärzten. Denn die einen sind Ärzte für die Augen, andere für den Kopf, andere für die Zähne, andere für den Unterleib, wieder andere für innere Krankheiten«. ² Der frühchristliche Theologe und Kirchenschriftsteller Clemens Alexandrinus (ca. 150–215 n. Chr.) nennt sechs medizinische Bücher, die die ägyptischen Priester kennen mussten: über Anatomie, über Krankheiten, über chirurgische Instrumente, über Arzneimittel, über die Augen(krankheiten) und über die Frauen(krankheiten). ³

Die Bibel ist weniger informativ als die antiken Autoren. Am Ende des Buches Genesis wird berichtet, dass Josef in Ägypten seine Ärzte (Hebr. *roph'im*; Septuaginta: *ἐνταφιασταί*; Vetus Latina: *sepultores*; Vulgata: *medici*) beauftragte, seinen Vater Jakob einzubalsamieren (Genesis/1. Buch Mose, 50, 2). Wie diese Passage genau zu verstehen ist, ist bis heute umstritten. Aus den inner-ägyptischen Texten geht nicht hervor, dass Ärzte bei der Mumifizierung zugegen waren, und die griechischen Übersetzer in Alexandrien haben den hebräischen Begriff »Heiler, Arzt« mit »Bestatter« wiedergegeben (*interpretatio Aegyptiaca*?); andererseits ist der hebräische Begriff vielleicht ursprünglich weiter zu fassen, etwa »Bandagierer/Verbinder (von Wunden)«.

Waren viele Griechen generell sehr beeindruckt vom echten oder vermeintlichen Wissen der ägyptischen Gelehrten, konnte die Anfang des 20. Jahrhunderts gefundene Korrespondenz der Königshöfe von Hattuša und Pi-Ramessé die Hochschätzung des ägyptischen medizinischen Wissens durch eine zeitgenössische altorientalische Kultur bestätigen: Im Brief KBo XXVIII 30 bittet der hethitische König Hattušili seinen Amtskollegen Ramses II. um einen Arzt, der den Kinderwunsch seiner Schwester erfüllen sollte, doch Ramses lehnte mit dem (berechtigten) Argument ab, dass Hattušilis Schwester immerhin schon über 50 sei und selbst die ägyptischen Ärzte da nicht mehr helfen könnten. ⁴

2 Herodot, *Historien*, II 84, übers. von Walter Marg, Zürich/München 1990.

3 Clemens Alexandrinus, *Stromateis*, Buch VI, Kap. 4, Absatz 37, 3.

4 E. Edel, *Die ägyptisch-hethitische Korrespondenz aus Boghazköi in babylonischer und hethitischer Sprache* (Abhandlungen der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften 77), Opladen 1994, I, S. 178–181 (Nr. 75) und II, S. 268–272.

1. Die Entdeckung altägyptischer Texte zur pharaonischen Medizin

Im Januar 1853, nur 30 Jahre nachdem Jean-François Champollion (1790–1832) die Prinzipien der Hieroglyphenschrift entziffert (1822) und somit die Erforschung der ägyptischen Sprache ermöglicht hatte, identifizierte der junge Heinrich Brugsch (1827–1894) den ersten altägyptischen Text zur ägyptischen Medizin.⁵ Von diesem Zeitpunkt an konnten die altägyptischen Quellen selbst für die Erforschung der pharaonischen Medizin zu Rate gezogen werden. Bei dem von Brugsch identifizierten Text handelt es sich um den Berliner Papyrus P 3038, der von Giuseppe Passalacqua (1797–1865) zwischen 1822 und 1825 in Saqqara, einer Nekropole der Stadt Memphis, gefunden worden war. Im Verkaufskatalog der Sammlung Passalacqua beschrieb Jacques Joseph Champollion-Figeac (1778–1867), der ältere Bruder von Jean-François, den Papyrus im Jahre 1826 noch folgendermaßen: »Manuscrit en écriture hiératique, contenant plusieurs dates, prises des années de règnes de divers rois, et beaucoup de nombres. Le premier roi nommé est Sésostris [...]. Ce manuscrit bien entier peut être un registre des recettes faites à l'époque de Sésostris ou de ses successeurs, pour le service d'un temple.«⁶ Champollion-Figeac hatte offenbar kaum etwas vom Text verstanden, denn Datumsangaben liegen nicht vor. Zwar finden sich in Kolumne 15 zwei Königsnamen im Rahmen einer fiktiven Geschichte über die Entdeckung eines Textabschnitts, aber der erste ist keineswegs der aus griechischen Quellen bekannte Sesostis – für Champollion-Figeac der erste Ramses der 19. Dynastie –, sondern ein König aus der 1. Dynastie, der auch im Königspapyrus von Turin belegt ist. Die tatsächlich vorhandenen Zahlzeichen, häufig mit roter Tinte geschrieben, hatten Champollion-Figeac zu der Bestimmung des Textes als eines Registers der Einnahmen eines Tempels verleitet.

Heinrich Brugsch hatte schon als hochbegabter Gymnasialschüler die Entzifferung des Demotischen entschieden vorangetrieben und wurde 1851 an der Berliner Universität mit einer Arbeit im selben Bereich promoviert, trotz der ablehnenden Haltung des Ägyptologie-Professors Richard Lepsius. Vom preußischen König wurde ihm eine einjährige Studienreise nach Ägypten finanziert, bei der er u. a. weitere demotische Texte studieren konnte. Aber er war

5 Heinrich Brugsch, »Ueber die medicinischen Kenntnisse der alten Aegypter und über ein alt-ägyptisches medicinisches Manuscript im Königl. Museum zu Berlin«, in *Allgemeine Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur*, Jahrgang 1853, Januarheft, S. 44–56 und Tf. 1 am Ende des Heftes (nach S. 104).

6 Joseph Passalacqua, *Catalogue raisonné et historique des antiquités découvertes en Égypte*, Paris 1826, S. 296–297 (Nr. 1558).

auch in allen anderen Sprach- und Schriftstufen des Ägyptischen höchst bewandert. Was seine Aufmerksamkeit auf den Berliner Papyrus gezogen hatte, ist nicht überliefert – Brugsch nennt den Text sogar einen »meiner Studien-Richtung etwas fern liegenden Gegenstand«.

In dem genannten Aufsatz von 1853 liefert Brugsch eine weitestgehend richtige Beschreibung des Textes, den er ins 14. Jahrhundert v. Chr. (heute: 13. Jh.) datiert, weil er zusammen mit einem Papyrus aus dem 46. Regierungsjahr Ramses' II. gefunden worden war. Er erkennt die Natur des Textes als eine Sammlung von Rezepten, von denen einige eine individuelle Überschrift haben, wie beispielsweise die »Sammlung von Rezepten gegen die Uchet[-Krankheit]«, die meisten aber schlicht mit »ein anderes (Rezept)« anfangen, ähnlich wie Brugsch das von einem koptischen medizinischen Text kennt.⁷ Er gibt einen Überblick der verschiedenen Verabreichungsweisen der Arzneimittel, der verschiedenen pharmazeutischen Zutaten und der Quantenangaben und er isoliert eine altägyptische Beschreibung des menschlichen Gefäßsystems.

Zehn Jahre später findet Brugsch die Zeit, den Papyrus vollständig in Faksimile und teilweise in Übersetzung im Rahmen seines *Recueil de Monuments égyptiens* zu publizieren.⁸ Die Einführung und Übersetzung aus dem *Recueil* lässt er weitestgehend identisch zusätzlich an separater Stelle in Leipzig und Paris drucken, um den Papyrus auch außerhalb der damals noch sehr kleinen ägyptologischen Fachwelt in medizinischen Kreisen bekannt zu machen.⁹ Dieses Vorgehen rechtfertigt er mit einer Begründung, die bis heute ihre Gültigkeit hat: »Etudier l'histoire d'une science quelconque, c'est étudier le développement de l'esprit humain, tâche reconnue unanimement [...] digne de l'homme [...]«.¹⁰

In der Zwischenzeit hatte der französische Ägyptologe François Chabas medizinische Inhalte in zwei etwa zeitgenössischen magischen Papyri in Lei-

7 Brugsch, Ueber die medicinischen Kenntnisse (Fn. 5), S. 51.

8 Henri Brugsch, *Recueil de monuments égyptiens dessinés sur lieux et publiés sous les auspices de son Altesse le Vice-Roi d'Égypte Mohammed-Saïd-Pacha*, Deuxième Partie, Planches LI–CVII, Leipzig/Paris 1863, S. 101–120 und Tf. LXXXV–CVII. Dieses Faksimile oder ein anderes stand François Chabas 1862 schon zur Verfügung, der ebenfalls einen Überblick über den Inhalt und über einige Arzneimittelzutaten publiziert: »La médecine des anciens Égyptiens – Antiquité des clystères – Signes de la grossesse«, in François Chabas, *Mélanges égyptologiques, comprenant onze dissertations sur différents sujets*, Chalon-sur-Saône/Paris 1862, S. 55–79.

9 Henri Brugsch, *Notice raisonnée d'un traité médical datant du XIV^{me} siècle avant notre ère et contenu dans un papyrus hiératique du Musée royal (Département des antiquités égyptiennes) de Berlin*, Leipzig/Paris 1963.

10 Ebd., iii.

den (I 345 und I 348) gefunden,¹¹ in denen Krankheiten mit Beschwörungen entgegengetreten wird. Brugsch hält allerdings nicht viel von dem magischen Papyrus Leiden I 345: »La valeur scientifique des restes du papyrus est inférieure à celle de notre papyrus, les prescrits thérapeutique<s> ne formant qu'une très-faible portion au milieu d'une foule de chapitres pleins du charlatanisme le plus ridicule.«¹² Dennoch identifiziert er selbst in einem anderen magischen Papyrus, dem großen griechisch-demotischen magischen Papyrus London-Leiden (BM EA 10070 + Leiden I 383), weitere medizinische Rezepte.¹³

Heinrich Brugsch gebührt also die Ehre, als erster medizinische Texte in alt-ägyptischer Sprache identifiziert zu haben, einerseits in hieratischer, andererseits in demotischer Schrift. Das erwähnte Fragment eines medizinischen Textes in koptischer Sprache war schon Jean-François Champollion bekannt.¹⁴ Alle gehören der Textgattung der Rezepte (äg. *phr.t*, Behelfsaussprache¹⁵ *pecheret*) an und bestehen im Prinzip aus einem Rezepttitel, der angibt, gegen welche Krankheit das Rezept eingesetzt wird, aus einer Auflistung von pharmazeutischen Zutaten, Anweisungen zur Herstellung des Heilmittels und Anweisungen zur Verabreichung.

Ein Beispiel aus dem Berliner Papyrus lautet:

(Titel:) *Ein anderes (Heilmittel) zum Töten des hefat-Wurmes:*

(Zutaten:) *Wurzel des Granatapfelbaumes, cher-Teil des kesbet-Baumes, tschehu-Teil des Moringa-Baumes.*

(Herstellung:) *Du sollst früh aufstehen, um es mit einem Mörser aus Stein in Wasser zu zerstoßen.*

(Verabreichung:) *(Es) werde vom Mann (d. h. Patienten) getrunken, nachdem er die Nacht gehungert/gefastet hat.* (Rezept Bln 6; Übersetzung Brose)

11 Chabas, *La médecine* (Fn. 8), S. 59, 64.

12 Brugsch, *Recueil*, (Fn. 8), Bd. II, S. 118. Damit begründet er eine noch bis ans Ende des 20. Jh. reichende Abwertung magischer Praktiken im Rahmen der ägyptischen Medizin durch moderne Ägyptologen. Siehe dazu auch weiter unten.

13 Ebd., S. 118–119.

14 Jean-François Champollion, »Observations sur le catalogue des manuscrits coptes du Musée Borgia à Velletri, ouvrage postume de George Zoega«, in *Magasin Encyclopédique*, Année 1811, Tome 5, S. 311–315.

15 Wie manche anderen Schriftsysteme afroasiatischer Sprachen, etwa das Arabische oder das Hebräische, so schrieb auch das Ägyptische keine Vokale mit. Diese sind daher oft unbekannt, sofern man sie nicht über das Koptische, die späteste ägyptische Sprachstufe, die ein adaptiertes griechisches Alphabet benutzte, oder über die Entlehnung einzelner Wörter in andere Sprachen, die Vokale mitschrieben, rekonstruieren kann. Bekannt ist daher nur das Konsonantengerüst, in das man, um es aussprechbar zu machen, meist konventionell den Vokal »e« und im Falle einiger Halbkonsonanten die Vokale »a«, »i« und »u« einfügt.

Um 1862 wurden zwei weitere, große hieratische medizinische Papyri in Luxor im Antikenhandel angeboten, wobei unklar ist, ob sie gemeinsam oder an unterschiedlicher Stelle in der thebanischen Nekropole entdeckt worden waren. Der eine ist der bekannte Papyrus Edwin Smith, auch der Chirurgische Papyrus genannt, der jedoch erst 1930 publiziert wurde und sich heute in New York befindet. Der andere ist der berühmte Papyrus Ebers, der größte medizinische Papyrus und einer der längsten Papyri weltweit, heute in der Universitätsbibliothek Leipzig und für die Aufnahme ins UNESCO-Weltdokumentenerbe vorgeschlagen. Georg Ebers, der Namensgeber des Papyrus, legte im Jahr 1875 eine Faksimile-Edition mit einem Wortglossar von Ludwig Stern vor.¹⁶ Kurz zuvor machte Samuel Birch den Inhalt eines hieratischen medizinischen Papyrus in London bekannt, des sogenannten *London Medical Papyrus*, der sich dort schon seit mindestens 1860 befand.¹⁷ Alle diese Papyri stammen aus dem Neuen Reich (ca. 1539–1077 v. Chr.), genauso wie der Papyrus Hearst, der um 1899 entdeckt und 1905 in Fotografie publiziert wurde. Aus der vorangehenden Epoche des Mittleren Reiches (ca. 1990–1760 v. Chr.) stammen stark beschädigte medizinische Papyri aus der Arbeiter- und Priestersiedlung von El-Lahun (der sogenannte Gynäkologische Papyrus Kahun, entdeckt 1889) sowie aus einem Grab unter dem Ramesseum (die Papyri Ramesseum III, IV und V, entdeckt 1896). Auch wenn noch andere medizinische Papyri um diese Zeit entdeckt worden sind, sind es doch vor allem die gerade aufgelisteten Texte, die die ägyptologische und medizinhistorische Forschung viele Jahren lang bestimmt haben.

Abgesehen von Rezepten findet man in diesen Papyri zwei weitere Textgattungen, zum einen den Diagnosetext (äg. *ššw*, Behelfsaussprache *shesau*), zum anderen den Beschwörungsspruch (äg. *r'*, Behelfsaussprache *ra*). Der Diagnosetext ist ein auf Erfahrungswissen basierender Informationstext, dem vielleicht ein realer Fall zugrunde gelegen hat, mit einer Überschrift des Krankheitsfalles, einer Beschreibung der Symptome, einer Diagnose, einem Verdikt oder einer Prognose sowie Behandlungsanweisungen. Im Beschwörungsspruch werden Krankheitsdämonen angesprochen und aufgefordert, den Patienten zu verlassen.

16 Stern identifiziert im Vorwort einen weiteren Berliner Papyrus als medizinisch (Georg Ebers, *Papyrus Ebers. Das hermetische Buch über die Arzneimittel der alten Ägypter in hieratischer Schrift. Mit hieroglyphisch-lateinischem Glossar von Ludwig Stern*, Leipzig 1875, Band 2, VIII). Obwohl dieser tatsächlich drei Rezepte enthält, ist er heute wegen der zahlreichen Beschwörungen unter dem Namen *Zaubersprüche für Mutter und Kind* bekannt.

17 Samuel Birch, »Medical Papyrus with the Name of Cheops«, in *Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Altertumskunde* 9 (1871), S. 61–64.

Ein typischer Diagnosetext sieht wie folgt aus:

(Titel:) *Erfahrungswissen über einen Spaltbruch in seiner Wange.*

(Untersuchung:) *Wenn du einen Mann (d. h. Patienten) mit einem Spaltbruch in seiner Wange untersuchst, und es auf der Außenseite jenes Spaltbruchs ist, dass du eine aufgeschwollene/erhobene und rötliche (oder: bläulich rote) techeb-Schwellung auf seiner Wange vorfindest,*

(Diagnose:) *dann sagst du daraufhin über ihn:*

»*Einer mit einem Spaltbruch in seiner Wange: eine Krankheit, die <ich> behandeln werde.*«

(Behandlung:) *Dann musst du sie (d. h. die Wunde) folglich am ersten Tag mit frischem Fleisch verbinden.*

Seine Behandlung besteht aus Sitzen, bis seine techeb-Schwellung abzieht (d. h. zurückgeht).

Du sollst ihn danach täglich <mit> Öl/Fett, Honig und Faserbausch versorgen/pflegen, bis es ihm besser geht (oder: sodass er sich (wieder) wohl fühlt).

(Papyrus Edwin Smith, Fall 16; Übersetzung Dils)

Ein Beispiel einer Beschwörung lautet:

(Titel:) *Spruch zum Stoppen einer Blutung:*

(Beschwörung:) *Zurück, Gehilfe des Horus! Zurück, Gehilfe des Seth!*

Gestoppt ist das Blut, das aus Hermopolis kommt, und gestoppt ist (dann) das rote Blut, das in (einer) Stunde herauskommt.

Das, was du nicht kennst, ist der Damm – (also) zurück, du, durch/vor Thot!

(Anwendung:) *Dieser Spruch ist zu sprechen über einer Karneolperle, indem sie gegeben wurde an den After einer Frau.*

(Glosse:) *Ein Spruch <zum> Stoppen einer Blutung ist das.*

(Medical Papyrus London, Spruch 25; Übersetzung Köhler)¹⁸

Die Diagnosetexte haben der altägyptischen Medizin einen guten Ruf in den modernen Darstellungen der Medizingeschichte beschert, die Beschwörungssprüche haben hingegen den Ruf massiv geschädigt, wie bereits aus dem oben erwähnten Zitat von Heinrich Brugsch hervorgeht. Dieses Urteil bezeugt allerdings eher die Wissenschaftshörigkeit moderner Ägyptologen und Medi-

¹⁸ Ziel dieser Beschwörung ist es, eine Blutung während der monatlichen Menstruation oder der Schwangerschaft zu stoppen. Die Götter Horus und Seth bekämpfen einander, wobei das Mondauges des Horus verletzt wird und sicherlich blutet (Mondphasen). Der Kampf wird u. a. ausgetragen in der Stadt Hermopolis, der Stadt des Thot, der als Mondgott Herr über die Zeit (Mond ~ Monat ~ Monatsblutung) ist und die beiden Streitenden richtet. Die Verwendung einer Karneolperle hängt mit der Farbe zusammen, die der Farbe von Blut ähnelt. Auch im europäischen Mittelalter setzte Hildegard von Bingen Karneol als Heilstein gegen Nasenbluten ein (*Physica*, Buch IV *De lapidibus*, Kap. 23).

zinhistoriker, als dass sie etwas über das altägyptische Medizinsystem aussagt. Denn es wird aus den Augen verloren, dass Viren und Bakterien erst in den letzten 150 Jahren als Krankheitserreger identifiziert wurden und dass auch in der modernen westlichen Gesellschaft magisch-religiöse Praktiken einen Platz neben der Schulmedizin haben können, wie beispielsweise Pilgerreisen nach Lourdes und an ähnliche Orte, an denen man sich eine wundersame Heilung erhofft, bezeugen. In einem Weltbild, in dem das Göttliche als allgegenwärtig angesehen wird, ist es ganz selbstverständlich, dass im Falle von Krankheiten unbekannter Ursache eine göttliche oder dämonische Interferenz vorausgesetzt wird, die es mit magischen Mitteln zu bekämpfen gilt. Dabei werden auf kulturintern völlig logische Weise Naturphänomene mythisch erklärt und mythische Präzedenzfälle gegen den Dämon eingesetzt. Für den altägyptischen Arzt wie für die meisten vormodernen medizinischen Systeme gehen Handlung (Patientenpflege mit Heilmitteln unterschiedlicher Art) und Wort (Gebet und Beschwörung) Hand in Hand.¹⁹

Hinter dem deutschen Begriff »Arzt« verbergen sich im alten Ägypten mehrere Berufsbezeichnungen. Im sogenannten Gefäßbuch im Papyrus Ebers ist das Wissen um den Puls als »Geheimwissen des Arztes/Heilers (*swnw*, etwa *sunu*)« beschrieben, wobei allerdings drei Heilertypen den Puls messen: der Arzt/Heiler (*sunu*), der Sachmetpriester (*wꜥb Šhm.t*, etwa *wab Sechmet*) und der Magier (*zꜣw*, etwa *sau*). In weiteren medizinischen Zusammenhängen treten auch der Leiter der Skorpiongöttin Selkis (*hrp Srq.t*, etwa *cherep Sereqet*), der Vorlesepriester/Ritualist (*hr.j-hꜣb.t*, etwa *cheri habet*) und der Gottesdiener des Zaubergottes Heka (*hm-nꜥr Hkꜣ*, etwa *hem-netjer Heka*) auf. Auch wenn in der Ägyptologie (nur) *sunu* mit »Arzt, Heiler« übersetzt wird, bedeutet dies nicht, dass zwischen einer empirisch-rationalen und einer magisch-religiösen Medizin (klar) differenziert werden kann.

Wie verschiedene Heiler mit unterschiedlichen Herangehensweisen (Ärzte mit Rezepten und einem Kompendium, Vorlesepriester mit Sprüchen und Amuletten zum Vertreiben des Bösen) einem Patienten zu helfen versuchen, welche Krankheitssymptome vorliegen (Schwerfälligkeit, Vergessen) und mit welchen Vokabeln Rekonvaleszenz ausgedrückt wird (aufleben lassen, gesun-

19 Siehe z. B. Christian Leitz, »Rabenblut und Schildkrötengalle: zum vermeintlichen Gegensatz zwischen magisch-religiöser und empirisch-rationaler Medizin«, in Axel Karenberg und Christian Leitz (Hg.), *Heilkunde und Hochkultur II: »Magie und Medizin« und »Der alte Mensch« in den antiken Zivilisationen des Mittelmeerraumes* (Naturwissenschaft – Philosophie – Geschichte 16), Münster/Hamburg/London 2002, S. 49–73; Hans-W. Fischer-Elfert, »Heilkunde im Alten Ägypten«, in Harald Froschauer und Cornelia Römer (Hg.), *Zwischen Magie und Wissenschaft: Ärzte und Heilkunst in den Papyri aus Ägypten* (Nilus. Studien zur Kultur Ägyptens und des Vorderen Orients 13), Wien 2007, S. 43–54.

den), schimmert in folgendem altägyptischen Liebeslied über einen an Liebeskummer Erkrankten durch:²⁰

*Sieben Tage einschließlich gestern habe ich die Liebste nicht gesehen.
Bei mir hat sich eine Krankheit eingestellt [gemeint ist Liebeskummer].
Ich bin (zu jemandem) geworden, dessen Körper schwerfällig ist.
(Ich) habe (die Bedürfnisse?) meines eigenen Leibes vergessen.
Wenn die Oberärzte zu mir kommen, kann mein Herz nicht (mit) ihren Heilmitteln/
Rezepten beruhigt werden.
Die Vorlesepriester/Ritualisten – sie haben keine (Heilungs)methode (wörtl.: Weg).
Meine Krankheit kann nicht entschieden/diagnostiziert werden.
Mir zu sagen: »Schau, (da ist) sie!«, ist das, was mich aufleben lässt.
Ihren Namen (zu hören) ist das, was mich erhebt.
Das Kommen und Gehen ihrer Boten ist das, was mein Herz aufleben lässt.
Die Liebste ist nützlicher für mich als alle Heilmittel/Rezepte.
Sie ist besser für mich als das (medizinische) Sammelwerk/Kompendium.
Ihr Hineinkommen von draußen (sorgt für) mein Wohlbefinden (oder: ist mein
Amulett).
Erblicke (ich) sie, so werde (ich) gesunden.
Wenn sie ihre Augen öffnet, wird mein Körper (wieder) jung.
Redet sie, so blühe ich auf.
Wenn ich sie umarme, vertreibt sie das Übel/Böse [gemeint ist der Krankheits-
dämon] von mir.
(Aber) vor sieben Tagen hat sie mich verlassen.
(Papyrus Chester Beatty I, Vso, C 4.7–5.2, Lied 37; Übersetzung Popko)*

2. Etappen der lexikographischen und philologischen Erforschung der medizinischen Texte: Von Ludwig Stern bis zum aktuellen Akademienprojekt

Auch wenn einige Krankheitsbezeichnungen und Arzneimittelzutaten schon durch den Berliner medizinischen Papyrus bekannt geworden waren, war es doch vor allem das Glossar von Ludwig Stern zum kalligraphisch geschriebenen und sehr langen Papyrus Ebers, das die Erforschung der mehreren Hundert Drogen-, Krankheits- und Körperteilbezeichnungen sowie Drogenherstellungs- und Pflegeverfahren möglich machte (1875). Für Adolf Erman, den

²⁰ Auch wenn der poetische Text eine medizinische Thematik hat, ist er nicht fachsprachlicher Natur, weshalb sich das verwendete Vokabular nur teilweise in den medizinischen Texten wiederfindet.

späteren Begründer des *Wörterbuchs der ägyptischen Sprache*,²¹ war es die Grundlage für sein erstes Wörterverzeichnis, das er als Student aufbaute. Neben vielen anderen Quellen benutzte Victor Loret, Professor für Ägyptologie in Lyon, den Papyrus Ebers für seine Studien zu den Pflanzenbezeichnungen, die teilweise bis heute eine wissenschaftliche Relevanz haben (1887, 1892). Ein wichtiger Schritt in der philologischen Erforschung bilden die drei Bände *Die Medizin der alten Ägypter* von Walter Wreszinski, die er im Rahmen der Arbeiten am *Wörterbuch der ägyptischen Sprache* verfasste (1909–1913). Hierin legte er erstmals durchgehende hieroglyphische Editionen und teilweise Übersetzungen und Kommentare der damals bekannten großen Texte, der Papyri Ebers, Hearst, London und Berlin vor. Vor dem Erscheinen des *Wörterbuchs der ägyptischen Sprache* veröffentlichten Émile Chassinat und James Henry Breasted wichtige Arbeiten zum Wortschatz im Rahmen ihrer Publikationen eines koptischen medizinischen Textes (1921) bzw. des chirurgischen Papyrus Edwin Smith (1930). Unter den Pionieren der altägyptischen Medizin sind noch Warren Dawson (1888–1968) und Bendix Ebbell (1865–1941) zu nennen. Ersterer entwickelte sich ohne formale medizinische oder ägyptologische Ausbildung zu einem Spezialisten der altägyptischen Medizin in England, letzterer war ein praktizierender Arzt, zuerst als Missionar auf Madagaskar, später in Norwegen, der sich als Rentner den ägyptischen medizinischen Texten zuwandte und überkühne retrospektive Diagnosen für altägyptische Krankheitsbezeichnungen stellte sowie eine (leider noch immer) viel gelesene englische Übersetzung des Papyrus Ebers veröffentlichte.

Als das Wörterbuch von Adolf Erman und Hermann Grapow erschien (1926–1931) – bis heute die Grundlage jeder philologischen Arbeit in der Ägyptologie –, wurde es auch für das Studium der medizinischen Texte eine unverzichtbare Hilfe. Allerdings werden die medizinischen Fachwörter, vor allem die vielen pharmazeutischen Zutaten, zwar aufgenommen und als solche gekennzeichnet, aber was die Bedeutung angeht, kaum aufgearbeitet.

Diese Lücke wurde zwischen 1953 und 1959 in gründlichster Kärnerarbeit von Hermann Grapow, Hildegard von Deines und Wolfhart Westendorf im Projekt *Grundriss der Medizin der alten Ägypter* geschlossen. In neun Bänden, publiziert zwischen 1954 und 1973, haben sie sowohl in Übersichtsdarstellungen als auch in Einzeluntersuchungen alle damals bekannten hieroglyphisch-hieratischen medizinischen Texte ediert, übersetzt und kommentiert,

21 Ein Gemeinschaftsprojekt der deutschen Akademien der Wissenschaften (begonnen 1897) unter Leitung der Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften, das der Vorläufer des aktuellen Akademienprojekts der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig ist.

Wörterbücher zum Drogenwortschatz und zum sonstigen Wortschatz der medizinischen Texte verfasst und eine Grammatik der medizinischen Texte veröffentlicht. Einer der Autoren, Wolfhart Westendorf, aktualisierte und vervollständigte die Arbeit im Jahr 1999 mit seinem *Handbuch der altägyptischen Medizin*. Allerdings haben sie zum einen die sogenannten magischen Anteile der Texte zum Großteil ausgeschlossen und zum anderen die Texte nach Krankheitstyp zerlegt. Das hat zwar den Vorteil, dass alle Rezepte zu derselben Krankheit in den verschiedenen Texten bequem zusammenstehen, aber es verhindert die ganzheitliche Betrachtung der Originaltexte und die kontextuelle Einbettung der Einzelrezepte.

Trotz der beispielhaften Aufbereitung im *Grundriss* ist die Arbeit am medizinischen Wortschatz oder am philologischen Textverständnis bei weitem nicht beendet. Vor allem zwei Herangehensweisen bringen die Wortschatzforschung weiter voran, zum einen das Heranziehen von Textbelegen außerhalb des engen Corpus der medizinischen Texte, zum anderen interdisziplinäre Methoden von Wissenschaftlern mit einer Doppelkompetenz. Als Beispiele für erstere sind John R. Harris (Mineralien) und Sydney Aufrère (Pflanzenbezeichnungen) zu nennen, für zweiteres stehen u. a. James Walker (Medizin und Ägyptologie), Renate Germer (Biologie und Ägyptologie), Pierre Koe-moth und Tanja Pommerening (beide Pharmazie und Ägyptologie) Modell. Eine fortlaufende französische Übersetzung der Texte lieferte Thierry Bardinet (1995), im Englischen fehlt ein solches Werk bislang, für die deutsche Sprache hat das aktuelle Akademienprojekt diese Lücke gerade geschlossen.

Das interakademische Projekt »Strukturen und Transformationen des Wortschatzes der ägyptischen Sprache« liefert mit seiner Arbeitsstelle an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften für die zukünftige Erforschung der altägyptischen Medizin gleich eine doppelt neue Basis: Zum einen wurden alle bislang publizierten hieratisch-hieroglyphischen Texte aufgearbeitet (die demotischen und koptischen werden in einer späteren Projektphase durch Kooperationspartner bereitgestellt) und online im Thesaurus Linguae Aegyptiae (TLA, <http://aew.bbaw.de/tla/>) für linguistisch interessierte Ägyptologen und auf der Website »Science in Ancient Egypt« (<http://sae.saw-leipzig.de/startseite/>) für Medizinhistoriker kostenlos zur Verfügung gestellt. Hierfür wurden alle Texte neu übersetzt, im TLA mit einer ägyptischen Wortliste verlinkt und mit grammatischen und orthographischen Annotationen versehen, so dass sich jeder einzelne Beleg eines beliebigen ägyptischen Wortes in seinem gesamten Kontext ansehen lässt. Durch eine Zusammenstellung aller Belege für eine bestimmte Krankheit oder Verletzung können sich die Nutzer des TLA, wie im *Grundriss* der Medizin, alle Rezepte und Behandlungsmethoden dafür an einer einzigen Stelle ansehen; sie können aber auch jeden einzelnen Text vom

Anfang bis zum Ende so lesen, wie er von den ägyptischen Schreibern aufgeschrieben wurde, und damit die emische Gliederung der Texte untersuchen. Nutzer der Website »Science in Ancient Egypt« wiederum können diese Texte ohne ägyptologischen Ballast, sofern er für das Verständnis dieser Texte weniger relevant ist, in fortlaufenden Übersetzungen konsultieren. Das war bislang nur für die bekanntesten Papyri, und hier oft nur in älteren oder gar veralteten Publikationen, möglich. Neben Übersetzungen und grammatischen und graphischen Annotationen wurden im Rahmen der Projektarbeit problematische Stellen diskutiert; viel mehr aber noch, und das ist die zweite durch das Akademienprojekt erarbeitete neue Forschungsgrundlage, wurden die Begründungen für die bisher vorgelegten Übersetzungen der anatomischen Termini, *Materia Medica* und des sonstigen medizinischen Vokabulars aufgearbeitet und als Wortkommentare bereitgestellt, damit in Zukunft Ägyptologen und Medizinhistoriker die Zuverlässigkeit und die Glaubwürdigkeit der einzelnen Übersetzungsvorschläge evaluieren können.

3. Der internationale Workshop »Neue Texte zur altägyptischen Medizin«

Während im Rahmen des Akademienprojekts alle bislang publizierten medizinischen Texte aufbereitet wurden, sind im Laufe der letzten Jahre neue Texte dieses Bereichs in den Magazinen der Museen identifiziert worden. Um einen ersten Eindruck ihres Inhalts zu bekommen, fand am 17. November 2017 ein internationaler Workshop in den Räumlichkeiten der Akademie in Leipzig statt. Acht Ägyptologen, darunter erfreulicherweise fünf Nachwuchswissenschaftler, stellten solche neue Texte vor.²²

Eine Anforderung, die in jüngster Zeit immer häufiger an die Quellenbearbeitung gestellt wird, ist der Versuch, eine emische Betrachtung einzunehmen, d.h. die Texte mit den Augen und dem Wissen eines altägyptischen Insiders zu lesen und zu interpretieren. Es ist eine Selbstverständlichkeit, dass die ägyptischen Körperteilbezeichnungen, Krankheitsdefinitionen, Symptome, Namen von Arzneimittelpflanzen und pharmazeutischen Zutaten nach anderen Kriterien ausgewählt sein könnten als unsere heutige Nomenklatur, dass die Ansichten über die menschliche Anatomie und über das Funktionieren des Körpers

22 Alle Vortragenden berichteten aus laufenden oder gerade erst angefangenen Forschungs- und Editionsprojekten. Deshalb sind alle im Folgenden vorgestellten Textpräsentationen und Schlussfolgerungen als vorläufig zu betrachten.

andere sein könnten als die der modernen westlichen Medizin – und dies auch tatsächlich sind. Aber die Aufgaben, vor die sich der Ägyptologe und der Medizinhistoriker gestellt sehen, sind enorm, nämlich auf der Grundlage von wenigen und oft teilzerstörten Textquellen die Bedeutung des medizinischen Wortschatzes zu ermitteln und die altägyptische Physiologie und Krankheitslehre zu rekonstruieren, wobei von vornherein zu berücksichtigen ist, dass diese von allem, was die moderne Medizin oder die Ethnomedizin kennen, abweichen können. Ein gutes Beispiel ist der Begriff *mtw* (Behelfsaussprache *metu*), mit dem die Transportwege verschiedener, meist flüssiger Stoffe (Wasser, Nahrung, Blut, Kot) und Krankheitserreger im Körper bezeichnet werden. Sie werden im sogenannten Gefäßbuch-Abschnitt im Papyrus Ebers beschrieben und finden sich auch im bereits genannten Berliner Medizinischen Papyrus. Man ist sich darüber einig, dass die alten Ägypter mit dem Begriff *mtw* sowohl Hohlgefäße (Venen und Arterien) als auch Muskelstränge, Sehnen und vielleicht sogar Nerven bezeichneten. Aber was könnte eine brauchbare Übersetzung sein, die den uninformatierten Leser nicht gleich auf eine falsche Fährte bringt? Eine Eins-zu-eins-Übersetzung erscheint bei dieser kulturspezifischen Betrachtung der Körperstränge nicht möglich zu sein. Man ist deshalb gezwungen, den altägyptischen Begriff in das Übersetzungswort einzubauen, vielleicht etwa »*mtw*-Gefäßstrang«? Übrigens bezeichnete das griechische τὸ νεῦρον oder das lateinische *nervus*, von dem der moderne medizinische Begriff *nervus* kommt, auch nicht nur den Nerv, sondern ebenfalls die Sehne, den Penis u. a. m.²³

Einen solchen emischen Weg hat Jonny Russell (Leiden) in seinem Vortrag »New Approaches to Old Texts: Results from a Lexicographic Analysis of Biophysical and Human Realities in the ›Stomach-Book‹« eingeschlagen. Im sogenannten Magenbuch des Papyrus Ebers geht es um Krankheiten im Bereich des *r'-jb* (Behelfsaussprache *ra-ib*), wörtlich übersetzt »Mund/Öffnung des Herzens« oder »Herzmündung«. Meistens wird darin die altägyptische Bezeichnung für den Magen vermutet (für den terminologischen Zusammenhang von Magen und Herz vergleiche man die heutige Bezeichnung des Übergangs zwischen Speiseröhre und Magen, den Mageneingang, der in der lateinischen Nomenklatur *cardia* lautet). Der australische Mediziner James Walker, der ein

23 Zur Problematik des Übersetzens antiker wissenschaftlicher Texte siehe Annette Imhausen und Tanja Pommerening (Hg.), *Writings of Early Scholars in the Ancient Near East, Egypt, Rome, and Greece: Translating Ancient Scientific Texts* (Beiträge zur Altertumskunde 286), Berlin/New York 2010; Annette Imhausen und Tanja Pommerening (Hg.), *Translating Writings of Early Scholars in the Ancient Near East, Egypt, Greece and Rome: Methodological Aspects with Examples* (Beiträge zur Altertumskunde 344), Berlin/New York 2016.

Ägyptologiestudium mit einer Promotion über die Körperteilbezeichnungen abgeschlossen hat, meint hingegen, dass *r'-jb* für den Brustraum, die Brusthöhle und den Brustkorb, eventuell sogar für die Einfassung des kompletten Rumpfes (»frame of the whole torso«) steht. In seinem Vortrag analysierte Russell die Beschreibung der Symptome und der betroffenen Körperteile, die im Zusammenhang mit der Erkrankung von *r'-jb* im Papyrus Ebers genannt werden, ebenso die der Diagnosen und der Heilmittel und er fragte nach der Wirkung der Heilmittel, sofern die pharmazeutischen Zutaten identifiziert werden können. Die Übersetzung als »Magen« bezweifelte er u. a. auch deswegen, weil etwa nach dem Text Eb 191 der *r'-jb* eine »Seite/Hälfte« hat, ein Konzept, was sonst untypisch für Organe sei. Er kam zu dem Schluss, dass *r'-jb* keine Körperteilbezeichnung ist und nicht ausschließlich mit dem Digestivsystem zusammenhängt, sondern die Bezeichnung eines kulturspezifischen Systems oder Konzeptes für das Funktionieren des Körpers sein muss. Somit ist der Begriff *r'-jb* für ihn nicht übersetzbar und man müsste versuchen herauszufinden, wie dieses altägyptische System funktioniert (altägyptische Physiologie) und welche Konsequenzen es für andere Bereiche des Körpers hat, wenn das System von Krankheit befallen ist.

Folgt man diesem Ansatz, hätten die alten Ägypter zur Zeit des Papyrus Ebers keinen Begriff für den Magen gehabt bzw. gebraucht, oder zumindest wäre er bislang nicht überliefert oder identifiziert. Interessant für den Sprachwandel und speziell im Koptischen auch für den Kulturwandel, ist außerdem die Tatsache, dass das mittelägyptische Kompositum *r'-jb* in einer neuägyptischen Übersetzung mit dem (jüngeren) Wort für »Herz« (*ḥꜥtj*, Behelfsaussprache *hati*) wiedergegeben wird und sich nicht (mehr) in den demotischen und koptischen Sprachstadien findet (höchstens Koptisch modernisiert in zwei Wörtern *πρὸ *μνητ pro empehêt* »Der Mund / die Öffnung des Herzens«). Dafür erscheint im Demotischen ein Lemma *ššpy* (Behelfsaussprache *scheschepi*), das im Koptischen als (S) *ⲱⲙⲛⲱ schôpesch* und (B) *ⲱⲱⲙⲛ schoschpi* als Bezeichnung des Magens belegt ist; ob es einen altägyptischen Vorläufer *šsp.w* (Behelfsaussprache *schesepu*; etymologisch: »der Empfänger (der Nahrung)«) hat, ist umstritten. Daneben wird im Koptischen auch das griechische Lehnwort *στομάχος stomachos* verwendet.

Entdeckungen längerer Papyrustexte aus den sogenannten Hochphasen der altägyptischen Kultur sind in neuerer Zeit selten. So war es eine Sensation, als ein 7 Meter langer medizinischer Text, der im Louvre mit der Inventarnummer E 32847 aufbewahrt wird, im Jahr 2007 auf einer Ausstellung in Paris zum ersten Mal vorgestellt wurde. Die Rolle wurde beidseitig beschrieben, der Text auf der Vorderseite in der ersten Hälfte der 18. Dynastie, der auf der Rückseite

in der früheren 19. Dynastie. Fast die Hälfte der Texte thematisiert Hautkrankheiten, u. a. Schwellungen und Geschwülste, wobei zumindest im Text auf der Rückseite die Erkrankungen nicht nur mit Rezepten, sondern auch mit Beschwörungen bekämpft werden.²⁴

Sofie Schiødt aus Kopenhagen leitete ihren Vortrag »A Preliminary Study of Two Hieratic Medical Papyri in the Papyrus Carlsberg Collection« mit einer ähnlichen Sensation ein. In der Ny Carlsberg Papyrussammlung in Kopenhagen wird ein 3 m langer Papyrusstreifen mit der Inventarnummer pCarlsberg 917 aufbewahrt, ebenfalls beidseitig und in zwei verschiedenen Händen der 18.–19. Dynastie beschrieben. Schiødt erwägt die Möglichkeit, dass der Kopenhagener Papyrusstreifen und der Pariser Papyrus Teile derselben Papyrusrolle sein könnten, eine Hypothese, die sie noch durch eine genaue Nebeneinanderstellung der beiden Papyri verifizieren oder falsifizieren möchte. Zu den Ähnlichkeiten gehört auch die Tatsache, dass sowohl Rezepte als auch Beschwörungen vorliegen. In dem von ihr bislang untersuchten Textbereich finden sich Rezepte für den Magen (?) (siehe *rʿ-jb* oben), für die Augen und für die *whdw*-Krankheit (*uchedu*).

Der zweite Text, den Sofie Schiødt vorstellte, ist das schon lange bekannte Papyrusfragment Carlsberg 8 aus dem Neuen Reich, von dem bislang aber nur die Rückseite mit Geburtsprognosen publiziert worden ist. Dieser Text, der noch andere, heute verlorene Themen behandelt, ist jedoch erst nachträglich auf der Rückseite eines medizinischen Traktats hinzugefügt worden.²⁵ Der Text auf der Vorderseite handelt von Augenkrankheiten, zumindest ist das das Thema, das in den beiden erhaltenen Kolumnen vorliegt. Ursprünglich könnte der Papyrus noch viel mehr Krankheitskomplexe behandelt haben. In der ersten Kolumne finden sich Beschwörungen gegen einige nicht weiter bestimmbare Augenkrankheiten, und dabei werden die Augenleiden mit Mit-

24 Eine erste, eingehende Studie dieses Papyrus ist gerade erschienen: Thierry Bardinnet, *Médecins et magiciens à la cour du pharaon. Une étude du Papyrus médical Louvre E 32847*, Paris 2018.

25 Papyrusblätter bestehen aus einer Lage senkrechter Fasern und einer Lage waagerechter Fasern. Ägyptische Schreiber begannen in der Regel auf der Seite mit den waagerechten Fasern zu schreiben und damit parallel zu ihnen, was die Schreibbinse weniger ablenkte. Außerdem wurden Papyrusrollen meist mit den waagerechten Fasern nach innen gerollt, denn wenn man die Rolle mit der senkrechten Lage nach innen rollt, werden deren Fasern gestaucht und können leichter abplatzen. Daher kommt ein Text auf waagerechten Fasern auf der Innenseite der Rolle zu stehen und ist dadurch besser geschützt. Aus diesen Gründen lässt sich auch bei Papyrusfragmenten meist recht schnell die Vorder- und die Rückseite bestimmen.

teln der Mythologie, speziell dem Mythos vom Horusauge und dem Kampf zwischen Horus und Seth, erklärt und die beteiligten Gottheiten Horus, Seth und Thot angesprochen. In der zweiten Kolumne werden medizinische Probleme mit den Wimpern thematisiert. Trotz der methodischen Gefahren, die mit der retrospektiven Diagnose verbunden sind,²⁶ würden die Beschreibungen zu Trichiasis (Wimpernscheuern) oder Distichiasis passen. Möglicherweise weil die Ursache der Erkrankung eindeutig ist, wurde auf Beschwörungen verzichtet und wurden nur Rezepte eingesetzt, von denen fünf Parallelen zum Papyrus Ebers darstellen. Allerdings sind die Rezeptzutaten keine, denen man heute eine pharmazeutische Wirkung zuschreiben würde: Blut von Schweinen, Esel oder Stieren, aber auch Blut von Fledermäusen oder von einer Hundezecke (?) sowie »Milch« von einem Frosch oder einer Kröte. So wie einige Geburtsprognosen auf der Rückseite noch bei antiken Schriftstellern und sogar noch im 18. Jh. n. Chr. in Texten europäischer Mediziner weitertradiert wurden, so ist auch die Verwendung von Blut von Fledermäusen und Zecken bei Galen, bei koptischen und arabischen mittelalterlichen Medizинern und bei Petrus Hispanus überliefert. Schweine, Esel und Stiere sind mit dem Gott Seth zu verbinden, der das Auge des Gottes Horus schädigte. Nach dem in der Homöopathie gut bekannten Prinzip *similia similibus curantur* wurde gewiss deshalb mit dem verletzenden Gott verbundenes Blut eingesetzt, um das verletzte Auge zu heilen. Fledermaus und Frosch sind (weitestgehend) haarlos und wurden vielleicht deswegen als Lieferanten von Mitteln gegen zu viel Haar verwendet (*contraria contrariis curantur*).

Nach diesen vielversprechenden neuen Texten aus dem Neuen Reich ging der Workshop über zu Texten aus dem 1. Jahrtausend v. Chr., die bedauerlicherweise in der Erforschung der altägyptischen Medizin bislang eine eher untergeordnete Rolle spielten, obwohl Ägypten gerade in dieser Zeit in regem Kontakt und Kulturaustausch mit dem Vorderen Orient und der griechischen Welt stand. Von Bedeutung ist hier der Ort Elephantine, eine Insel im Nil gegenüber von Assuan und im 1. Jahrtausend vor allem wegen seiner aramäisch-jüdischen Militärkolonie während der Perserherrschaft über Ägypten (526/525–404 v. Chr.) bekannt. Der amerikanische Journalist, Papierfabrikant und spätere Ägyptologe Charles Wilbour hat im Februar 1896 während seiner letzten Ägyptenreise, aber auch schon vorher, auf Elephantine zahlreiche Papyrusrollen und Fragmente angekauft, von deren Existenz die Wissenschaft jedoch erst

26 Siehe hierzu auch Susanne Radestock, *Prinzipien der ägyptischen Medizin. Medizinische Lehrtexte der Papyri Ebers und Smith. Eine wissenschaftstheoretische Annäherung* (Wahrnehmungen und Spuren Altägyptens 4), Würzburg 2015, S. 17–118.

in den 1950er Jahren erfuhr und von denen die meisten bis heute nicht publiziert sind. Unter den Papyrusrollen finden sich mehrere medizinische Texte, z. B. eine Sammlung medizinisch-magischer Abhandlungen zum Schutz von Mutter und Kind, ein Text zu Mund- und Zahnbeschwerden und ein Text zu Frauenbeschwerden. Diese Papyri befinden sich heute im Brooklyn Museum in New York. Weitere Papyri und Papyrusfragmente aus Elephantine, die möglicherweise zur selben Textgruppe gehören, werden an vielen Orten weltweit aufbewahrt, u. a. in Paris und Berlin, und werden derzeit im Rahmen des ERC-Projekts »Elephantine: Localizing 4000 Years of Cultural History. Texts and Scripts from Elephantine Island in Egypt« unter Leitung von Verena Lepper (Berlin) erfasst. Jetzt schon ist bekannt, dass sich darunter weitere medizinische Fragmente befinden.

Aus den in Brooklyn aufbewahrten Papyri dieses Fundes stellte Juliane Unger (Heidelberg) »Rückenschmerzen und Verwandtes – Papyrus Brooklyn 47.218.75+86« vor. Der von ihr in ihrer Dissertation bearbeitete Papyrus ist mehr als 3 Meter lang und wurde beidseitig zu unterschiedlichen Zeiten (26. Dynastie bzw. Ende 26. oder 27. Dynastie) und von unterschiedlichen Schreibern beschriftet. Die Vorderseite enthält ein ca. 240 einzelne Rezepte umfassendes Fachbuch über Beschwerden am Rücken, am Rückgrat und am Rektum/After, d. h. Beschwerden im unteren Abdominalbereich, die aus mehreren dem Schreiber vorliegenden Handschriften zusammengetragen und abgeglichen wurden, wobei er verschiedene Layouts ausprobierte oder diese aus seinen Quellen übernahm.

Das weitere Schicksal des Papyrus ist unerwartet: Anscheinend war er noch in der Antike in zwei Teile zerbrochen und anschließend falsch wieder zusammengeklebt worden. Danach wurde die Rückseite mit Rezepten gynäkologischer Natur beschriftet.

Trotz seines relativ späten Datums fand Unger in den Texten der Brooklyn Papyrusgruppe bislang wenig Hinweise auf einen Wissenstransfer zwischen den verschiedenen Kulturen der Mittelmeerwelt. Dafür denkt sie, einen bereits von Paul O'Rourke geäußerten Eindruck bestätigen zu können, demzufolge sich die Papyri der Spätzeit von denen des Neuen Reiches dadurch unterscheiden, dass sie thematisch spezialisierte Kompendien darstellen, wohingegen die älteren Texte eher den Charakter enzyklopädischer Sammelhandschriften tragen, in denen Rezepte zu vielen verschiedenen Krankheitsbereichen zusammengestellt sind. Dieses Bild muss allerdings durch die demotischen medizinischen Texte (siehe unten) etwas relativiert werden, so dass sich die Frage stellt, ob die Elephantine-Papyri eine Spezialbibliothek repräsentieren oder ob sich der medizinische Wissenschaftsbetrieb in der Nachfolgezeit erneut änderte.

Ein noch viel jüngerer, heute in Florenz aufbewahrtes Fragment eines medizinischen Textes (Inv.-Nr. 10498) stellte Joachim Friedrich Quack (Heidelberg) in seinem Vortrag »Augenheilkunde, Mineralogie, Botanik und die Proportion der Welt – Zwei späthieratische Papyri mit Wissenstexten im Museo Archeologico, Florenz« vor. Das späte Datum – der Text stammt aus der Römerzeit –, ergibt sich aus den Zeichenformen und dem Umstand, dass er mit der Rohrfeder und nicht der weichen Binse geschrieben wurde. Sprachlich ist er dagegen noch im Mittelägyptischen gehalten, einer zu dieser Zeit längst nicht mehr gesprochenen und nur noch von Priestern und Gelehrten gepflegten, viel älteren Sprachstufe. Vom Layout sind ganz schmale Textkolumnen erkennbar, was ebenfalls für späte Totenbücher belegt ist, so dass man sich fragt, ob von direkt aufeinanderfolgend geschriebenen Rezepten in der älteren Zeit (einmalig?) auf ein Layout von einem Rezept pro Kolumne umgeschaltet wurde bzw. ob das Layout von religiösen Texten dasjenige eines wissenschaftlichen Textes beeinflusst hat. Was vom Text erhalten ist, gehört in den Bereich der Augenheilkunde: Es ist ein Rezept zu erkennen, und außerdem ein *shesau*-Diagnosetext, der aus einer Überschrift (hier: »Überströmen in den Augen«), einer Untersuchung mit der typischen Formel »wenn du [...] vorfindest«, einer Auflistung der Symptome, einer Diagnose (»dann musst du dazu sagen«) und Handlungsanweisungen besteht. Letzteres Textbruchstück ist für die Erforschung der altägyptischen Medizingeschichte und auch der Entwicklung der entsprechenden Fachsprache besonders hervorzuheben. Denn es belegt, dass *shesau*-Diagnosetexte, nach modernen Maßstäben das Merkmal *par excellence* für eine empirisch-rationale Medizin, nicht auf das Mittlere und Neue Reich beschränkt sind, sondern in der Spätzeit (Brooklyner Papyri) und bis in die Römerzeit weiter verwendet wurden. Sie wurden dann sogar auch in neue Bereiche der Medizin transferiert, denn mit diesem Bruchstück liegt der erste dieser Diagnosetexte konkret für Augenheilkunde vor. Von einer Degeneration der altägyptischen Medizin im Laufe der Zeit in Richtung Magie und Aberglaube kann also keine Rede sein.

Das zweite von Quack vorgestellte Textbruchstück, Florenz 8699, ist etwas älter als das erste. Erkennbar sind Auszüge aus Traktaten zu Pflanzen und Mineralien auf der Vorderseite. Der Text auf der Rückseite stellt möglicherweise dem Mikrokosmos des menschlichen Körpers eine Beschreibung des Makrokosmos gegenüber. So wird beispielsweise die Einteilung von Tag und Nacht in jeweils 12 Stunden mythologisch damit begründet, dass die Gebärmutter der Himmelsgöttin Nut, die jeden Morgen die Sonne gebiert, 12 »*metu*-Gefäßstränge« besitze. Aufgrund des fragmentierten Zustandes ist noch vieles unklar, was umso bedauerlicher ist, als der Text eine enzyklopädische Zusammenschau der kleinen und der großen Welt anzudeuten scheint und sich damit

gut in den Modulplan des Akademienprojektes einpassen würde, der bei der Erforschung der Fachsprache von der Medizin und damit dem menschlichen Körper anfängt, um immer weiter hinaus in die Welt zu greifen. Es finden sich Götterbezeichnungen bzw. mythologische Elemente, die mit Elementen aus der realen Welt korreliert werden. Einige Bruchzahlen sind als Mondphasen identifizierbar, Namensbezeichnungen für Ägypten werden erklärt, das in medizinischen Texten verwendete *ḏ*-Maß (*dscha*) wird mit dem Augenarzt verbunden und die Körperteile Gebärmutter, Ohren, Finger, Nase und Hinterkopf werden genannt.

Im 7. Jahrhundert v. Chr. erscheint die demotische Schrift und ersetzt nach und nach das Hieratische in der Verwaltungssprache. Wie Demotisch dann als Schrift und als Sprachstufe langsam auch in die medizinischen Texte Einzug hält, beschrieb Friedhelm Hoffmann (München) in seinem Vortrag »Neue demotische medizinische Texte im Überblick und Aspekte ihrer Überlieferung«. Betrachtet man die Schrift der bislang bekannt gewordenen Texte, dann sind diese zunächst hieratisch geschrieben, ab dem 4. Jahrhundert v. Chr. erscheinen auch demotische medizinische Texte und in der Römerzeit gibt es fast nur noch diese. Eine Ausnahme ist der von Quack behandelte hieratische Florentiner Papyrus (siehe oben). Eine anders gelagerte Ausnahme ist Papyrus Wien D6257 aus dem 2. Jahrhundert n. Chr., in dem Hieratisches und Demotisches kleinräumig auf Wortebene oder Ausdrucksebene abwechselt. Überhaupt scheint die Redaktionsgeschichte des Wiener Papyrus recht komplex zu sein und darin möglicherweise die Entwicklung der ägyptischen Medizin in der Spätzeit zu spiegeln, denn es finden sich Ausdrücke unterschiedlicher Sprachphasen und sowohl griechische als auch semitische Drogen: Die älteste Schicht des Wiener Papyrus scheinen verschiedene hieratische Vorlagen aus der 26. Dynastie zu sein. Die – wenn auch nur einmalige – Verwendung des persischen *kpd*-Maßes (etwa *kepedsch*) zeigt, dass in der 27. Dynastie, der Perserzeit, vorderasiatische Medizinsysteme rezipiert und in die eigenen Texte aufgenommen wurden. In dieselbe Richtung weist auch die Verwendung von Bruchzahlen wie $\frac{1}{30}$ und $\frac{1}{60}$, die an das mesopotamische Hexadezimalsystem erinnern, wohingegen ältere ägyptische medizinische Texte ausschließlich Bruchzahlen mit dyadischer, d. h. halbierender Teilung, verwenden, nämlich $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{32}$, $\frac{1}{64}$ und $\frac{1}{128}$. Etwa in dieser Zeit dürfte auch die Glossierung, also Erklärung schwer verständlicher Passagen oder Wörter, stattgefunden haben und von dieser Zeit an ist des Weiteren mit der Umsetzung ins Demotische zu rechnen. In der Ptolemäerzeit sind schließlich die Textvarianten aus verschiedenen Vorlagen zusammengeführt worden; griechische Elemente, hier v. a. Drogen(namen), wie *pprs* = Pfeffer (etwa *peperes*, vgl. ὁ πέπερις) oder *qstry*n = Bibergeil (?) (etwa *qestrin*,

vgl. τὸ καστόρειον), hielten Einzug; und ein hieratisch-demotischer Mischtext entstand, der dann die Vorlage für den erhaltenen Wiener Papyrus bildete.

Dieser Wiener Papyrus wurde schon vor 40 Jahren ediert, aber völlig falsch aus zugehörigen und nicht-zugehörigen Fragmenten rekonstruiert. Statt 16 Kolumnen eines sehr fragmentierten Textes gehören die Fragmente in Wirklichkeit nur zu 6 Kolumnen Text mit etwa 180 Rezepten gegen verschiedene Krankheiten, wie Würmer, Magenbeschwerden, Husten, Wunden und schlechten Geruch, außerdem gibt es Rezepte für Zähne, Nase, Augen, Gesichtspflege u. a. m. Eine logische Reihenfolge fehlt, aber gelegentlich sind Blöcke von zusammengehörigen Rezepten erkennbar, ähnlich wie in den Sammelhandschriften des Neuen Reiches. Auch in der Struktur der einzelnen Rezepte gibt es Ähnlichkeiten. So finden sich neben ganz einfachen Rezepten mit der kurzen Überschrift »ein anderes (Rezept)«, einer kurzen Auflistung der Ingredienzien und der Anweisung »ebenso [anzuwenden wie vorher]« auch Rezepte, bei denen Mengenangaben der einzelnen Zutaten vorliegen, und solche, bei denen die Anwendungsanweisungen sehr ausführlich sind und mögliche Komplikationen berücksichtigen.

Die größte Sammlung demotischer medizinischer Texte befindet sich in Kopenhagen, wie Amber Jacob (New York) in ihrem Vortrag über »Demotic Medical Texts in the Papyrus Carlsberg Collection – A Preliminary Report« berichtete. Sie konnte aus 100 Fragmenten bislang Reste von sieben unterschiedlichen Papyrusrollen aus dem 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. identifizieren, die einmal Teil der Tempelbibliothek von Tebtynis waren; hinzu kommen etwa 150 Papyrusfragmente, die sich noch nicht sicher einer dieser Rollen zuordnen oder zu weiteren Rollen zusammenfügen lassen. Die sieben Rollen sind Rezeptsammlungen. Außerdem gibt es zwei Pflanzenbücher mit Beschreibungen der Pflanzen und deren Verwendung als Heilmittel. Texte des *shesau*-Diagnostentyps fehlen dagegen in den bislang untersuchten Fragmenten gänzlich, und es gibt nur eine einzige Beschwörung. Eine sehr vorläufige Einschätzung der Inhalte von fünf der erhaltenen Rezeptbücher sieht wie folgt aus: Eine Rolle (pCarlsberg 231) enthält eine Auflistung mit Themen aus den Bereichen Gynäkologie und Dermatologie. Außerdem wird ein mehrbändiges medizinisches Werk eines gewissen Harmachis erwähnt. In einer zweiten Rezeptsammlung finden sich u. a. Rezepte zu Hautkrankheiten, in einer dritten Sammlung erkennt man zumindest Augenkrankheiten. Alle bislang identifizierten Fragmente einer vierten Rezeptsammlung behandeln ausschließlich den After, es könnte sich also eventuell um eine spezialisierte Rezeptsammlung handeln. In einer fünften Rezeptsammlung (pCarlsberg 170) unterschiedlichen Inhalts betreffen vier Rezepte die Nieren. Die Bedeutung des demotischen Wortes für Niere, *grtj* (Be-

helfsaussprache *gerti*), wird durch den koptischen Nachfahr Ⲅⲗⲟⲩ (ausgesprochen *kjelôt*) bestätigt. Hierbei handelt es sich um ein Fremdwort, das sich noch nicht in den medizinischen Texten des Neuen Reiches findet, sondern zum ersten Mal in der 21. Dynastie auftaucht und das alte ägyptische Wort für Niere, möglicherweise *gg.t* (Behelfsaussprache *geget*), ersetzt. Aus Tebtynis stammen auch 14 griechische medizinische Papyrushandschriften, einige davon aus derselben Tempelbibliothek. Vielleicht wird sich das Verhältnis zwischen griechischer und ägyptischer Medizin in einem größeren hellenisierten Ort in Ägypten besser einschätzen lassen, wenn Frau Jacob im Rahmen ihrer Dissertation die demotischen Texte ediert haben wird.²⁷

Im 4. Jahrhundert n. Chr. finden tiefgreifende Veränderungen in der ägyptischen Kultur und Gesellschaft statt. Zum einen konvertieren immer mehr Ägypter von der paganen, altägyptischen Religion in spätantiker Fassung zum Christentum, das im Römischen Reich und damit auch in der Provinz Aegyptus, zur Staatsreligion erhoben wird, zum anderen werden die alten pharaonischen Schriftsysteme (Hieroglyphisch, Hieratisch, Demotisch) aufgegeben und durch das Koptische ersetzt, ein um Zusatzzeichen für spezifisch ägyptische Laute erweitertes griechisches Alphabet. Die hellenistische Kultur wird die Leitkultur, auch für die ägyptischen Mediziner. Anne Grons (Berlin) stellte in ihrem Vortrag »Medizinisch-pharmakologische Texte in koptischer Sprache – Berlin P. 8116 und P. 8117« das Corpus der koptischen medizinischen Texte vor. Bislang bekannt sind 39 Rezepttexte sowie ein heilpflanzlicher Text, die zwischen das 4. und 11. Jahrhundert datieren und auf Ostraka (Topfscherben), Papyrus, Pergament, Papier oder als Graffito auf Wände geschrieben wurden. Der längste erhaltene Text (P.Méd. Copt. IFAO) ist eine Rezeptsammlung auf einer 2,48 Meter langen Papyrusrolle mit 237 Rezepten unterschiedlicher Art, vor allem gegen Hauterkrankungen und Augenleiden. Andere Textbruchstücke gehörten einmal zu Codices mit mindestens 168, 215 und 244 Seiten voller Rezepte, u. a. zu Wundbehandlung und Frauenleiden. Viele Rezepte enthalten griechische und (in den jüngsten Texten) arabische Lehnwörter.

Einen der spätesten Texte bilden die Papierfragmente Berlin P. 8116 und P. 8117, die im 11. Jahrhundert zunächst für die Niederschrift arabischer Urkunden genutzt wurden, bevor ihre Rückseite mit pharmakologischen Rezepten

27 Die griechischen medizinischen Papyri aus Ägypten, und damit v. a. diejenigen aus Tebtynis, werden im Rahmen des ERC-Projekts »Medicalia Online« der Università degli studi die Parma digitalisiert und untersucht. Das Projekt »Strukturen und Transformationen« steht mit diesem Projekt bereits in Kontakt und strebt längerfristig auch eine Verknüpfung oder zumindest Verlinkung der gegenseitigen Daten an.

beschrieben wurden. Erhalten sind 27 durch Trennstriche aufgeteilte Textblöcke mit relativ wenigen heilkundlichen Rezepten (u. a. gegen Kopfschmerzen und Fieber) und zahlreichen Zauberrezepten (u. a. Liebeszauber; um einen Diamanten zu erhalten; gegen Furcht vor Räubern). Der gemeinsame Nenner zwischen beiden sowie die Reihenfolge der Rezepte bestimmend, ist die nutzbringende Verwendung von Körperteilen unterschiedlicher Vögel wie Wiedehopf, Geier, Hahn und vielleicht der Fledermaus, die als Flutier den Vögeln zugerechnet wurde. Möglicherweise war einmal eine Seite pro Vogel vorgesehen. Der Text gehört zur medizinischen und/oder magischen Pharmakologie, jedoch ist eine ähnliche Komposition sonst nicht in der koptischen Literatur überliefert. Die größte Ähnlichkeit findet sich in arabischen Manuskripten von Medizinern aus der Abassidenzeit wie bspw. dem »Buch der nützlichen Eigenschaften der Tiere« von ʿĪsā ibn ʿAlī, die wahrscheinlich auf eine hellenistische Tradition zurückgehen; der Berliner Text könnte daher eine koptische Version eines solchen Buches sein.

Der Workshop wurde mit einem Vortrag des Projektleiters des Akademienprojektes Hans-W. Fischer-Elfert (Leipzig) beschlossen, der eine unerwartete Quelle für die altägyptische Augenheilkunde präsentierte: »Kohl-tubes with a Medical Background«. In vielen ägyptischen Museen finden sich röhrenförmige sogenannte Schminke- oder Kohl-Gefäße, bestehend aus einem bzw. aus bis zu neun zusammengefügtten Röhrrchen aus verschiedensten Materialien, die meistens als Kosmetikartikel klassifiziert werden. Die ursprünglichen Besitzer, soweit sie archäologisch oder inschriftlich nachgewiesen werden können, gehörten zur Elite der Gesellschaft: Die Inhalte dieser sogenannten Schminke-röhrrchen, Galenit und Malachit, gingen nach der Gewinnung direkt an das Schatzhaus von Tempel oder Staat. Die Bezeichnung der Schminke, äg. *sdm.t* (Behelfsaussprache *sedemet*) ist als Lehnwort ins Griechische und Lateinische (*stibium*) aufgenommen, und Letzteres führte zum Elementsymbol Sb (Antimon) im Periodensystem von Mendelejew. Die Inschriften auf den Röhrrchen sind von zweierlei Art. In der ersten Gruppe kann der Text mit »Galenit für/zur« oder »Augenschminke für/zur« anfangen, gefolgt von verschiedenen Anwendungen wie »Sicht/Sehvermögen eröffnen«, »Blut/Blutungen beseitigen«, »Sehschwäche beseitigen«. Ähnliche Formulierungen sind im Papyrus Ebers als Rezeptüberschriften bei Augenleiden überliefert. Aber auf den Schminkegefäßen finden sich auch einige Anwendungen, die in den medizinischen Rezeptsammlungen bislang fehlen und dadurch das Spektrum der Augenkrankheiten, die durch die medizinischen Papyri überliefert sind, erweitern. In der zweiten Gruppe von Texten werden die Augenschminke oder die Anwendungen mit den Jahreszeiten verbunden. Der Gedanke liegt nahe, die Augenbeschwerden

mit saisonalen Witterungsbedingungen (z. B. Sandstürme, helles Licht, Fliegenplage) zu verknüpfen. Alle Inschriften auf den Schminkröhrchen nennen einen medizinischen Zweck für die Schminke, keine einen schmückenden, ästhetischen.

In einer Zusammenschau betrachtet zeigen die Vorträge, welches Potenzial die Erforschung der ägyptischen Medizin auch in der Zukunft noch bietet; selbst etablierte Interpretationen zu textlichen oder archäologischen Befunden lohnen eine Neuüberprüfung (vgl. die Beiträge von Jonny Russel und Hans-W. Fischer-Elfert). Außer den Texten, die seit der Publikation des *Grundrisses der ägyptischen Medizin* neu ediert und im Rahmen des Akademienprojekts ebenfalls aufbereitet wurden, wodurch dieses den Grundriss quasi aktualisiert, werden in absehbarer Zeit noch weitere Texte veröffentlicht werden, die das Spektrum unseres Wissens über die ägyptische Medizin noch erweitern werden. Joachim Quack, der nicht nur Vortragender war, sondern auch Vorsitzender der Projektbegleitenden Kommission des Akademienprojektes ist, urteilte angesichts der Inhalte des Workshops erfreut, dass man eigentlich ein »zweites erstes Modul« bräuchte, um auch diese Texte in die Datenbank einarbeiten zu können. Vor diesem Hintergrund ist sehr begrüßenswert, dass die Vortragenden großes Interesse zeigten, »ihre« Texte nach der jeweiligen gedruckten Publikation²⁸ auch dem Projekt zur Verfügung zu stellen und zum Teil sogar selbst einzupflegen.

Gerade für die Entwicklung der ägyptischen Medizin im 1. vorchristlichen und nachchristlichen Jahrtausend, die bedauerlicherweise bislang in der Ägyptologie viel zu wenig beachtet wurde – obwohl gerade in dieser Zeit mit erheblichen interkulturellen Transfers zwischen ägyptischer, vorderasiatischer, griechischer und arabischer Medizin zu rechnen ist – versprechen die vorgestellten Texte einen erheblichen Kenntniszuwachs. Die neuen Quellen bereichern die ägyptische Medizin nicht nur um neue Rezepte zur Wundbehandlung und gegen Bauch- und Zahnschmerzen, wie der Überblick von Friedhelm Hoffmann im Rahmen seines Vortrages zeigte, sondern auch um gänzlich neue Krankheitsbilder und Behandlungsmethoden, z. B. im Bereich der Nephrologie (Amber Jacob). Und sie zeigen, dass gerade die Mediziner des 1. vorchristlichen Jahrtausends, das von Ägyptologen lange als eine Zeit des Niedergangs (v)erachtet und vernachlässigt wurde, weiterhin bemüht waren, medizinisches Wissen zu tradieren, zu organisieren sowie zu aktualisieren (vgl. die Vorträge von

28 Diese geschieht gerade bei den jüngeren Vortragenden im Rahmen ihrer Dissertationsprojekte, so dass sich eine Einarbeitung in die Projektdatenbank vor deren Publikation verbietet.

Juliane Unger und Friedhelm Hoffmann) und die Medizin in einen größeren Zusammenhang zu stellen (Joachim Quack). Die bewährten Untersuchungsmethoden und Aufzeichnungsmodalitäten werden nicht nur beibehalten, sondern aktiv genutzt und auch in Bereichen der Medizin angewendet, in denen sie vorher nicht belegt sind (Joachim Quack). Daneben entstehen gänzlich neue Texttypen, wie etwa spezialisierte Handbücher zu Krankheiten (Juliane Unger), zu Schlangen und Schlangenbissen oder zur pharmazeutischen Nutzung von Pflanzen (aufgelistet von Friedhelm Hoffmann); eine Erfassung medizinisch nützlicher Körperteile von Tieren findet sich schließlich in koptischen Texten (Anne Grons).

Dass in der Ptolemäerzeit das Maßsystem angepasst wurde und statt des ägyptischen Hohlmaßes *Dscha* für feste Drogen das Gewichtsmaß *Kite* verwendet wurde, ist bereits bekannt. Noch wenig untersucht ist dagegen, wie sich das ägyptische Medizinsystem unter Einfluss anderer, etwa mesopotamischer Medizinsysteme, verändert hat. Hierfür könnte der von Friedhelm Hoffmann bearbeitete Wiener Papyrus aussagekräftig sein. Die weitere Erforschung der von Anne Grons vorgestellten koptischen Texte wird ferner helfen, die koptische Medizin zwischen hellenistischer und arabischer Medizin genauer zu positionieren. Denn ohnehin stehen für die koptische Medizin generell die bislang unterschiedlich beantworteten Fragen im Raum, wie viel von älteren, pharaonischen Rezepten oder sogar phraseologischen Strukturen übernommen wurde, wie sich der medizinische und pharmakologische Wortschatz wandelte und ob die koptische Medizin nur noch rezipierte oder selbst kreativ tätig war.

Die Vorträge bereicherten auch die Diskussion um Gründe für die Übernahme oder Nicht-Übernahme von Wissen. So wird die Dissertation von Amber Jacob weiteres Licht auf das Nebeneinander und gegebenenfalls gegenseitige Beeinflussung von ägyptischer und griechischer Medizin an einem Ort wie Tebtynis werfen.²⁹ Um zu erklären, weshalb manche Zutaten in der antiken, arabischen und mittelalterlichen Medizin weitertradiert wurden und andere nicht, vermutet Sofie Schiødt, dass die nur aus der ägyptischen Mythologie heraus verständlichen Arzneimittel nicht weitertradiert wurden, während auch

29 Jacob wies beispielsweise darauf hin, dass die Proktologie in den lokalen griechischen Papyri nicht repräsentiert sei, in dem von ihr bearbeiteten demotischen Material dagegen schon. Umgekehrt kann man dem hinzufügen, dass interessanterweise lokale griechische Pflanzenhandbücher nicht nur Beschreibungen, sondern auch Zeichnungen von Pflanzen enthalten (vgl. Papyrus Tebtynis II 679, <http://digitalassets.lib.berkeley.edu/apis/ucb/images/7018.jpg>; oder Kim Ryholt, »The Illustrated Herbal From Tebtunis: New Fragments and Archaeological Context«, in *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 187 (2013), S. 233–238), was wiederum den von dort stammenden demotischen Pflanzen- oder Kräuterbüchern völlig fehlt (Überlieferungszufall?).

außerhalb des ägyptischen Weltbildes erklärbare Zutaten rezipiert werden konnten. Dem steht Friedhelm Hoffmanns Beobachtung (die er für die von ihm vorgestellten demotischen Texte traf, die aber im Prinzip auch für ältere Texte gilt) gegenüber, dass die Rezepte nur Drogen und Anweisungen enthalten, aber keine Begründungen, warum sie helfen, so dass sie (zumindest äußerlich) frei von Medizinmodellen sind und daher, anders als etwa Lehrtexte, leichter interkulturell transferiert werden können.

Den Kohlenstoffkreislauf in Schwung bringen

1. Einleitung

Kohlenstoff ist ein grundlegender Baustein unseres Lebens, aber auch Basis für die organische chemische Industrie sowie für die bedarfsgerechte Sicherung von Energieversorgung und Mobilität. Der rasante Anstieg der Weltbevölkerung und das damit einhergehende globale Wirtschaftswachstum ziehen einen bisher nie dagewesenen Bedarf an Kohlenstoffträgern nach sich. Dabei kann zwischen fossilen Kohlenstoffträgern wie Kohle, Erdöl und Erdgas sowie den in der jüngeren Vergangenheit wieder verstärkt eingesetzten biogenen Kohlenstoffträgern in Form von nachwachsenden Rohstoffen unterschieden werden. Weiterhin stehen grundsätzlich auch kohlenstoffhaltige Sekundärrohstoffe, d. h. kohlenstoffhaltige Abfälle, zur Verfügung.

Die anthropogene Nutzung von Kohlenstoffträgern hat seit der Industrialisierung zu einer deutlichen Verknappung natürlicher Ressourcen, aber auch zu erheblichen Veränderungen des natürlichen Kohlenstoffkreislaufs sowie steigendem Abfallaufkommen geführt. Hauptproblem ist, dass sowohl fossile als auch biogene und sekundäre Kohlenstoffträger nach wie vor hauptsächlich energetisch zur Bereitstellung von Elektrizität, Wärme und Kraftstoffen genutzt und infolge der thermischen Verwertung zu CO_2 umgewandelt werden. Dies hat zu einer signifikanten CO_2 -Anreicherung in der Atmosphäre geführt und wird letztlich als Auslöser für den prognostizierten Klimawandel gesehen. Das deutet auch darauf hin, dass, anders als in der Vergangenheit angenommen wurde, heute weniger die Verfügbarkeit von Rohstoffquellen als vielmehr die Aufnahmefähigkeit natürlicher Senken zum Problem geworden ist. Zur Erreichung des 2015 auf der UN-Klimakonferenz in Paris formulierten Zwei-Grad-Zieles zur Begrenzung der globalen Erwärmung erscheint es unabdingbar, diesen Prozess wieder umzukehren oder zumindest aufzuhalten. Hierfür sind insbesondere zwei Optionen erfolgversprechend: Maßnahmen zur Verringerung der Kohlenstoff-Intensität und die Entwicklung geschlossener Kohlenstoffkreisläufe. Vor diesem Hintergrund besteht eine der größten Herausforderung darin, die derzeit CO_2 -intensive in eine CO_2 -arme Wirtschaft zu

überführen, um die ambitionierten Klimaschutzziele – Minderung der Treibhausgasemissionen um 95 % bis 2050 gegenüber 1990 – überhaupt erreichen zu können. Auch wenn der gegenwärtige Stand der Verringerung der Treibhausgasemissionen noch nicht den Erwartungen entspricht und die angestrebten Ziele für 2020 vermehrt in Frage gestellt werden, wurden doch durch den Ausbau erneuerbarer Energien in der Energiewirtschaft die Voraussetzungen für eine Trendwende geschaffen.

Ähnlich wie in der Energiewirtschaft steht auch die verarbeitende Industrie vor der Aufgabe, ihre Produktionsprozesse bis 2050 weitgehend CO₂-neutral zu gestalten. Bisher ist es kaum gelungen, die anthropogene Nutzung von Kohlenstoffträgern naturangepasst am Prinzip geschlossener Kreisläufe zu orientieren. Eine Rohstoffwende ist jedoch zwingend notwendig. Im Gegensatz zur Energiewirtschaft ist beispielsweise die organische chemische Industrie nahezu alternativlos auf den Einsatz von Kohlenstoffträgern angewiesen. Eine Substitution von Kohlenstoffträgern scheidet hier aus. Durch eine deutlich verstärkte Nutzung sekundärer und nachwachsender Rohstoffe anstelle fossiler Rohstoffe kann aber die Grundlage für die Gestaltung neuer, innovativer Wertschöpfungsketten geschaffen werden, um Kohlenstoffkreisläufe zu schließen.

Der Beitrag beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit den durch Sektorkopplung für die Bereiche Energie, Abfall und Chemie anstehenden Herausforderungen sowie den Potenzialen kohlenstoffhaltiger Abfälle im Kontext der Schließung von Kohlenstoffkreisläufen und basiert auf den im Rahmen des Akademie-Kolloquiums vom 17.11.2017 vorgestellten Ergebnissen.

2. Schließung von Kohlenstoffkreisläufen durch Sektorkopplung

Die Transformation hin zu CO₂-neutralen Wertschöpfungsprozessen ist nicht nur aus technischer Sicht eine große Herausforderung, sondern mit einem grundlegenden Strukturwandel verbunden. Dies erfordert neue Formen des Zusammenwirkens der Sektoren Energie, Chemie und Abfallwirtschaft und eine grundlegende Neugestaltung zentraler Wertschöpfungsketten. Hierbei geht es um die schrittweise Umstellung, Ergänzung bzw. Substitution vorhandener Technologien durch innovative, verfahrenstechnische Lösungen zur Schließung von Kohlenstoffkreisläufen, um Treibhausgasemissionen nachhaltig reduzieren zu können und den Einsatz fossiler Ressourcen auf ein Minimum zu begrenzen.

Sowohl der Ausstieg aus der Braunkohleverstromung als auch aus der thermischen Verwertung von Abfällen kann einen wesentlichen Beitrag zur

Senkung der Treibhausgasemissionen leisten. Durch den Umstieg auf erneuerbare Energien besteht die Möglichkeit, Braunkohle und kohlenstoffhaltige Abfälle aus der energetischen Nutzung herauszulösen. Gleichzeitig bietet eine stofflich-chemische Nutzung von Kohlenstoffträgern unter Nutzung von Überschussstrom aus erneuerbaren Energien Chancen für die Entwicklung neuer Wertschöpfungsketten in den Bereichen Energie, Abfall und Chemie.

2.1 Energiewirtschaft

Mit der durch die Energiewende eingeleiteten Umstellung auf erneuerbare Energien werden fossile Kohlenstoffträger, die als Hauptverursacher von Treibhausgasemissionen gelten, für die Energiewirtschaft zukünftig an Bedeutung verlieren. Allein in Deutschland wurden 2016 noch rd. 906 Mio.t Treibhausgase freigesetzt,¹ wobei der größte Anteil an den Treibhausgasemissionen durch die Energiewirtschaft mit rd. 85 % verursacht² wird. Auf die Kohleverstromung entfallen rd. 81 %.³ Vor dem Hintergrund, dass Braunkohle nach wie vor zu rd. 90 % direkt energetisch genutzt und schlussendlich als CO₂ in die Atmosphäre abgegeben wird, ist der Ausstieg aus der Braunkohleverstromung eine logische Konsequenz. Mit der derzeit dominierenden energetischen Nutzung von Kohlenstoffträgern ist kein geschlossener Kohlenstoffkreislauf im Sinne der Rückgewinnung des Kohlenstoffs nach der Nutzungsphase nachhaltig realisierbar. Selbst wenn es technisch und wirtschaftlich möglich wäre, das CO₂ aus der Atmosphäre zurückzugewinnen, könnte die Kohlenstoffmenge nur zu einem geringen Teil von der chemischen Industrie aufgefangen werden. Vergleicht man beispielsweise, bezogen auf Deutschland, die in den CO₂-Emissionen enthaltene Kohlenstoffmenge mit den Einsatzmengen der organischen chemischen Industrie, so wird deutlich, dass die jährlich freigesetzte Kohlenstoffmenge den Bedarf um ein Vielfaches übersteigt. 2016 wurden in Deutschland rd. 796 Mio.t CO₂ freigesetzt,⁴ was einer Kohlenstoffmenge von rd. 217 Mio.t

1 Umweltbundesamt (UBA), »Treibhausgas-Emissionen«, www.umweltbundesamt.de/themen/klima-energie/treibhausgas-emissionen (19.1.2018).

2 UBA, »Emissionsübersichten Treibhausgase Emissionsentwicklung 1990–2016 – Treibhausgase«, ebd.

3 Projektionsbericht 2017 für Deutschland gemäß Verordnung (EU) Nr.525/2013, www.karlsruhe.ihk.de/blob/kaihk24/innovation/energie/KlimaschutzEmissionshandel/Klimaschutz_aktuell/Aktuelle_Meldungen/3836152/21a9881f608878c43e1e3d44a21e5ff5/Projektionsbericht_2017-data.pdf (19.1.2018).

4 UBA, Treibhausgas-Emissionen (Fn. 1).

entspricht. Demgegenüber liegt der Bedarf der chemischen Industrie mit etwa 15 Mio. t Kohlenstoff⁵ deutlich darunter.

Der Umstieg auf erneuerbare Energien und die Sicherung einer bedarfsgerechten Bereitstellung bildet die Voraussetzung, um Prozesse der stofflich-chemischen Nutzung von Kohlenstoffträgern vergleichsweise CO₂-arm gestalten zu können. Im Kontext einer Rohstoffwende sind dabei vor allem sekundäre bzw. nachwachsende Rohstoffe von Bedeutung. Weiterhin bieten dezentrale Lösungen für eine thermochemische Konversion die Möglichkeit, erneuerbare Energien regional zu nutzen und damit die Problematik des Netzausbaus zu entschärfen.

2.2 Abfallwirtschaft

Im Bereich der Abfallwirtschaft konzentrieren sich die neuen Wertschöpfungsketten auf die weitgehende Schließung von Stoffkreisläufen durch eine Erhöhung des Recyclinganteils. Bezogen auf die Schließung industrieller Kohlenstoffkreisläufe stehen dabei insbesondere Abfallarten im Fokus, die bisher thermisch verwertet und damit einer Rückführung in den Kohlenstoffkreislauf entzogen werden.

Stand der Technik in Deutschland ist, dass insbesondere die sogenannten Wertstoffe entsprechend des Kreislaufwirtschaftsgesetzes bereits zu einem Großteil recycelt oder direkt wiederverwendet werden. Deutschland nimmt hier international eine Spitzenposition ein. Der in den Abfällen enthaltene Kohlenstoff wird dabei z. T. schon mehrfach, aber dennoch temporär begrenzt, im Kreislauf geführt. Dieses klassische, werkstoffliche Recycling führt zu einer besseren Effizienz der Rohstoffnutzung, nach ein- oder mehrmaligem Recycling ist jedoch i. d. R. die Recyclingfähigkeit erschöpft. Die nach einer Mehrfach- bzw. Kaskadennutzung anschließend praktizierte thermische Verwertung reduziert zwar den Bedarf an primären fossilen Energieträgern, löst jedoch nicht die durch die Verbrennung entstehende CO₂-Problematik. Insofern steht die bisher für viele Abfallarten noch charakteristische thermische Verwertung nach dem werkstofflichen Recycling für eine lineare Kohlenstoffwirtschaft. Demgegenüber bietet ein rohstoffliches Recycling sekundärer Kohlenstoffträger direkt bzw. nach ihrem werkstofflichen Recycling die Möglichkeit, bisher thermisch verwertete sekundäre Kohlenstoffträger durch neue,

5 VCI Verband der chemischen Industrie, »Daten und Fakten – Rohstoffbasis der chemischen Industrie 2015«, www.vci.de/vci/downloads-vci/top-thema/daten-fakten-rohstoffbasis-der-chemischen-industrie.pdf (19.1.2018).

innovative Wertschöpfungsketten auf Basis thermochemischer Konversionsverfahren nachhaltig im Kreislauf zu führen. Somit werden erhebliche Potenziale für geschlossene Kohlenstoffkreisläufe bei den Stoffströmen gesehen, die bisher einer rein thermischen Verwertung zugeführt werden.

2015 betrug das gesamte Abfallaufkommen in Deutschland 402,2 Mio. t. Davon hatten Bau- und Abbruchabfälle einen Anteil von 209,0 Mio. t. Das Abfallaufkommen aus Produktion und Gewerbe betrug 59,2 Mio. t gefolgt von Siedlungsabfällen mit 51,6 Mio. t. Abfälle aus Aufbereitungsanlagen lagen mit 51,0 Mio. t in der gleichen Größenordnung.⁶ Kohlenstoffhaltige Sekundärrohstoffe sind in nahezu allen Abfallarten vertreten. Sie werden werkstofflich recycelt, bilden aber auch in nicht unerheblichem Maße Einsatzstoffe für thermische Abfallbehandlungsanlagen bzw. Feuerungsanlagen. Der Stand der Verwertung von Abfällen bewegt sich in Deutschland bereits auf einem sehr hohen Niveau. 2015 wurden 79 % aller anfallenden Abfälle einer Verwertung zugeführt, wobei zwischen stofflicher Verwertung – dem klassischen werkstofflichen Recycling – mit 68 % und der energetischen Verwertung mit 11 % zu unterscheiden ist.⁷ Die Deponierung von Abfällen ist stark rückläufig, nachdem seit 2005 die Ablagerung unvorbehandelter organischer Abfälle untersagt ist. Zudem haben deponierte Abfälle aufgrund ihres geringen Kohlenstoffgehalts kaum Bedeutung für den Kohlenstoffkreislauf. Bei der Betrachtung einzelner Abfallströme sind jedoch große Unterschiede festzustellen. So beträgt beispielsweise die Recyclingquote für Pappe und Papier bereits 99 % und für Abfälle aus der Biotonne 98 %. Demgegenüber liegt die Recyclingquote bei Restabfällen deutlich niedriger und bewegt sich zwischen 57 % für Sperrmüll und lediglich 17 % für Hausmüll.⁸ Gemischte gewerbliche Siedlungsabfälle, einschließlich Verpackungsgemische, wurden 2013 zu mehr als 50 % direkt in thermischen Abfallbehandlungsanlagen bzw. Feuerungsanlagen thermisch verwertet. Auch die 45 % in Sortieranlagen aufbereiteten Abfälle wurden überwiegend thermisch verwertet, sodass insgesamt nur rd. 7 % der insgesamt anfallenden gemischten gewerblichen Siedlungsabfälle einer stofflichen Verwertung zugeführt werden konnten.⁹ Kunststoffabfälle werden nur zu 42 % stofflich verwertet. Der über-

6 Statistisches Bundesamt, »Abfallaufkommen in Deutschland stagniert«, Pressemitteilung vom 13.6.2017 – 196/17, www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2017/06/PD17_196_321pdf.pdf?__blob=publicationFile (19.1.2018).

7 UBA, »Verwertungsquoten der wichtigsten Abfallarten«, www.umweltbundesamt.de/daten/ressourcen-abfall/verwertungsquoten-der-wichtigsten-abfallarten (19.1.2018).

8 UBA, »Aufkommen, Beseitigung und Verwertung von Abfällen im Jahr 2015«, www.umweltbundesamt.de/sites/default/files/medien/384/dokumente/dok_verwertung_2000-2015.pdf (19.1.2018).

9 Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (BMUB),

wiegende Teil wird damit ebenfalls einer thermischen Verwertung zugeführt.¹⁰ Auch Klärschlämme werden derzeit zu etwa 64 % überwiegend thermisch verwertet.¹¹ Trotz der vielfältigen Bestrebungen zum Ausbau des Recyclings von Abfällen werden bisher nur 14 % der nicht-energetischen Rohstoffe, die die deutsche Wirtschaft einsetzt, aus Abfällen gewonnen.¹²

Kohlenstoffhaltige Sekundärrohstoffe sind in nahezu allen Abfallarten enthalten. Das Spektrum reicht von Haus- und Sperrmüll, Holz, Papier und Pappen, Kunststoffen, Textilien bis zu Bio- und Grünabfällen, Klärschlamm sowie heizwertangereicherten Abfallfraktionen aus Abfallbehandlungsanlagen, wobei sich Abfallmengen und Kohlenstoffgehalte deutlich unterscheiden. Die nachfolgende Abschätzung des in kohlenstoffhaltigen Abfällen enthaltenen Kohlenstoffpotenzials wurde auf Basis von Daten des Statistischen Bundesamtes zur Abfallentsorgung vorgenommen.¹³ Berücksichtigt wurden feste kohlenstoffhaltige Abfälle, die in thermischen Abfallbehandlungsanlagen und Feuerungsanlagen mit energetischer Nutzung eingesetzt werden. Tabelle 1 gibt einen Überblick zu den kohlenstoffhaltigen Abfallmengen und deren Kohlenstoffgehalten, die bisher thermisch verwertet werden. Die mengenmäßig größten Anteile haben dabei Holz mit ca. 8 Mio. t, Hausmüll und hausmüllähnliche Gewerbeabfälle mit zusammen rd. 7 Mio. t und Siedlungsabfälle sowie brennbare Abfälle mit jeweils 6 Mio. t.

»Abfallwirtschaft in Deutschland 2016, Fakten, Daten, Graphiken«, www.bmub.bund.de/fileadmin/Daten_BMU/Pool/Broschueren/abfallwirtschaft_2016.pdf (19.1.2018).

10 Interessengemeinschaft der Thermischen Abfallbehandlungsanlagen in Deutschland e. V. (ITAD), »ITAD lässt von Consultic den Stoffstrom an Kunststoffen analysieren«, www.itad.de/information/studien/ITADConsulticStudieKunststoffstrmeBewertung2015.pdf (19.1.2018).

11 BMUB, »Klärschlamm-Statistik«, www.bmub.bund.de/themen/wasser-abfall-boden/abfallwirtschaft/statistiken/klaerschlam (19.1.2018).

12 BMUB, Abfallwirtschaft in Deutschland 2016 (Fn. 9).

13 Statistisches Bundesamt, »Abfallentsorgung, Fachserie 19, Reihe 1«, www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/UmweltstatistischeErhebungen/Abfallwirtschaft/Abfallentsorgung2190100157004.pdf?__blob=publicationFile (19.1.2018).

Tabelle 1: Mengen und Kohlenstoffgehalte ausgewählter Abfallarten, die bisher thermisch verwertet werden (Angaben in Klammern beziehen sich auf die Gliederung der Abfallverzeichnisverordnung nach Abfallbezeichnungen und Abfallschlüsseln)¹⁴

Abfallart	Abfallmenge in t	C-Gehalt in g/kg	C-Menge in t
Hausmüll (AVV 20030101)	5.910.600	231 ¹⁵	1.365.349
Hausmüllähn. Gewerbeabfälle (AVV 20030102)	1.069.300	297 ¹⁵	317.582
Sperrmüll (AVV 200307)	791.900	337 ¹⁶	266.870
Kunststoffe (AVV 200139, 191204)	85.200	680 ¹⁵	57.936
Holz (AVV 200137, 200138, 150103, 170201, 191207, 030101, 030104, 030105, 030301)	7.636.200	380 ¹⁵	2.901.756
Papier und Pappe (AVV 19120100, 19120101, 200101, 030307)	548.800	370 ¹⁵	203.056
Altreifen (AVV 160103)	169.700	733 ¹⁷	124.390
Biologisch abbaubare Abfälle (AVV 02, 200201)	1.102.700	160 ¹⁵	176.432
Textilien und Bekleidung (AVV 150202, 200110, 200111)	146.100	380 ¹⁷	55.518
Siedlungsabfälle (AVV 20, 200399, 20030100)	5.642.700	342 ¹⁷	1.929.803
Brennbare Abfälle (Brennstoffe aus Abfällen) (AVV 191210)	5.853.500	403 ¹⁵	2.358.961
Sonstige Abfälle aus der mechanischen Behandlung von Abfällen, die gefährliche Stoffe enthalten (AVV 191211)	211.200	410 ¹⁵	86.592
Klärschlamm (AVV 030305, 030311, 1908)	5.252.600	400 ¹⁷	2.101.040
Insgesamt	33.784.300		11.945.285

14 Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz (BMJ), »Verordnung über das Europäische Abfallverzeichnis (Abfall-Verzeichnisordnung – AVV) vom 10.12.2001 (BGBl. I S. 3379), zuletzt geändert durch Artikel 2 der Verordnung vom 17.7.2017 (BGBl. I S. 2644)«, www.gesetze-im-internet.de/avv/BJNR337910001.html (19.1.2018).

15 UBA, »Klimaschutzpotenziale der Abfallwirtschaft. Am Beispiel von Siedlungsabfällen und Altholz«, in *UBA Texte* 6 (2010), www.umweltbundesamt.de/sites/default/files/medien/461/publikationen/3907.pdf (19.1.2018).

16 Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie (LfULG), »Klimarelevante Maßnahmen der Abfallwirtschaft«, in *Schriftenreihe*, Heft 3 (2013), publikationen.sachsen.de/bdb/artikel/15183 (19.1.2018).

17 UBA, »Einsatz von Sekundärbrennstoffen«, in *UBA Texte* 7 (2006), www.eefa.de/pdf/UBA-Texte_07_06.pdf (19.1.2018).

Die Nutzung abfallbasierter, sekundärer Kohlenstoffträger hat das Potenzial, einen signifikanten Beitrag zur Schließung von Kohlenstoffkreisläufen und damit zur Reduzierung des Einsatzes fossiler Kohlenstoffträger sowie von Importabhängigkeiten zu leisten. Die im Aufkommen der betrachteten kohlenstoffhaltigen Abfälle enthaltene Kohlenstoffmenge von rd. 12 Mio.t würde theoretisch ausreichen, um etwa 80 % des Kohlenstoffbedarfs der organischen chemischen Industrie zu decken.

2.3 Chemische Industrie

Bei der Senkung der Kohlenstoff-Intensität der organischen chemischen Industrie geht es vorrangig um die Entwicklung von Strategien zur Schließung von Kohlenstoffkreisläufen und die Minimierung des Einsatzes fossiler Kohlenstoffträger. Bisher wird der Kohlenstoffbedarf der organischen chemischen Industrie noch zu fast 90 % durch fossile Kohlenstoffträger gedeckt. Drei Viertel sind erdölbasiert. Die darauf aufbauende Petrochemie ist aus historischer Sicht vor allem dadurch begründet, dass beim Übergang von der kohle- zur erdölbasierten Chemieproduktion Erdöl in ausreichenden Mengen zu vergleichsweise niedrigen Preisen zur Verfügung stand und die Prozesse nicht zuletzt aufgrund des hohen Kohlenstoffgehaltes und der Zusammensetzung von Erdöl eine hohe Effizienz aufweisen. Beginnend mit den Erdölkrisen in den 1970er Jahren hat sich vor dem Hintergrund der Endlichkeit fossiler Ressourcen und der zunehmenden Wahrnehmung ökologischer Probleme ein verstärktes Umweltbewusstsein in der Gesellschaft entwickelt, das bisherige Praktiken der Rohstoffnutzung zu Recht in Frage stellt. Die gesellschaftspolitisch allgemein akzeptierte Energiewende ist ein Ergebnis dieses Umdenkens. Bei der Schließung von Kohlenstoffkreisläufen geht es in einem nächsten Schritt darum, den in Produkten gespeicherten Kohlenstoff nach der Nutzungsphase wieder als Sekundärrohstoff für die chemische Industrie bereitzustellen. Dadurch kann ein wesentlicher Beitrag zur Verbreiterung der Rohstoffbasis der organischen chemischen Industrie und zur Substitution fossiler Rohstoffe erwartet werden. Gleichzeitig sind mit der Kohlenstoffbindung in Produkten deutliche Reduzierungen der Treibhausgasemissionen bei der stofflichen gegenüber der energetischen Nutzung verbunden. Darüber hinaus werden fossile Ressourcen geschont und Importabhängigkeiten gemindert.

Ein rohstoffliches Recycling auf Basis thermochemischer Konversionsverfahren bietet die Möglichkeit, bisher rein thermisch verwertete sekundäre Kohlenstoffträger nach ihrem werkstofflichen Recycling im Kreislauf zu führen (Abbildung 1).

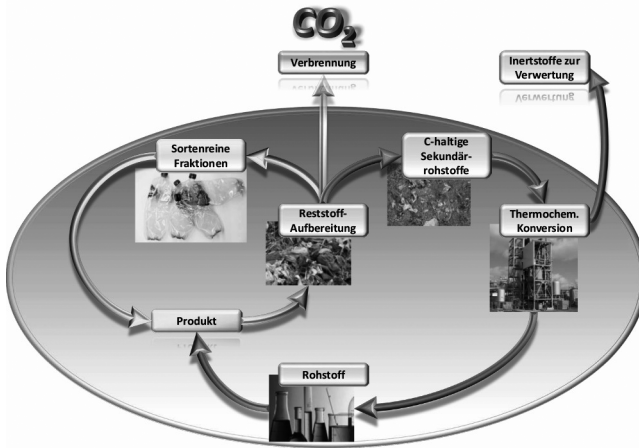


Abb. 1: Schließung des Kohlenstoffkreislaufes durch thermochemische Konversion.

Thermochemische Konversionsverfahren bilden damit eine zukunftsfähige Alternative zur bisherigen Praxis der thermischen Verwertung kohlenstoffhaltiger Abfälle. Neben klassischen Verfahren wie Pyrolyse und Vergasung existieren auch eine Reihe neuerer Entwicklungen wie Plasma-, Verölungs- oder hydrothermale Verfahren,¹⁸ wobei im großtechnischen Maßstab derzeit nur die Vergasung für die angestrebte Sektorkopplung geeignet ist. Dabei werden die kohlenstoffhaltigen Abfälle in Synthesegase mit einem hohen Anteil von Wasserstoff und Kohlenmonoxid umgewandelt. Die Synthesegase bilden nach ihrer Reinigung den Ausgangspunkt für die Herstellung neuer Grundchemikalien, wie z. B. Olefine. Diese können am Ende ihrer Nutzungszeit als Rohstoffe wieder in den industriellen Kohlenstoffkreislauf der Chemie zurückgeführt werden und für ein breites Spektrum stofflicher Nutzungsoptionen Verwendung finden. Eine vollständige Schließung des Kohlenstoffkreislaufes ist prozessbedingt aber auch hier nicht möglich. Durch die Nutzung regenerativ erzeugten Elektrolysewasserstoffs können die prozessbedingten Kohlenstoffverluste jedoch deutlich reduziert und die Prozesse vergleichsweise CO_2 -arm gestaltet werden. Als alternative Rohstoffe für die chemische Industrie steht auch die gemeinsame stoffliche Nutzung einheimischer Braunkohle und kohlenstoffhaltiger Abfälle als Option. Kohle wirkt dabei prozessstabilisierend und gleicht die stark heterogene Zusammensetzung der Abfallströme für die Synthesegaspro-

¹⁸ UBA, »Sachstand zu den alternativen Verfahren für die thermische Entsorgung von Abfällen«, in *UBA-Texte 17* (2017), www.umweltbundesamt.de/publikationen/sachstand-zu-den-alternativen-verfahren-fuer-die (19.1.2018).

duktion aus. Für eine Vertiefung der Thematik sei an dieser Stelle auf eine Publikation von Meyer et. al.¹⁹ verwiesen, in der am Beispiel der Olefinproduktion in Deutschland die Prozessketten vorgestellt werden.

Erste praktische Beispiele für eine industrielle, stofflich-chemische Nutzung von Abfällen liegen beispielsweise in Kanada und Japan vor. Das kanadische Unternehmen Enkema Alberta Biofuels verarbeitet auf Basis einer Wirbelschichtvergasung jährlich rd. 100.000 t vorsortierte Siedlungsabfälle zu 38 Mio. Litern Basischemikalien in Form von Methanol und Ethanol.²⁰ In Japan wird eine Anlage zur Ammoniakproduktion auf Basis der Vergasung gemischter Kunststoffabfälle betrieben.²¹ Im großindustriellen Maßstab stellen diese eingesetzten Abfall-Monovergasungstechnologien aufgrund hoher Ansprüche an Anlagenverfügbarkeit und den Hochdruckbetrieb keine ausreichende Technologiebasis dar. Bis zur Entwicklung und Demonstration geeigneterer Vergasungstechnologien erscheint die Co-Vergasung von Abfall mit Beigabe von Braunkohle zur Prozessstabilisierung als aussichtsreichere Technologieoption, wobei sichergestellt werden muss, dass durch die Begrenzung der Braunkohlezugabe und die Einkopplung von regenerativ erzeugtem Wasserstoff die CO₂-Bilanz insgesamt günstiger als die der linearen Kohlenstoffwirtschaft ausfällt.

3. Fazit

Mit der derzeit dominierenden energetischen Nutzung von Kohlenstoffträgern ist kein geschlossener industrieller Kohlenstoffkreislauf realisierbar. Dies gilt für alle Kohlenstoffträger, unabhängig davon, ob sie fossiler, biogener oder sekundärer Natur sind. Eine bedarfsgerechte Verfügbarkeit erneuerbarer Energien vorausgesetzt, liegt der Schlüssel für eine CO₂-neutrale Wirtschaftsweise zukünftig vor allem im Übergang zur rein stofflich-chemischen Nutzung von Kohlenstoffträgern und der Schließung von Kohlenstoffkreisläufen. Ziel ist es, die nach der Produktnutzungsphase zwangsläufig anfallenden kohlenstoffhaltigen Abfälle als wertvolle Sekundärrohstoffe wieder in den Kreislauf zurückzuführen. Kohlenstoff ist in fast allen Abfallarten enthalten. Kohlenstoffhaltige Abfälle werden bereits in unterschiedlichem Umfang ein- oder mehrfach werk-

19 Bernd Meyer, Florian Keller, Christian Wolfersdorf und Roh Pin Lee, »Ein Konzept für die Kohlenstoffkreislaufwirtschaft. Sektorkopplung zwischen Energie, Chemie & Abfall«, in *Chemie Ingenieur Technik* 90 (2018).

20 Enkema, <http://enkema.com> (19.1.2018).

21 EBARA ENVIRONMENTAL PLANT CO., LTD, »Fluidized-Bed Gasification Technologies«, www.eep.ebara.com/en/products/gas.html (19.1.2018).

stofflich recycelt. Ist die Recyclingfähigkeit erschöpft, werden sie jedoch i. d. R. thermisch verwertet. Der enthaltene Kohlenstoff wird dem industriellen Kreislauf damit irreversibel entzogen, bei der Verbrennung zu CO_2 umgewandelt und damit klimawirksam. Insofern hat die gegenwärtige Praxis noch überwiegend den Charakter einer linearen Kohlenstoffwirtschaft. Für den Übergang zu einer kreislaufgeführten Kohlenstoffwirtschaft bedarf es der Realisierung von Konsistenzstrategien, d. h. es geht um qualitative, naturangepasste Veränderungen anthropogener Stoff- und Energieströme.²² Bezogen auf die im Rahmen des Beitrages behandelte Thematik bedeutet dies, die historisch gewachsene enge Kopplung von Bergbau, Energie und Chemie schrittweise durch eine qualitativ neue Form der Sektorkopplung zwischen den Bereichen Chemie, Energie- und Abfallwirtschaft zu ersetzen. Obwohl diese Erkenntnis nicht neu ist, sind bisher kaum Konzepte für ein rohstoffliches Recycling von Kohlenstoffträgern und deren Rückführung in industrielle Wertschöpfungsketten verwirklicht worden. Notwendige Voraussetzungen sind neben der Verfügbarkeit kommerzieller Vergasungstechnologien im industriellen Maßstab u. a. der Nachweis der ökonomischen Tragfähigkeit. Dabei ist zu berücksichtigen, dass sich eine thermochemische Konversion in direkter Konkurrenz zur gegenwärtigen thermischen Verwertung befindet. Weiterhin geht es um die Verbesserung der Informationsbasis zu den Innovationspotenzialen thermochemischer Konversionsverfahren sowie die bedarfsgerechte und kostengünstige Bereitstellung erneuerbarer Energien zur Einkopplung in thermochemische Prozesse. Hier besteht großer Forschungs- und Handlungsbedarf.

Nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Begrenztheit fossiler Ressourcen führt an der Nutzung von Sekundärrohstoffen langfristig gesehen kein Weg vorbei. Werk- und rohstoffliches Recycling müssen für die Realisierung geschlossener anthropogener Kohlenstoffkreisläufe komplementär zusammenwirken. Mit der Nutzung thermochemischer Konversionsverfahren steht eine durchaus nachhaltige Alternative zur Schließung der durch die thermische Verwertung kohlenstoffhaltiger Abfälle entstehenden Lücke bei der Schließung des Kohlenstoffkreislaufs zur Verfügung.

22 Heiner Gutte, Lutz Schiffer und Bernd Meyer, »Nachhaltigkeitsstrategien für eine CO_2 -arme Wirtschaft«, in *Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften* 13 (2014), www.denkstroeme.de/heft-13/s_115-138_gutte-schiffer-meyer (19.1.2018).

Warum die Energiewende so schwer ist. Ethische Fragen und Akzeptanzprobleme¹

1. Die Energiewende: angekommen in den Mühlen der Ebene

Aus heutiger Sicht ist es schon fast vergessen: In der Zeit unmittelbar nach Fukushima bestand ein breiter gesellschaftlicher Konsens, dass die Energiewende nicht nur sinnvoll ist, sondern dass wir sie auch wirklich schaffen werden. Heute dagegen herrscht Katzenjammer, jedenfalls wenn man in die Massenmedien schaut oder sich im Bekanntenkreis umhört. Neue Infrastrukturen wie Hochspannungstrassen oder Pumpspeicherkraftwerke werden erforderlich und greifen in Lebenswelten und Landschaften ein, Sorgen über steigende Strompreise und abnehmende Versorgungssicherheit breiten sich aus. Auf einmal werden erneuerbare Energieträger, die in den meisten Medien bislang zu meist als die positiven Alternativen zu Atomstrom und fossilen Energieträgern dargestellt wurden, zum Problem erklärt. Ob nun Windanlagen als Häcksler für Vögel oder Totengräber für den lokalen Tourismus und die Wasserkraft in Fließgewässern als Shredder-Anlagen für Fische thematisiert werden, ob eine Subventionitis in der Photovoltaik beklagt und auch skandalisiert wird oder Biogasanlagen hauptsächlich wegen ihrer Geruchsbelästigung einen Bericht wert sind – die Stimmung hat sich verändert. Befürchtungen machen die Runde, dass Energie für untere Einkommensschichten unbezahlbar werden könne, und dass es offen sei, ob wir »den nächsten Winter schaffen«, gemeint ist ohne größeren Blackout der Stromversorgung. Zwar unterstützt nach wie vor die Mehrheit der Deutschen die Ziele der Energiewende. Aber der Optimismus, dass wir sie schaffen werden, ist verflogen.

Es gibt vordergründige Erklärungen für diesen Umschwung: das politische System käme nicht nach, vernünftige regulatorische Randbedingungen

1 Der Beitrag basiert auf dem im Juni 2016 in Dresden gehaltenen gleichnamigen Vortrag im Rahmen der gemeinsamen Veranstaltungsreihe »Zukunft – Energie – Zukunft« der Technischen Universität Dresden und der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig.

zu schaffen; soziale Schieflagen im EEG verminderten die Akzeptanz; die erhöhten Energiepreise gefährdeten die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Industrie; der deutsche Föderalismus mit seinen komplexen Entscheidungsmechanismen würde keine kohärente Planung erlauben und die Bürgerinnen und Bürger würden schließlich gar keine Veränderungen akzeptieren, die sie selbst betreffen könnten – Energiewende ja, aber bitte so, dass man sie nicht bemerkt und vor allem nicht in meinem Vorgarten (»not in my backyard«). In all diesen Argumenten mag ein Körnchen Wahrheit stecken. Der Kern der Probleme liegt jedoch an anderer Stelle: Die Energiewende ist weit mehr als der Ersatz alter durch neue Technik. Und genau deswegen kommt es zu gesellschaftlichen Verwerfungen, zu Gewinnern und Verlierern, schließlich zu ethischen Debatten, Gerechtigkeitsdiskussionen und Akzeptanzproblemen. Die Behebung dieser eigentlichen Gründe, warum die Energiewende so schwer ist, bedarf einer neuen politischen und gesellschaftlichen Kultur im Umgang mit kontroversen Zukunftsfragen.

2. Die Energiewende – mehr als eine technische Herausforderung

Ich glaube, dass diese und weitere Erklärungen zwar alle irgendeine Berechtigung haben, aber nicht bis zum Kern vorstoßen. Sie sind für mich nur Symptome eines schmerzhaften Erkenntnisprozesses: die Energiewende ist ganz erheblich schwerer als 2011 erwartet wurde. Wir haben uns ein falsches und viel zu einfaches Bild vom Energiesystem und seiner Transformation gemacht.²

In Deutschland sind hohe Standards der Energieversorgung erreicht. Ausfälle im Stromnetz kommen praktisch nicht vor. Strom kann dem Netz jederzeit in (praktisch) beliebiger Menge in gleich bleibender Qualität entnommen werden. Unterschiedliche Nachfrage, abhängig vom Konsum, wird vom System abgedeckt. Für Treibstoffe für die automobilen Mobilität und Gas für Raumwärme gilt Ähnliches. Dass einmal eine Tankstelle »ausverkauft« ist, dürfte man in Deutschland in den letzten Jahrzehnten kaum je erlebt haben. Dieses hohe Maß an Zuverlässigkeit der Energieversorgung ermöglicht den Konsumenten

2 Armin Grunwald, »Technikzukünfte in der Energiewende – mehr als Zukünfte der Energietechnik«, in ders. (Hg.), *Technikzukünfte als Medium gesellschaftlicher Technikdebatten*, Karlsruhe 2012; Armin Grunwald und Jens Schippl, »Die Transformation des Energiesystems als gesellschaftliche und technische Herausforderung«, in Jörg Radtke und Bettina Hennig (Hg.), *Die deutsche »Energiewende« nach Fukushima. Der wissenschaftliche Diskurs zwischen Atomausstieg und Wachstumsdebatte*, Marburg 2013, S. 21–35.

hohe individuelle Autonomie: Wir können unsere Energiebedürfnisse jederzeit befriedigen und müssen keinerlei Rücksicht auf Einschränkungen durch Versorgungssysteme nehmen. Das ist verglichen mit großen Teilen der Welt eine ausgesprochen komfortable Situation.

Sprichwörtlich ist der Satz geworden »Der Strom kommt aus der Steckdose«. Ist dieser eigentlich dahingehend kritisch gemeint, dass man auch darüber nachdenken solle, wie denn der Strom in die Steckdose ›hineinkommt‹, so drückt er doch auf geniale Weise den erwähnten Komfort aus. Im Idealzustand haben Konsumenten zum Energiesystem nur zwei Schnittstellen: die Steckdose zum Konsumieren der Leistung (bzw. die Zapfsäule bei Treibstoffen) und das Bankkonto zur Begleichung der Rechnung. Wie Strom bzw. Treibstoffe an den Ort kommen, an dem sie konsumiert werden können, ist den Konsumenten verborgen und muss sie nicht interessieren, sondern spielt sich in den Technologien und Systemen ›hinter‹ Steckdose und Zapfsäule ab.

So steckt in der erwähnten Redewendung ein ganzes Stück Wahrheit. Denn als Konsumenten benötigen wir weder Kraftwerke noch Solarzellen noch Hochspannungsleitungen, sondern Steckdosen und Tankstellen, aus denen sicher, verlässlich, und zu vernünftigen Preisen Energie der gewünschten Form konsumiert werden kann. Entsprechend haben wir uns die Energieversorgung als ein technisches System vorgestellt, bestehend aus Kraftwerken verschiedenster Art, Hochspannungsleitungen, Verteilnetzen, Umspannstationen, Regelungs- und Überwachungsanlagen, Speicherkraftwerken, Erdölraffinerien, Pipelines, Großtankern, Förderanlagen für Öl, Gas und Kohle, Tagebau für Uran und Braunkohle, um nur einige Elemente zu nennen. Das Energiesystem war – und ist vielfach noch – für uns all das, was technisch ›hinter der Steckdose‹ oder auch ›hinter der Tankstelle‹ liegt: technische Infrastrukturen, die dafür sorgen, dass wir aus Steckdosen und Tankstellen zu jeder Zeit Strom oder Treibstoff in der gewohnten Qualität entnehmen können. Die komplexen, vor allem technischen, logistischen und organisatorischen Systeme hinter den Steckdosen und Tankstellen interessieren die Verbraucher in der Regel nicht, solange die gewünschten Dienst- und Versorgungsleistungen störungsfrei erhältlich sind. Die Versorgungssysteme mit ihren Technologien sind nur *Mittel zum Zweck*, nicht der Zweck selbst. Wir bemerken ihr Vorhandensein oft erst dann, wenn sie entweder nicht funktionieren oder in irgendeiner Form ›stören‹, d. h. wenn sie Emissionen verursachen, zum Klimawandel beitragen, die Landschaft verschandeln oder Umweltschäden und Gesundheitsrisiken verursachen.

Solange wir uns die Energieversorgung als ein technisches System vorstellen (und so wurde vielfach in Politik und Medien argumentiert), würde sich die Energiewende nur im Hintergrund abspielen. Die Konsumenten würden sie im Idealfall gar nicht bemerken, weil sich an Steckdose und Zapfsäule nichts

ändern sollte. Die Energiewende könnte Ingenieuren und Managern anvertraut werden, die die Sache schon meistern würden und von der Politik nur zielführende Randbedingungen benötigen.

Die Trennung der Energiewelt in einen Bereich des Konsums vor Steckdose bzw. Zapfsäule und in das technisch-ökonomische Feld der Bereitstellung dahinter stellt jedoch eine für die Energiewende irreführende Vereinfachung dar. Denn das Energiesystem funktioniert nur, wenn technische, organisatorische, wirtschaftliche und soziale Faktoren einigermaßen aufeinander abgestimmt sind.³ Um nur einige Beispiele aus dem bestehenden Energiesystem zu nennen: Der internationale Handel mit Öl, Gas und Kohle bedarf kooperativer vertraglicher Regelungen, ziviler politischer Rahmenbedingungen und funktionierender staatlicher Autoritäten (die beiden Ölkrisen 1973 und 1980 zeigen die Folgen adverser politischer Konstellationen); die energetische Nutzung der Kernkraft ist gegen den (teils erbitterten) Widerstand großer Bevölkerungsteile nicht auf Dauer möglich, wie das deutsche Beispiel zeigt; die Idee, das Kohlendioxidproblem bei neuen Kohlekraftwerken an der Wurzel zu behandeln, also das Gas im Kraftwerk abzuscheiden und unterirdisch zu verpressen (CCS-Technologie), ist wenigstens in Deutschland vorläufig am Widerstand möglicherweise betroffener Regionen gescheitert; komplexe Kraftwerke, insbesondere Kernkraftwerke, bedürfen komplexer Bedienung, Wartung und unabhängiger Überwachung sowie eines adäquaten Krisenmanagements für den Fall der Fälle. Auch der Normalbetrieb des Energiesystems ist durchzogen von gesellschaftlichen Anteilen: an den Strombörsen wird Handel getrieben und werden Preise beeinflusst; Manager und Ingenieure entscheiden im Zusammenwirken mit technischen Steuerungselementen über das Herunter- oder Hochfahren von flexiblen Kraftwerkselementen oder über den Einsatz von Pumpspeicherkraftwerken; über politisch festgelegte Beimischungsverordnungen entsteht ein Treibstoff namens E10 und führt zu kontroversen gesellschaftlichen Debatten; Wertschöpfungsketten verändern sich mit dem zunehmenden Einzug des Internets in die Energiewelt; Stadtwerke und Energieversorgungsunternehmen bieten den Verbrauchern neue Tarifmodelle an.

Diese Verflechtungen zwischen technischen Systemen und ihren gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umfeldern intensiviert sich im Rahmen der Energiewende in einem bislang nicht gekannten Maß. Beispielsweise werden viele Konsumenten nicht in der rein passiven Rolle als Abnehmer und Zahler von Energiedienstleistungen verbleiben. Wer Solarzellen auf dem Dach hat und Sonnenenergie ins Netz einspeist, ist bereits jetzt nicht nur Verbraucher, sondern auch Anbieter, nicht nur Konsument, sondern auch Produzent (hier ist das

3 Grunwald und Schippl, Transformation des Energiesystems (Fn. 2).

Kunstwort ›Prosumer‹ entstanden). Neue Akteure, vor allem viele kleine in das Netz einspeisende Anbieter, müssen über Regeln, Verträge, Abmachungen über Rechte und Pflichten, Haftungsfragen etc. sozial und rechtlich eingebunden werden. Verantwortlichkeiten und Zuständigkeiten müssen neu verteilt werden. Gerade die stärkere Einbindung von kleineren, dezentralen Produzenten und die möglicherweise notwendige Beteiligung von Nutzern am Management des Gesamtsystems erfordern neue Regelungen und Anreizstrukturen, aber auch neue Wege der Datenübertragung, -interpretation und -vorhaltung, die jeweils die Komplexität des Gesamtsystems erhöhen. Eine erheblich größere Anzahl mitsteuernder Akteure muss koordiniert werden, ohne die Stabilität des Gesamtsystems zu gefährden. Die verstärkte Nutzung des Internets und digitaler Technologien für die Steuerung der Energieversorgung macht das Energiesystem anfälliger für Hacker, die entweder versuchen könnten, das System oder Teile davon lahm zu legen (Blackout) oder auf sensible Daten zuzugreifen. Auch hier gilt es, geeignete Regulierungsansätze zu entwickeln, die Robustheit und Resilienz des Systems zu erhöhen sowie Kompetenzen und Verantwortlichkeiten angemessen zuzuordnen.⁴ Weitere nicht-technische Handlungsfelder sind die Entwicklung von Anreizsystemen zur Einrichtung von systemstabilisierenden Elementen wie Speichern und zu ihrer Integration in die Gesamtsteuerung; die Entwicklung neuer Geschäftsmodelle und Dienstleistungen im Energiebereich; die Weiterentwicklung von Planungsrecht und Beteiligungsverfahren, um sozialverträglich neue Infrastrukturen einrichten zu können und die Ausarbeitung von vielversprechenden Innovationspfaden. Neue Infrastrukturen wie Hochspannungstrassen verändern Landschaften. Verbraucher werden sich zwischen mehr Optionen und Modellen ihrer Energieversorgung entscheiden können (und müssen!). Auch werden Verbraucher möglicherweise in die Steuerung des Gesamtsystems einbezogen werden. Technisch wird dies als ›Demand Side Management‹ bezeichnet: um dem teils stark wechselnden Stromangebot, weil eben Wind und Sonne als Energielieferanten nur recht unterschiedlich zur Verfügung stehen, zu begegnen. Denn Speicher und der Transport von Strom über weite Entfernungen reichen dann möglicherweise nicht aus – in diesem Fall müssten die Konsumenten ihren Beitrag leisten. Stichworte wie Smart Grid, Smart Home, oder Internet der Energie zielen auf eine aktive Beeinflussung der Stromnachfrage. Was sich so sachlich anhört, läuft aber auf eine Einschränkung der Autonomie der Konsumenten hinaus.

Veränderungen warten auch im Bereich der Mobilität. Wenn es zu einer starken Expansion der Elektromobilität kommt, benötigen Konsumenten neue

4 Ortwin Renn, *Risk Governance. Coping with uncertainty in a complex world*, London 2008.

Handlungsmuster im Alltag, da E-Mobile sich auch bei weiterem Fortschritt der Speichertechnologien nicht in wenigen Minuten betanken lassen und auch vollgetankt nicht mehr als 600 oder 1.000 km weit fahren können. Wenn Autobatterien als Zwischenspeicher genutzt werden (Vehicle to Grid) könnten Autobesitzer – gegen Geld – ihre Batterie zur Verfügung stellen, müssten aber auch auf ein Stück Autonomie verzichten.

Die zukünftige Entwicklung des Systems wird also stark von den Wechselwirkungen zwischen technischen und nicht-technischen Faktoren geprägt sein. An vielen Stellen werden die Karten neu gemischt, wenn neue und komplexere sozio-technische Systeme der Energieversorgung entstehen.⁵ Die Welten ›vor‹ und ›hinter‹ Steckdose und Tankstelle lassen sich eben nicht so einfach trennen, heute nicht und in Zukunft noch weniger. Das Energiesystem ist keineswegs nur ein technisches System im Hintergrund, sondern ist vielfältig mit der Gesellschaft – also mit uns – verbunden. Und deswegen ist die Energiewende so schwer: nicht nur neue Technik wird benötigt, sondern es werden sich auch gesellschaftliche Regeln und Gesetze, Machtverhältnisse und Einflussmöglichkeiten, Gewohnheiten und Lebenswelten, Landschaften und lieb gewordene Annehmlichkeiten verändern müssen. Es wird Gewinner und Verlierer geben und gibt sie bereits heute – dies leitet über zum nächsten Punkt.

3. Ethische Fragen und Akzeptanzprobleme

Über Gewinner und Verlierer wird nicht gerne gesprochen; stattdessen redet man entweder gerne über die Gesamtbilanz, die Verteilungsfragen ausblendet, oder man flüchtet sich in die Rhetorik von Win-win-Situationen. Dabei liefert bereits die grundlegende Innovationstheorie von Joseph Schumpeter unter dem Begriff der »schöpferischen Zerstörung« schlagende Argumente, die zeigen, dass jede Neuerung mit Gewinnern und Verlierern zu tun hat. Denn wenn das Neue das Alte verdrängt oder ersetzt, wird alles abgewertet, was mit dem Alten verbunden war. Das kann den Arbeitsmarkt betreffen, den Wert von Aktien, Immobilienpreise, aber auch soziale Reputation und Selbstwertgefühle. Jede Innovation und jede Transformation ist eine Zumutung für bestimmte Personen und Gruppen. Es geht daher im harten Kern der Debatte um Gewinner und Verlierer, um die unfreiwillig einzugehenden Zumutungen und ihre gesellschaftliche Verteilung, die der – im Prinzip nicht in Frage gestellte – technische Fortschritt

⁵ Christian Büscher und Jens Schippl, »Die Transformation der Energieversorgung: Einheit und Differenz soziotechnischer Systeme«, in *Technikfolgenabschätzung – Theorie und Praxis* 22/2 (2013), S. 11–19.

mit sich bringt, sowie um die gesellschaftsweit verbindliche Regelung dieser Zumutungen und Zumutbarkeiten.⁶ Das bedeutet, dass wir es hier mit einem Problem zu tun haben, das auf der Ebene gelöst werden muss, wo wir kollektive Verbindlichkeiten regeln: auf der Ebene demokratischer Meinungsbildung und Entscheidungsfindung, beraten durch ethische Überlegungen.

In der Energiewende stehen hier zum einen Fragen der Gerechtigkeit auf der Tagesordnung. Das ist einerseits die Verteilungsgerechtigkeit mit Fragen, wer welche Kosten (nicht nur ökonomische) trägt, wer davon befreit ist und ob die Verteilung gerecht ist. Das Thema der Energiearmut ist hier einschlägig, aber nicht das einzige. Es geht auch um volkswirtschaftlich motivierte Ausnahmeregelungen und insgesamt um die Verteilung der Belastungen durch die Energiewende. Andererseits ist dies mit Grundsatzfragen der Zukunftsethik verbunden. Welches Maß an Belastungen und Zumutungen müssen wir auf uns nehmen, um der Verantwortung gegenüber zukünftigen Generationen gerecht zu werden?⁷ Welche Verpflichtungen haben wir und wie können wir ihnen gerecht werden?

Zum anderen gibt es Verlierersituationen in den konkreten Lebenswelten. Die Energiewende betrifft die Lebenswelt vieler Menschen direkt – und externe Eingriffe in die unmittelbaren Lebensumstände werden oft als Übergriffe empfunden und führen zu Akzeptanzproblemen, weil die persönliche Lebensqualität betroffen wird. Auf der lokalen Ebene geht es vor allem um die Flächennutzung im Rahmen der Erzeugung erneuerbarer Energie durch Wind- oder Photovoltaik-Anlagen oder im Rahmen der Biomasse-Vergasung. Aber auch Standortentscheidungen wie über die Trassenführung von Hochspannungsleitungen oder den Bau von Pumpspeicherkraftwerken betreffen direkt die lokale Ebene. Entsprechende Maßnahmen erfordern hohe Investitionen, organisatorisches Geschick, Kooperationsbereitschaft unter den Beteiligten und innovative politische Initiativen. Hier sind insbesondere Maßnahmen und Strategien gefragt, entsprechende Infrastrukturentscheidungen gemeinsam mit der lokalen Bevölkerung zu planen und umzusetzen, um Verwerfungen durch Akzeptanzverweigerung und Protest oder Verzögerungen durch langwierige Rechtstreitigkeiten zu vermeiden. Auch wenn Umfragen zufolge mehr als 75 % der Deutschen für die Energiewende sind, folgt daraus nicht die Akzeptanz von Umsetzungsmaßnahmen auf der lokalen Ebene. Vor allem gilt dies, weil es meist auch Alternativen gibt, so z. B. zur Trassenführung von Hochspannungsleitungen, etwa die Wahl anderer Trassen oder die Verlegung als Erd-

6 Armin Grunwald, *Technik und Politikberatung. Philosophische Perspektiven*, Frankfurt a. M. 2008.

7 Hans Jonas, *Das Prinzip Verantwortung*, Frankfurt a. M. 1979.

kabel. Entsprechend ist, wenn neue Netze verlegt werden, wenn Windanlagen gebaut, wenn zu neuen Smart-Modellen in der Elektromobilität und in der Stromversorgung Vorleistungen bei der Infrastruktur getätigt werden müssen, bei denen auch die Autonomie des Verbrauchers ein Stück weit eingeschränkt werden soll, mit kritischen Nachfragen und Widerständen der betroffenen Bevölkerung zu rechnen. Von daher ist Partizipation eine wesentliche Bedingung für die Umsetzung der Aufgaben, Systemwissen ortsspezifisch zu generieren, Orientierungswissen in einer pluralen Gesellschaft zu begründen und Handlungswissen sozialverträglich wirksam werden zu lassen⁸.

Hoffnungen auf eine sozialtechnologische Beschaffung von Akzeptanz für schon getroffene Entscheidungen durch Partizipation sind allerdings verfehlt. In Standortfragen sind Individualinteressen und Gemeinwohl gegeneinander abzuwägen. Dies hat oft wenig mit Technik zu tun und darf auf keinen Fall als Technikfeindlichkeit interpretiert werden. Es ist eher das Phänomen, dass von außen aufgezwungene Veränderungen der Lebenswelt schlecht akzeptiert werden (NIMBY-Phänomen: »not in my backyard«). Eine aktive Beteiligung der Bürgerinnen und Bürger an öffentlichen Planungen in diesen Feldern ist notwendig, um die *Bedingung der Möglichkeit* von Akzeptanz zu schaffen. Sie setzt zweierlei voraus: eine Legitimation durch das Verfahren und eine offene, transparente Auseinandersetzung mit den betroffenen Bevölkerungsgruppen. Ein offener Dialog darf sich hierbei nicht auf die Information der Betroffenen beschränken, sondern auch Mitwirkungsrechte der Betroffenen an der Entscheidungsfindung einschließen. Ohne eine solche Rückkopplung wird jeder Dialog letztendlich im Sande der Frustration scheitern. Mitwirkung und Offenheit über Optionen sind also notwendige Bedingungen für einen erfolgreichen Beteiligungsprozess.⁹

4. Schlussfolgerungen

Gelegentlich heißt es bereits in manchen Medien, die Energiewende sei schon heute gescheitert (wenn sie überhaupt noch Thema ist), weil z. B. der Ausbau der Hochspannungstrassen nicht schnell genug vorankomme. Aber auch wenn

8 Ortwin Renn u. a., *Public Participation for Planning New Facilities in the Context of the German »Energiewende«* (Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszentren e.V. (Hg.), POLICY BRIEF 01/2014), www.energy-trans.de/downloads/Policy_Brief-Public_Participation_for_Planning.pdf (20.2.2018); Jens Schippl, Armin Grunwald und Ortwin Renn (Hg.), *Die Energiewende verstehen – gestalten – orientieren*, Baden-Baden 2017.

9 Renn u. a., *Public Participation* (Fn. 8).

es einer zügigen Umsetzung bestimmter Schritte bedarf, wäre angesichts der oben geschilderten Komplexität und Vielschichtigkeit Aktionismus und Defätismus fehl am Platz. Die Energiewende ist ein Generationenprojekt, über dessen Ge- oder Misslingen nicht in wenigen Monaten entschieden wird. Zeit benötigt insbesondere, das richtige Maß zwischen einerseits stabilen Rahmenbedingungen und einer gewissen Flexibilität andererseits zu finden. Die Energiewende ist ein Lernprozess, der nicht ohne Nachjustierungen auskommen wird. Ein Planungsoptimismus mit einem Masterplan, der nur abgearbeitet werden muss, ist eine Illusion, auch wenn viele sich das wünschen würden. Die Energiewende dagegen hat eher den Charakter einer politisch motivierten und ambitionierten Vision und ist alles andere als ein Plan, den man nur abarbeiten muss.

Vor allem Ehrlichkeit und offene Analyse sind gefragt. So muss klar gesagt werden, dass die Energiewende etwas kostet und dass eine sichere und umweltverträgliche Energieversorgung auch etwas kosten darf. Prozessqualität (sichere und umweltfreundliche Bereitstellung) hat ihren Preis, wie ja auch ökologisch erzeugte Lebensmittel ihren Preis haben. Es muss darüber gesprochen werden, wie diese Kosten auf verschiedene gesellschaftliche Gruppen, aber auch über die Zeit verteilt werden sollen. Soziale Ungerechtigkeiten und Ungerechtigkeiten in der Verteilung von Belastungen müssen auf den Tisch gebracht, offen diskutiert und offensiv und vorausschauend angegangen werden. Die gerechte Verteilung der Lasten, aber auch der Nutzen, ist zentrale Voraussetzung für weitere gesellschaftliche Akzeptanz.

Die Energiewende ist damit keine Aufgabe allein für Politiker, Ingenieure und Manager, sondern ein Gemeinschaftswerk. Sie stellt Gerechtigkeitsfragen und erfordert, dass wir uns mit ändern – und das ist erheblich schwerer als der Ersatz traditioneller durch neue Technologien. Dies anzuerkennen dürfte der erste Schritt zu einem realistischen Blick auf die Energiewende und zu einer Überwindung des ›Katzenjammers‹ sein.

Diskussionen

Brauchen wir eine Reform der Promotionsbetreuung?

Das Bessere ist der Feind des Guten

Das Motto, das ursprünglich als italienisches Sprichwort lautete: *Il meglio è l'inimico dell' bene*, wurde auf Französisch nachzitiert bei Voltaire und dann, systematisch nicht überraschend, auch bei Hegel: *Le meilleur est l'ennemi du bon*. Es warnt ganz generell vor der zeitgeistbedingten Manie, institutionelle Regeln im Allgemeinen, sprachliche Formulierungen im Besonderen so verfassen zu wollen, dass durch sie alle möglichen besonderen und nicht bloß wesentliche allgemeine Probleme gelöst werden. Im Blick auf dieses caveat lautet unsere Frage: Brauchen wir, und wenn ja, aufgrund welcher allgemeinen Probleme, im deutschen bzw. deutschsprachigen Hochschulsystem eine Reform der Promotionsbetreuung? Und mit welchen Zielvorgaben? Es liegt auf der Hand, dass das Thema mit einer Problemdiagnose beginnen muss, gefolgt von Lösungsvorschlägen und einer begründeten Auswahl zwischen ihnen. Es geht dabei nicht um ein wünschenswertes Ideal, sondern um machbare und richtungsrichtige allgemeine Regeln. Der Umgang mit besonderen Problemlagen ist aus diesen auszugliedern und, wie man so sagt, subsidiär zu behandeln.

Zunächst aber ist angesichts einer üblichen Debatte um bloße Wörter zu erläutern, warum in diesem Text die Sprache nicht gegendert wird. Denn schon die Rede von Doktoranden und Doktorandinnen erzeugt in den Ohren von Kollegen wie z. B. Jürgen Mittelstraß ein Kratzen, erstens wegen des Küchenlateins und zweitens aufgrund des unbemerkten Anglizismus, als wäre das deutsche Genus nicht grundsätzlich etwas anderes als ein natürliches Geschlecht. Selbst wenn heute zu überwindende geschichtliche Sozialzustände sprachbildend gewirkt haben, ist mit generischen Nominalausdrücken wie »die Studenten« ganz analog wie im Fall von »die Katzen« kompetent umzugehen, nämlich als konventionsgestützte Sprachverdichtungen. Das Partizip »studens« ist ohnehin neutral; das Deutsche aber verlangt die Entscheidung zwischen den Genera. Atemanhaltende Kürzel wie PromovendInnen gelten inzwischen immerhin (hoffentlich auch in Seminarklassen der Universitäten) als obsolet, da sie ganz offenbar die historische Errungenschaft einer flüssig lesbaren Schrift

rückgängig machen; aber auch alle anderen Genderisierungen verschieben den Fokus vom Inhalt auf besexzte Ausdrucksformen.

Im Übrigen kann man sich nicht selbst promovieren, man kann nur promoviert werden, so dass – gemäß dem lateinischen Gerundiv – von Promovenden, also zu Promovierenden, zu sprechen wäre.

1. Problemdiagnose

Eine Änderung der allgemeinen Bedeutung der Promotion und der Lage der an einer Dissertation Arbeitenden hat sich nicht erst in den letzten Jahren ergeben, sondern geht schon auf die Ausweitung der Hochschulsysteme in den 1960er und 1970er Jahren zurück. Die Einführung gestufter Studiengänge wurde später zwar rhetorisch vehement vorangetrieben – genannt sei das Stichwort »Bologna-Reform«, das für eine gesamteuropäische Angleichung der Stufen der Hochschulbildung auf der Ebene eines Bakkalaureats, Diploms oder Magisters steht (die teils modisch anglisierend, teils strategisch umgetauft wurden in Bachelor und Master) – doch der eigentliche Grund für die Stufungen war und ist der politisch erwünschte und institutionell durch die Ausweitung der Höheren Schulen mit Abitur als Hochschulzulassung erzeugte Zuwachs der Immatrikulationen im Gesamthochschulsystem, zunächst unter Einschluss der Fachhochschulen (kurz: FHs), die sich heute Universities of Applied Sciences, viele inzwischen auch Hochschulen für Angewandte Wissenschaften (kurz: HAWs), nennen.

Der Versuch der Umlenkung großer Teile der Studierenden auf FHs oder HAWs hat dabei erwartungsgemäß nicht geklappt. Die Nachfrage nach Studienplätzen an den Universitäten bleibt daher aus dem Blick der Hoffnungen politischer Planer überdimensioniert. Die Einführung einer BA-Phase muss hier als Versuch gewertet werden, der Studierendenströme langfristig dadurch Herr zu werden, dass das Regelstudium auf der Ebene der undergraduates, also vor einem ersten Hochschulabschluss, entsprechend verkürzt wird. Wie in anderen Ländern, besonders in den USA, üblich, soll nur noch einer anzahlmäßig relativ geringen Kohorte der Zugang zu einem Graduiertenstudium mit einem Abschluss auf der MA- oder Diplomebene offenstehen. Dabei verheddert sich die politische Rhetorik allerdings, und zwar nicht zuletzt aufgrund des zu erwartenden Drucks der Studierenden, indem man – zunächst wohl nur für eine Übergangsphase – die Regelstudienzeiten und Normaldauern eines Gesamtstudiums an den bisherigen Diplom- und Masterstudiengängen orientiert und damit gewisse Illusionen erzeugt. Das gilt besonders für das Masterexamen als Abschluss eines Graduiertenstudiums. Denn im Vergleich zu internationalen Üblichkeiten, besonders aber zur Praxis in den USA, korrespondiert

die MA-Phase bestenfalls einem zweijährigen Beginn eines PhD-Studiengangs. Eigene MA-Studiengänge führen dort in der Regel nur zu professional degrees.

Ungenauigkeiten in der Gesamtkonzeption werden verstärkt durch die ebenso naheliegende wie irreführende Rede von einer Promotionsphase als einem dritten Zyklus in der Hochschulausbildung. Weit angemessener wäre es, die Promotionszeit als erste Phase eigenständiger Forschung mit zugehöriger Betreuung klar zu benennen. Ausdrücke wie »Graduiertenstudium« sollten also gerade nicht für eine strukturierte Promotion, sondern nur für die MA-Phase verwendet werden. Eine peergestützte Bildung zur Wissenschaft sollte dann z. B. keinen besonderen Erwerb von Schlüsselkompetenzen wie etwa Vortragstechniken zur Pflicht machen oder ein vertieftes Fachcurriculum, obwohl eben das im öffentlichen Gerede allenthalben vorgeschlagen oder gefordert wird. Nette Forderungen nach Verbesserungen und ein guter Klang der Wörter führen hier schnell zu problematischen Entscheidungen über Weg, Ziel und Status der Promotion.

Ich sage im Folgenden daher erstens etwas zur allgemeine Bedeutung der Promotion für die Wissenschaft, zweitens zur Notwendigkeit von Internationalisierung, drittens zu Problemen auf Seiten der Betreuung und, viertens, auf Seiten der zu Promovierenden, um fünftens auf spezielle Probleme in einzelnen Fächern zurückzukommen.

1.1 Zur allgemeinen Bedeutung der Promotion für die Wissenschaft

Die wissenschaftliche Promotion, wie sie sich aus dem Grad des ›philosophiae doctor‹ (im Englischen daher bis heute PhD) in die verschiedenen Sub-Titel z. B. der Natur- und Ingenieurwissenschaften ausdifferenziert hat, spielt nach wie vor eine entscheidende Rolle nicht nur für die Rekrutierung des wissenschaftlichen Nachwuchses, sondern auch für die Weiterentwicklung der Wissenschaften selbst und durchaus auch für den internationalen Ruf der akademischen Bildung im deutschsprachigen Raum insgesamt. Die Qualität der Promotion ist aber, wie auch viele Kollegen betonen, derzeit bedroht durch eine fehlverstandene Rede von einer »3. Ausbildungsphase« im Zuge des Bologna-Prozesses europäischer Angleichungen, durch eine steigende Anzahl von Drittmittelprojekten, deren Mitarbeiter auf der Basis der Hoffnung auf eine implizit oder explizit versprochene Promotion über die MA-Graduierung hinaus an den Hochschulen gehalten werden, durch die verfehlt Vorstellung von einem ›persönlichen‹ Promotionsrecht von ›Doktor-Eltern‹ und durch Etablierung einer Praxis, nach welcher bloß noch ein Zweitgutachter aus dem loka-

len institutionellen Umfeld auf die Arbeit blickt, so dass keine Kontrolle mehr stattfindet, ob wirklich wissenschaftliches Neuland erschlossen wurde.

Im Unterschied zu wissenschaftlichem Fehlverhalten wie z. B. im Fall erfundener, verfälschter oder blind kopierter Daten sind Plagiate im Sinn der Kopie von Textpassagen ein vieldiskutiertes Begleitphänomen. Es tritt besonders häufig dort auf, wo noch nicht wirklich ein eigenständiges wissenschaftliches Projekt durchgeführt, sondern nur erst die Kenntnis wissenschaftlicher Methoden vorgeführt und damit bloß die Bedingung eines wissenschaftlichen Diploms oder Master-Grads erfüllt wird – was in der Medizin, den Rechts- oder den Erziehungswissenschaften noch allzu häufig für die Vergabe eines Dokortitels ausreicht.

Der Promotion liegt der Idee nach eine selbständige Forschungsleistung zugrunde, deren Ergebnis als Dissertation in schriftlicher Form öffentlich zu machen und wissenschaftlich zu begutachten ist, was durch die Verleihung eines Doktorgrads dokumentiert wird. Das braucht eine wissenschaftliche Betreuung durch erfahrene Vertreterinnen oder Vertreter einer Fachdisziplin, die die Arbeit beratend begleiten; diese bleibt dennoch ein selbständiges Projekt. Die Bindung an nur eine Betreuungsperson kann dabei Probleme mit sich bringen, so etwa eine zu große Abhängigkeit des Projekts von dieser Betreuungsperson und die damit verbundenen Risiken für den Anspruch von Promovenden auf eine nachhaltige Förderung. Die Ersetzung des klassischen Modells durch ein größeres Betreuungskollektiv kann jedoch ebenfalls problematische Nebenfolgen haben. Obwohl die administrative Aufsicht und die nachhaltige Qualitätssicherung bei entsprechenden Kommissionen liegen müssen, sind Betreuungsgruppen erfahrungsgemäß in den meisten Fällen wenig für eine themengenaue Unterstützung von höchst spezialisierten Promotionsprojekten geeignet, können sogar einer Verflachung der Projekte und einer Umwandlung in eine dritte Ausbildungsphase Vorschub leisten. Die Individualpromotion ermöglicht Einzelforschung jenseits von Programmen und Promotionsstudien. Im Interesse einer innovativen Wissenschaftsentwicklung sollte diese Form der Promotion weiterhin qualitativ abgesichert werden.

1.2 Zur Notwendigkeit von Internationalisierung

Die Notwendigkeit der Internationalisierung der Studiengänge ergibt sich nicht bloß aus dem Prozess der europäischen Einigung und den damit verbundenen intereuropäischen Freizügigkeiten in Bezug auf die Ausbildung und dann auch auf das Wohnen und Arbeiten, sondern auch aus der grundsätzlichen und insgesamt durchaus unvermeidlichen Globalisierung der Welt, nicht nur unter

Gesichtspunkten von Wirtschaft und Handel, sondern gerade auch des Wissens, der Wissenschaft, und durchaus auch der Lebenswelt.

Die Wertigkeit bzw. Anerkennung der Promotion in den unterschiedlichen Disziplinen und dann auch im Allgemeinen ist daher gerade auch angesichts des europäischen und internationalen Arbeitsmarkts für Wissenschaftler kein bloß nationales Problem. Es kann deswegen nicht im nachhaltigen Interesse der zu Promovierenden liegen, dass die (durchschnittliche) Qualität, das mit ihr sehr eng verkoppelte (durchschnittliche) Ansehen und damit auch die Wertigkeit und der längerfristige Nutzen einer Promotion geringer wird, etwa aufgrund von wissenschaftspolitischen Entscheidungen wie im Fall der Einführung eines FH-Doktorats in Fulda und an anderen hessischen Standorten oder aufgrund von Incentives und Zielvereinbarungen mit W-Professuren an den Hochschulen, wie sie zu einer Zunahme von Pro-Kopf-Promotionen und damit auf absehbare Weise zu einer Senkung von Qualitätsstandard führen.

Idealerweise sollte eine an einer deutschen Hochschule in einem Fach erreichte Promotion die betreffende Person befähigen, nach einer entsprechenden Post-Doc-Phase als Hochschullehrer oder professioneller Forscher an irgendeiner akademischen Einrichtung, also etwa in Colleges oder Universities bzw. an entsprechenden Forschungsinstitutionen, zu arbeiten, am Ende auch auf leitender Position, obgleich spätere Forschung und Lehre nicht die einzige Zielvorstellung für eine Promotion ist.

Als Forderung nach besserer Qualitätssicherung wurde daher von verschiedensten Seiten und Institutionen eine Trennung von Betreuung und Begutachtung wie in den USA ins Gespräch gebracht. Zum einen Teil wird diese Trennung z. B. in den Niederlanden über eigens evaluierte Graduiertenschulen organisiert, zum anderen externalisiert auf das Begutachtungssystem von peer reviewed journals – mit Vor- und Nachteilen.

1.3 Probleme auf Seiten der Betreuung

Auf der Seite der Betreuung entstehen Probleme durch die steigenden Anzahlen an Bewerbern um eine Promotion. Hinzu kommt mit der zugehörigen Kontrolle von Zielvereinbarungen ein gewisser Druck, möglichst viele Personen auf der BA-, MA- und Promotionsebene zum Abschluss zu führen und dabei möglichst gute Noten zu vergeben. Das ist besonders für Hochschullehrer des inzwischen nicht mehr ganz neuen W-Typs problematisch. Diese sind weit stärker von universitären Gremien und Leitungspersonen wie Dekanen und Rektoren abhängig als klassische Universitätsprofessuren. Damit geht eine Ab-

senkung der curricularen Anerkennung von Oberseminaren und Doktorandenkolloquien einher, da diese aus den geforderten Leistungen grundständiger Lehre je nach Bundesland oder Standort teilweise oder ganz herausgenommen sind, es sei denn, sie werden im Rahmen von Promotionsschulen angeboten. Die ironische Folge ist, dass gerade solche Incentives dafür sorgen, dass die individuelle Betreuungsleistung von zu Promovierenden weit mehr als früher zur Privatsache wird, jedenfalls dort, wo eine Anrechnung der entsprechenden Kolloquien und Doktorandenseminare auf das Lehrdeputat wegfällt.

Die im Zuge einer allgemeinen Qualitätssicherung der Leistungen der Dissertation *prima facie* als dienlich erscheinende Trennung von Betreuung und Begutachtung oder auch nur die Fortschreibung der bis in die 90er Jahre im Osten Deutschlands üblichen Praxis einer Bewertung der Dissertation durch mindestens einen externen Gutachter finden angesichts der skizzierten Rahmenbedingungen unter den Hochschullehrern verständlicherweise keine Freunde. Aber auch die zu Promovierenden selbst haben angesichts des offensichtlichen Risikos an einer solchen verpflichtenden ›Fremdbegutachtung‹ kein gesteigertes Interesse.

1.4 Probleme auf Seiten der zu Promovierenden

Auf beiden Seiten gibt man sich angesichts der skizzierten Sachlage – trotz aller verbalen Kritik oder Apologetik – faktisch weitgehend mit der Fortschreibung der Praxis einer weitgehenden Abhängigkeit von den jeweiligen Doktorvätern und Doktormüttern zufrieden. Das verstärkt aber nur die grundsätzlichen Probleme der zu Promovierenden, besonders auch das Problem des ›Betreuungsschutzes‹, den man ›Vertrauensschutz‹ nennen könnte, wenn man den Terminus nicht bloß rechtlich, sondern auch moralisch auffasste. Es geht auf der Ebene einer institutionellen Absicherung um eine Art Betreuungsvertrag, auf der Ebene freier Kooperation zwischen Betreuern und Betreuten um ein gegenseitiges freies Versprechen zwischen zu promovierenden Personen und sogenannten Doktoreltern. Der Betreuungs- oder Vertrauensschutz betrifft unter anderem die Absicherung der zu Promovierenden gegen unvorhergesehene Zufälle. So hängen (und hingen) z. B. manche Promotionen so sehr an Einzelpersonen, dass Krankheit oder Tod auch sachlich gute und wichtige Projekte zunichtemachen (konnten). Und es werden (und wurden) die sogenannten Zweitgutachter häufig oder zumeist erst in der Schlussphase oder nach Abgabe der Dissertation mehr oder minder nur von der Betreuungsperson ausgewählt, was zumindest prinzipiell auch Willkürentscheidungen ermöglicht hat und Gefälligkeitsgutachten von Kollegen derselben Institution zum Normal-

fall hat werden lassen. Aber auch dann, wenn die Zweitgutachter extern benannt werden, sind Freundschaftsgutachten die Regel, wo es keine intrinsische Motivation gibt, sich der zusätzlichen Aufgabe und Verantwortung zu unterziehen.

Das Prinzip des Betreuungsschutzes würde eine frühe Fixierung der bisher sogenannten Zweitbegutachtung, auch gleich als potentielle Zweitbetreuung, nahelegen, und zwar unabhängig davon, ob man zulässt, dass diese intern, am selben Institut, stattfinden darf oder extern zu benennen ist. Am Ende wäre in Bezug auf die Anrechnung der Leistung Erst- und Zweitbetreuung bzw. -begutachtung gleichzustellen, obwohl im Einzelfall die Lasten verschieden sein werden. Denn nur dann wird über das je besondere Thema hinaus ein hinreichend großes allgemeines Interesse erzeugt werden können, an Promotionsverfahren überhaupt teilzunehmen. Es waren ja die Schwierigkeiten, willige Zweit- oder Drittgutachter zu finden, welche dazu geführt haben, dass praktisch an allen ostdeutschen Universitäten und in allen Disziplinen auf ein externes Gutachten als verpflichtende Bedingung zur Qualitätssicherung verzichtet wurde.

1.5 Probleme in speziellen Fächern

Als Probleme in speziellen Fächern lassen sich neben der (zu) langen Dauer der Promotionen in den philologischen und philosophischen Fakultäten und Fächern der Geisteswissenschaften auch eine (zu) kurze Dauer an besonderen Standorten der Rechtswissenschaften und generell in der Medizin nennen. In der Chemie ist die Promotion, nicht bloß das Diplom, seit Langem Standardabschluss des Studiums. In den Wirtschaftswissenschaften ist wie in den Rechtswissenschaften der Dokortitel als Statussymbol für viele berufliche Aufstiege fast notwendige Bedingung. Die früheren höheren Fakultäten, die Jurisprudenz und Medizin erweisen sich dabei gerade deswegen, weil sie in erster Linie berufsausbildend sind – häufig mit aus der Universität ausgegliederter Forschung – als ›problematische‹ Fächer. Ihre Promotionspraxis hat mit einer wissenschaftlich eigenständigen Forschung nur sehr bedingt noch etwas zu tun, jedenfalls wenn man von glücklichen Sonderfällen absieht.

2. Lösungsvorschläge

In der Stellungnahme der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina zusammen mit der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften und der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften *Promotion im Um-*

*bruch*¹ wird erstens empfohlen, die eigenständige Projektdurchführung und wissenschaftliche Qualität der Promotion von vornherein durch mindestens zwei gleichrangige Betreuer und Gutachter aus verschiedenen akademischen Institutionen als Experten zum Thema zu sichern, zweitens, bloße professional degrees unterhalb der Wertigkeit eines PhD wie z.B. international den MD (Medical Doctor) als ›Berufsdoktorate‹ klar von einer wissenschaftlichen Promotion zu unterscheiden. Gerade auch die in den Rechtswissenschaften vergebenen Dokortitel müssen sich nachhaltig an den Standards einer wissenschaftlichen Promotion orientieren. Das verlangt von den wissenschaftlichen Einrichtungen eine wirkliche Reform des Promotionswesens und von der Politik eine kluge Beschränkung der gesetzlichen Regelungen zum formellen Vergabe-Recht von Dokortiteln. Im Interesse von allgemeiner Funktion, Wertigkeit und Ansehen der (deutschen) Promotion wäre sogar dringend zu empfehlen, nach Möglichkeit gar keine bloßen Berufsdoktorate weiterzuführen oder, wie in der ›Hessenpromotion‹, neu an Fachhochschulen einzuführen.

2.1 Prinzip der Doppelbetreuung mit formal gleichberechtigten Gutachtern

Obwohl es prima facie vernünftig scheint, für alle Promotionen Betreuung und Begutachtung personell zu trennen, kann dies erstens einer Spezialisierung der Themen und damit der Rolle der Promotion im innovativen Forschungsprozess durchaus auch abträglich sein und zweitens einen erheblichen Aufwand bedeuten. Als realistisch umsetzbare Maßnahme wird hier daher die beschriebene Doppelbetreuung in Kooperation mit externen institutionellen Anbindungen empfohlen.

Was die Promotionsmöglichkeiten für Absolventen von Hochschulen für Angewandte Wissenschaften betrifft, wurde in den Hochschulgesetzen zum einen der Wechsel eines Absolventen an eine Universität vorgesehen, mit einem Master-Abschluss als Regelvoraussetzung; zum anderen die kooperative Promotion, die die Promotion von HAW-Absolventen an einer HAW in Kooperation mit einer promotionsberechtigten und den Doktorgrad dann auch verleihenden Hochschule vorsieht. Bisher besitzen nur Universitäten, ihnen gleichgestellte

1 Nationale Akademie der Wissenschaften Leopoldina, acatech – Deutsche Akademie der Technikwissenschaften, Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Federführung: Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig) (Hg.), *Promotion im Umbruch*, Halle a. d. S. 2017, https://www.leopoldina.org/uploads/tx_leopublication/2017_Promotion_im_Umbruch.pdf (30.1.2018).

Hochschulen oder vom Wissenschaftsrat entsprechend akkreditierte Hochschulen das institutionelle Promotionsrecht. Neue Regelungen umgehen die Gleichstellung einer Einrichtung mit Universitäten oder einer vom Wissenschaftsrat vorgenommenen Akkreditierung und setzen auf individuelle und formale forschungsbezogene Leistungsindikatoren (z. B. Höhe der Drittmittel, Anzahl der Publikationen) der beteiligten Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer, womit die Promotion von nicht notwendig schon wissenschaftlichen Kriterien abhängig gemacht wird. Die in einigen Bundesländern beobachtbaren Initiativen, neben den bereits etablierten Verfahren der kooperativen Promotion auch bestimmten Organisationseinheiten von Hochschulen für Angewandte Wissenschaften durch eine entsprechende Gesetzgebung ein autonomes Promotionsrecht zu verleihen, bedeuten dabei, dass Durchführung und Qualitätskontrolle der Verfahren nicht mehr allein den (Fakultäten der) Universitäten obliegen.

Eine fachübergreifende Angleichung der Standards und Zulassungsbedingungen, auch durch Promotionskommissionen an den Universitäten, und eine Verstärkung des Prinzips der Doppelbetreuung durch mindestens zwei gleichrangige Hochschullehrer aus verschiedenen akademischen Einrichtungen könnten zusammen mit einer Reform des Prüfungswesens die Qualitätssicherung der Promotion erheblich voranbringen. Insbesondere wären damit keine weiteren bürokratischen Kooperationsverträge nötig. Nur wenn sich ein wissenschaftliches Projekt an einer Hochschule für Angewandte Wissenschaften oder einer außeruniversitären Forschungseinrichtung dadurch auszeichnet, dass es von disziplinar einschlägigen Kolleginnen oder Kollegen an einer Universität mitbetreut werden kann, ist es zu einer Promotion zu führen. Sachspezifisch ausgerichtete kooperative Promotionen erhielten damit sozusagen den Status von Normalfällen.

Die Qualitätssicherung der Promotion muss auf das wesentliche Ziel der Wissenschaft bezogen bleiben. Es geht um die Erforschung von neuem, nachhaltigem, reproduzierbarem Wissen, das als Ergebnis der Forschung wissenschaftlich evaluiert und publiziert wird. Eine Dissertation als Präsentation der Ergebnisse eines ersten eigenständigen wissenschaftlichen Forschungsprojekts muss dabei den wissenschaftlichen Standards entsprechen. Es wird daher – auch im Rahmen von strukturierten Promotionen – ein modifiziertes Modell der Individualbetreuung empfohlen, das die Vorteile einer mentorenbegleiteten Projektautonomie bewahrt. Der Charakter der Promotion als einer auf eigenständige Forschung ausgerichteten Qualifikationsphase sollte nicht durch eine zu starke curriculare Ausrichtung unterminiert werden. Allgemein nützliche, aber für das konkrete Promotionsprojekt nicht erforderliche Curricula sollten bezüglich ihrer Bedeutung für die wissenschaftliche Arbeit geprüft werden. Sie gehören grundsätzlich in die Ausbildungsphase von Master-Studien oder eines Diplomstudiengangs.

2.2 Notwendige Strukturdebatten in den ›höheren‹ Fakultäten

In der Medizin steht eine Strukturdebatte an. Die Frage nach der Einführung einer fachdisziplinären Promotion Dr. med. auf gleicher Ebene wie in anderen Wissenschaften und die Vergabe eines bloßen Berufsdoktorats (MD) mit der Studienabschlussprüfung wie in anderen Ländern wurde bisher nur in ersten Ansätzen diskutiert. Die medizinischen Fakultäten und die Gesetzgeber auf Landesebene sind daher aufgefordert, gemeinsam die Probleme der gegenwärtigen medizinischen Promotion im Blick auf das gesamte System von Ausbildung, ärztlicher Praxis, wissenschaftlicher Forschung und Rekrutierung von Hochschullehrern durch zielführende Reformen der Dissertationspraxis anzugehen. Die Fakultäten könnten gemeinsam mit dem Medizinischen Fakultätentag (MFT) ein Modell entwickeln, das eine mehrjährige integrierte, ggf. parallel zur Facharztausbildung erarbeitete, wissenschaftliche Promotion einerseits und die Einstufung des regulären Studienabschlusses im Fach Medizin als Berufsdoktorat mit der internationalen Bezeichnung MD (»Medicinae Doctor«, auch »Medical Doctor«) andererseits vorsieht. Damit würde der Dr. med. zu einem wissenschaftlichen Doktorat mit einer Wertigkeit (weit) oberhalb des Diplom, Magister oder Master im Fach Medizin, auch oberhalb eines nicht neben dem Studium stattfindenden medizinischen Doktorats, für das manche Vorschläge eine dreiviertel- oder, wie in der Schweiz, eine einjährige Dissertationszeit veranschlagen.

In den Rechtswissenschaften sollten die Standards für Promotionen sowohl im Fach selbst als auch im Vergleich zu anderen Fächern besser als bisher angeglichen werden. Insbesondere ist die Beteiligung externer Gutachter im Interesse einer allgemeinen Qualitätssicherung der juristischen Promotion zu fordern.

Auch in den Wirtschaftswissenschaften gibt es zwischen den verschiedenen Institutionen und Standorten Differenzen in den Qualitätsstandards wirtschaftswissenschaftlicher Promotionen. Angesichts der verschiedenen Grade, die für eine Promotion vergeben werden (Dr. rer. pol., Dr. phil., Dr. rer. oec. usw.), wäre eine Vereinheitlichung zu empfehlen, was auch für verwandte Disziplinen gilt. Neue Grade auf der Ebene von Berufsdoktoraten führen tendenziell zur Ausweitung der Vergabe formeller Doktorgrade und ziehen den allgemeinen Status der Promotion in Mitleidenschaft. Dennoch spricht viel dafür, dass die Hochschulgesetzgeber für die Medizin ein Berufsdoktorat einführen sollten (bei klarer Unterscheidung zu einem wissenschaftlichen Doktorat). Es wird jedoch in jedem Fall davon abgeraten, jenseits der Medizin Berufsdoktorate einzuführen. Wo aber, wie in der Medizin, ein Berufsdoktorat und ein wissenschaftliches Doktorat eingeführt werden, muss der Unterschied der Öffentlichkeit durch Politik und Wissenschaft klar und deutlich vermittelt werden.

Wissenschaft: weder Berufung noch Beruf?

1

Im letzten Jahr jährte sich zum hundertsten Mal Max Webers klassischer Vortrag über »Wissenschaft als Beruf«¹. Dieser Vortrag ist nicht nur der Schlüsseltext für Webers Geschichtskonstruktion als »Prozess der Entzauberung«², sondern auch die immer noch wirksame und präsente Vergleichsfolie für Erkundungen über einerseits die Motivation oder Berufung des Wissenschaftlers und andererseits den Beruf, d.h. die Karrierewege und Karrierechancen von Wissenschaftlern.³ Hinsichtlich der Berufs- und Karrierechancen wird gerne Webers Diktum von der wissenschaftlichen Laufbahn als »Hazard« wiederholt⁴ und als immer noch (oder wieder) gültig behauptet. Weber kontrastiert hier die prekäre Situation des Privatdozenten mit den innerorganisatorischen Karrieren in amerikanischen betriebsförmigen Universitätsinstituten. Hinsichtlich der Berufung zum Wissenschaftler fordert Weber die leidenschaftliche und illusionslose Hingabe an Forschungsaufgaben, die nie an ein Ende gelangen können. Wissenschaft muss um ihrer selbst willen und der ihr eigenen Werte betrieben werden. Diese Teile des Vortrages gelten heutzutage in der Regel als entweder immer schon nietzscheanisch überzogen oder jedenfalls inzwischen unter Bedingungen einer arbeitsvertraglich zumindest befristet abgesicherten Erwerbstätigkeit und drittmittelgesteuerter Projektziele ziemlich weltfremd.⁵

1 Max Weber, »Wissenschaft als Beruf«, in Wolfgang J. Mommsen und Wolfgang Schluchter (Hg.), *Max-Weber-Gesamtausgabe* I, 17, Tübingen 1992.

2 Vgl. Hans Joas, *Die Macht des Heiligen. Eine Alternative zur Geschichte der Entzauberung*, Berlin 2017; Harmut Lehmann, *Die Entzauberung der Welt*, Göttingen 2009.

3 Karl Ulrich Mayer, *From Max Weber's »Science as a Vocation« to »Horizon 2020«* (Max Weber Lecture Series 2013/06), Florenz 2013; Heinz Bude, »Wissenschaft als Beruf«, Vortrag zum 100. Jahrestag von Max Webers Rede, gehalten am 7.11.2017 am INCHER Kassel, Videoaufzeichnung: <https://www.uni-kassel.de/einrichtungen/incher/veranstaltungen/videos.html> (30.1.2018).

4 Weber, *Wissenschaft als Beruf* (Fn. 1), S. 78.

5 Mayer, *From Max Weber's ...* (Fn. 3).

2

Leopoldina, acatech und die Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften haben ebenfalls im Vorjahr eine Stellungnahme zur *Promotion im Umbruch*⁶ erarbeitet, die sich vor allem auf vier Themen konzentriert: die Abwehr der Promotionsphase als dritte »Bologna«-Periode der tertiären Berufsausbildung, die Bedrohung durch ein Promotionsrecht der Fachhochschulen, die Noteninflation und die teilweise bzw. überwiegend zweifelhafte Qualität der Promotion in der Medizin, in der Jurisprudenz und in der Betriebswirtschaft. Mir scheint eher zweifelhaft, dass dies die vordringlichsten Probleme sind.

3

2017 erschien auch der dritte Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuch⁷ mit den neuesten Daten zur Lage von Doktoranden und Postgraduierten und einem Schwerpunkt zur Vereinbarkeit von Familienbildung und Tätigkeiten in wissenschaftlicher Forschung und Lehre. Der Verfasser trug zu dem Bundesbericht als Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats bei. Dieser Bundesbericht gab u. a. Anlass zu einer heftigen Kontroverse über die Verbleibschancen von Promovierten an Universitäten oder außeruniversitären Forschungseinrichtungen und über das Ausmaß des »Flaschenhalses« im Zugang zu Professuren.⁸

6 Nationale Akademie der Wissenschaften Leopoldina, acatech – Deutsche Akademie der Technikwissenschaften, Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Federführung: Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig) (Hg.), *Promotion im Umbruch*, Halle a. d. S. 2017, https://www.leopoldina.org/uploads/tx_leopublication/2017_Promotion_im_Umbruch.pdf (30.1.2018).

7 Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs (Hg.), *Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs*, Bielefeld 2017.

8 Christoph Lundgreen und Jule Specht, »Über Größe und Zeitpunkt des Flaschenhalses: Plädoyer für frühe Karriereentscheidungen in der Wissenschaft. Kommentar zu Karl Ulrich Mayer«, in *Forschung. Politik – Strategie – Management* 10 (2017), S. 36–39; Karl Ulrich Mayer, »Zur Lage junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im deutschen Wissenschaftssystem«, in ebd. S. 36–38; Gerald Wagner, »Die Neuvermessung des Flaschenhalses«, in *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 26.7.2017.

4

Diese drei Kontexte bieten einen willkommenen Anlass für Denkanstöße im Sinne einer Reflektion einer Reihe von aktuellen Problemstellungen. Es geht mir dabei weniger um die forcierte Vertretung bestimmter Positionen als um die Aufklärung kontroverser Betrachtungsweisen. Folgende Fragen stehen auf der Agenda:

Ist die Expansion projektgebundener Drittmittelforschung, politisch gesteuerter Programmforschung auf Bundes- und Europaebene und unternehmensnaher Promotionsförderung wünschenswert oder verhängnisvoll?

Gibt es zu viele Doktoranden und Promovierte und was bedeutet die Anzahl und Verteilung der Doktoranden und Promovierten für die Alternative, die Promotionsphase als dritten Teil der tertiären Berufsausbildung oder als erste Phase selbständiger Forschungstätigkeit zu definieren? Indiziert die absolute Zunahme der Promotionszahlen und die Noteninflation einen schleichenden Qualitätsverlust?

Welche Chancen gibt es nach der Promotion für »Wissenschaft als Beruf«, d. h. eine transparente und planbare Laufbahn?

Sind – vor allem in der PostDoc-Phase – befristete Verträge und die sogenannte Prekarisierung das Hauptproblem oder die Fragmentierung der Karrierewege?

Ist die klientelistische Rekrutierung und die Individualbetreuung durch Doktormütter und -väter (Akademiestellungnahme: »mentorbetreute Promotion«) überholt und die Einführung von Gruppenbetreuung und externen Gutachtern zukunftsfähig? Ist die formale Einführung eines Doktorandenstatus hilfreich?

Wie weit ist die Entwicklung von »Dachstrukturen« gediehen und warum gibt es keine universitätsweiten »graduate schools«?

Ich will mich im Folgenden auf die ersten drei Fragen beschränken, weil sie mir relativ am wichtigsten erscheinen.

5

Offensichtlich sind die eigenen Wahrnehmungen und Bewertungen immer selektiv und durch die jeweiligen Erfahrungshorizonte beschränkt und verzerrt. Im Sinne von »truth in advertising« will ich daher meine eigenen Erfahrungshorizonte und -grenzen offenlegen: Disziplinär bin ich ein empirischer, stark quantitativ orientierter Sozialwissenschaftler, institutionell prägten mich meine langjährigen Erfahrungen als Projektleiter in einer DFG-Forschungsgruppe

und einem der ersten Sonderforschungsbereiche mit mehr als 20-jähriger Laufzeit, meine 22-jährige Erfahrung als Direktor eines Max-Planck-Instituts mit einer Vielzahl von Doktoranden, Postdocs und wissenschaftlichen Mitarbeitern in meiner Arbeitsgruppe, 7 Jahre als Professor und Department Head an einer US-amerikanischen Ivy League Universität und 4 Jahre als Präsident der Leibniz-Gemeinschaft.

6

Ist die Expansion projektgebundener Drittmittelforschung, politisch gesteuerter Programmforschung auf Bundes- und Europaebene sowie unternehmensnaher Promotionsförderung wünschenswert oder verhängnisvoll?

Der vielleicht gravierendste Wandel der Promotions- und Postdoc-Phase zeichnet sich dadurch aus, dass die Themen wissenschaftlicher Arbeit in einem rasch wachsenden Ausmaß durch Drittmittelfinanzierungen vorbestimmt sind. Das gilt nicht nur für von Professoren eingeworbene Projekte, die dann ganz überwiegend von Doktoranden durchgeführt werden, sondern auch über den Weg thematischer Engführungen für DFG-Graduiertenkollegs und Exzellenzcluster, die zum Teil sehr kleinteilige Ausschreibung in europäischen Forschungsprogrammen (z. B. im Rahmen der »Grand Challenges« oder »Joint Research Initiatives«) und die zunehmende Programmforschung des Bundes. Im Gegensatz zu der weitgehend institutionell orientierten Länderpolitik ist eine Bundesforschungspolitik auf Grund der politischen Imperative zu ihrer Legitimierung zwangsläufig Programmforschung. Sie erhält durch die wachsenden Finanzierungsanteile des Bundes an Gewicht. Und wann immer ein politisches Problem auftritt, werden Forschungsschwerpunkte und Forschungsinstitute eingerichtet, wie in jüngster Zeit mit dem Bundesprogramm zur Migrationsforschung oder zum »gesellschaftlichen Zusammenhalt«.

In einer jüngsten Erklärung haben die ARGE TU (Arbeitsgemeinschaft der Technischen Universitäten) und die TU 9 – die ja nicht gerade für ihre Industrieferne bekannt sind – die Abhängigkeit von Doktorandenprogrammen von Industriefirmen (»Kuckucksei«-Promotionen) beklagt.⁹ Um ein weiteres aktuelles Beispiel zu nennen: Die der Lidl-AG nahestehende Schwarz-Stiftung finanziert mit mehreren hundert Millionen nicht nur eine Business School, sondern auch ein Doktorandenprogramm der TU München an dem Standort

9 ARGE-TU (Hg.), *Promotionen in Kooperation mit der Industrie (»Kuckucksei«-Promotionen)*, Positionspapier der Arbeitsgemeinschaft der Technischen Universitäten (ARGE-TU) vom 14.6.2017, www.tu9.de/presse/presse_7066.php (30.1.2018).

der Firmenzentrale im weit entlegenen Heilbronn mit thematisch deutlich firmenaffinen Schwerpunkten. Darüber hinaus verstärkt sich die Forderung nach der Ausrichtung der Forschung an Problemen der ökologischen Transformation und den Nachhaltigkeitszielen der Vereinten Nationen.

Für solche Arten von Themengebundenheit der Forschung gibt es viele gute Gründe. Selbstverständlich sind in der naturwissenschaftlichen Laborforschung Forschungsprogramme »gesetzt«, für die sich ja dann auch Doktoranden und Postdocs nach ihren jeweiligen Interessen bewerben können. In meiner eigenen langjährigen Forschungsgruppe zu »Lebensverläufen und sozialem Wandel« und auch denen meiner Kollegen am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung habe ich die besondere Erfolgschance darin gesehen, dass junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in (u. a. durch große Längsschnitterhebungen) bestimmte langfristige Programme eintreten und, statt das Rad immer neu zu erfinden, zu einer stark kumulativen Forschung beitragen können. Und liegt nicht in der gesellschaftlichen Relevanz eine der wichtigsten Voraussetzungen der Motivation zur Wissenschaft? Was denn sonst trieb die Studenten in den 60er und 70er Jahren in die Sozialwissenschaften und die Studentinnen seit den 80er Jahren in eine ökologisch perzipierte Biologie? Und ist eine thematische Profilbildung der Universitäten, nicht zuletzt befördert durch die Exzellenzstrategie nicht eine wünschenswerte Entwicklung? Dass betriebs- und ingenieurwissenschaftliche Forschung anwendungsnah sein sollte und die Zusammenarbeit mit Firmen gerade auch in der Promotionsphase ideale Einstiegschancen bietet, liegt auf der Hand. Die chemische Forschung hat seit Jahrzehnten demonstriert, wie beide Seiten von solchen Kooperationen Gewinn ziehen. Was ist also das Problem?

Das primäre Problem kann darin gesehen werden, dass die eigenständige Entwicklung einer wissenschaftlichen Fragestellung genuiner Teil einer Promotion (und noch mehr anschließender Forschungsarbeit) sein sollte und diese Interessen die Problemwahl bestimmen sollten.¹⁰ Die autonome Entwicklung innovativer Forschungsprogramme und die Chancen dafür entscheiden dann ja auch über den Erfolg in der weiteren wissenschaftlichen Karriere.¹¹ Im Gegensatz zum deutschen Usus gilt es an amerikanischen Spitzenuniversitäten als ein absolutes »NoNo« für Promovierende, die Forschungsinteressen der pro-

10 Yehuda Elkana, »Kognitive, soziale und politische Aspekte der Problemwahl in der Wissenschaft«, in Peter H. Hofschneider und Karl Ulrich Mayer (Hg.), *Generationsdynamik und Innovation in der Grundlagenforschung*, München 1990 (Max-Planck-Gesellschaft, Berichte und Mitteilungen 3/1990).

11 Jochen Gläser und Grit Laudel, *The Three Careers of an Academic*, Discussion Paper 35/2015, Berlin 2015, http://www.tu-berlin.de/fileadmin/f27/PDFs/Discussion_Papers_neu/discussion_paper_Nr__35.pdf (30.1.2018).

fessoralen Mentoren zu verfolgen. Das Gegenteil wird erwartet. Drittmittel-finanzierte Promotionen (und Habilitationen) sind darüber hinaus allzu häufig nicht-monetäre Kompensationen für Forschungs- und Anwendungsdienstleistungen in Projekten. Wer produktiv und loyal in Projekten mitarbeitet, dem wird die Unterstützung bei Qualifizierungen in Aussicht gestellt. Solche Arbeiten sind also dann nicht nur thematisch fremdbestimmt, sondern es besteht die Gefahr, dass sie auch nach sekundären Kriterien bewertet werden.

Bei Projekten der europäischen Forschungsförderung (außerhalb des European Research Council) ist in kleinstteiligen Ausschreibungen zum Teil ja bereits nicht nur die Begriffssprache vorgegeben, sondern auch eine Vielzahl von Programmkriterien.¹² Mag ein zynischer Umgang mit solchen Vorgaben für senior researchers ein probater Ausweg sein, für Nachwuchswissenschaftler, die in aller Regel die Projekte bearbeiten, ist eine derartige intellektuelle Unterwerfung katastrophal.

Ein Umsteuern bei der Finanzierung von Promotionsvorhaben scheint mir hier das gebotene Instrument. Zum einen sollten stärker disziplinär ausgerichtete Landesdoktorandenprogramme wieder besser ausgestattet werden, zum andern sollten angebotsbestimmte Finanzierungen durch nachfragebestimmte Finanzierungen ergänzt oder ersetzt werden, bei der die Ressourcen an die Promovierenden bzw. Postdocs gebunden sind, die sich ihre Institutionen dann selbst aussuchen können.

7

Gibt es zu viele Doktoranden und Promovierte und was bedeutet die Anzahl und Verteilung der Doktoranden und Promovierten für die Alternative, die Promotionsphase als dritten Teil der tertiären Berufsausbildung oder als erste Phase selbständiger Forschungstätigkeit zu definieren? Indiziert die absolute Zunahme der Promotionszahlen und die Noteninflation einen schleichenden Qualitätsverlust?

Über das letzte Jahrzehnt ist die Promotionsquote trotz der stark steigenden Zahlen an Hochschulabsolventen mit ca. 20 % ziemlich stabil geblieben (mit großen Fächerunterschieden bei ca. 40 % in Mathematik und Naturwissenschaften und ca. 6 % in Kunstgeschichte). Die Anzahl der Promotionen beträgt inzwischen (2016) 29.000. Das Statistische Bundesamt schätzt den Bestand an Doktoranden auf ca. 200.000.¹³ Das bedeutet mit Sicherheit, dass

12 Mayer, From Max Weber's ... (Fn. 3).

13 Statistisches Bundesamt Wiesbaden (Hg.), *Promovierende in Deutschland*, Win-

sich (bei entsprechenden Annahmen über Abbruchquoten und mittlere Verweildauern) die Anzahl der Promotionen weiter stark erhöhen wird. Dabei wird die Zunahme der Promotionen in sehr hohem Maße getrieben durch die Expansion der Drittmittel (ca. 40 % bei den Universitäten und ca. 50 % bei den außeruniversitären Forschungsorganisationen).

Zusammen mit dem Befund einer starken Noteninflation¹⁴ erscheinen folglich Klagen über einen drohenden oder bereits eingetretenen Qualitätsverlust plausibel. Belastbare Untersuchungen liegen dazu meines Wissens nicht vor und müssten mindestens disziplin-, wenn nicht forschungsfeldspezifisch durchgeführt werden. Ich sehe aber für einen Qualitätsverlust keinerlei Indizien. In den Forschungsgebieten der empirischen Sozialforschung, die ich überblicke, kann keine Rede davon sein. Im Gegenteil sind die Dissertationen theoretisch, methodisch und empirisch sehr viel anspruchsvoller geworden. Auch die nicht nur in den Naturwissenschaften massiv angestiegene Vorgabe von Dissertationen als Kumulativarbeiten von Zeitschriftenartikeln (inzwischen 23 % aller Dissertationen¹⁵) mag man zwar als Ausdruck überzogenen Wettbewerbsdrucks beklagen, mit Sicherheit haben sie aber zu wesentlichen Qualitätsverbesserungen beigetragen.

Im Übrigen halte ich die in eine Dissertation investierte Lebenszeit sowohl individuell wie ökonomisch und gesellschaftlich gut angelegt. Die eigenständige Erarbeitung eines wissenschaftlichen Problems nach höchsten methodischen Standards erscheint mir auch dann eine sinnvolle Investition, wenn auf diesem Spezialgebiet nicht weitergearbeitet werden kann oder die Wissenschaft ganz verlassen wird. Allerdings kann dies nur unter den Voraussetzungen gelten, dass die Promotionsdauer drei bis vier Jahre nicht überschreitet und das Lebensalter bei der Promotion eher bei 28 Jahren als über 30 liegt.

Diese m.E. gut begründbare Einschätzung darf allerdings nicht zur Absolution der Ausweitung von Doktorandenzahlen führen, die durch den galoppierenden Anstieg der Drittmittel verursacht wird. Die Nutzung von Doktoranden anstelle von promovierten wissenschaftlichen Mitarbeitern ist für die meist professoralen Antragsteller »rational«, weil sie relativ billig sind (man bekommt bis zu 2 Mitarbeiter für eine bewilligte Stelle) und man für ihre Weiterbeschäftigung keine Verantwortung trägt. Für die Personalstruktur

tersemester 2014/2015, Wiesbaden 2016, https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/BildungForschungKultur/Hochschulen/Promovierende5213104149004.pdf?__blob=publicationFile (30.1.2018).

14 Stefan Hornbostel und David Johann, »Summa cum laude. Promotionsnoten in Deutschland«, in *Forschung & Lehre* 5 (2017), S. 420–422.

15 Statistisches Bundesamt Wiesbaden, Promovierende in Deutschland (Fn. 13).

und Personalentwicklung der Hochschulen ist das allerdings verhängnisvoll und wahrscheinlich auch nicht optimal für die Forschung. Es entsteht dadurch ein künstlicher »Flaschenhals« nach der Promotion, der selbst die angemessene Auswertung und Publikation der Promotionsergebnisse häufig behindert. Nicht zuletzt werden dadurch unrealistische Erwartungen auf eine Hochschullaufbahn geweckt.

Da tendenziell ca. 30.000 Promotionen pro Jahr (29.303 im Jahr 2016) maximal 1.000 Erstberufungen auf Professuren pro Jahr gegenüberstehen,¹⁶ braucht man nicht groß zu rechnen, um abzuleiten, dass der überwiegende Teil der Promovierten nicht in dem öffentlichen Sektor von Forschung und Lehre verbleibt. Dies gilt auch dann, wenn man den »Bedarf« der außeruniversitären Forschungseinrichtungen und den steilen Anstieg der akademischen administrativen Mitarbeiter in den Universitäten (der viel höher ist als der Anstieg der wissenschaftlichen Mitarbeiter in Forschung und Lehre) berücksichtigt.

Unbeschadet meiner Argumentation oben zum Nutzen von Forschungserfahrung für Tätigkeiten außerhalb der Forschung stellt sich dann aber schon die Frage, ob die Position in der Promotionsstellungnahme der Akademien haltbar ist, die Promotion sei der Beginn einer eigenständigen Forschungskarriere und nicht die dritte Phase einer tertiären Berufsausbildung. Denn nicht nur bei den zu recht beklagenswerten »Statuspromotionen« in manchen Fächern ist für den ganz überwiegenden Teil der Doktoranden die Promotionsphase eben doch der Start in eine Tätigkeit außerhalb von Forschung und Lehre und sollte daher auch optimal dafür qualifizieren.

8

Wissenschaft als Beruf – Chancen nach der Promotion:

Ebenso wenig wie die bloße hohe Anzahl von Doktoranden Anlass von Sorge und Kritik zu sein braucht, gilt dies für die ersten Jahre der Post-Doc Phase. Auch diese Jahre können individuell und gesellschaftlich erwünschte Investitionen in Höchstqualifikationen sein. Problematisch ist aber, dass das durchschnittliche Lebensalter bei Abschluss der Promotion mit ca. 32 zu hoch ist und dass ein zu hoher Anteil von jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ermutigt wird eine Professur oder eine vergleichbare Tätigkeit im öffentlichen Sektor anzustreben. Ein bis zwei Jahre nach der Promotion strebt

¹⁶ Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs (Fn.7); Statistisches Bundesamt Wiesbaden, Promovierende in Deutschland (Fn. 13).

über ein Fünftel eine Professur oder vergleichbare Tätigkeit an.¹⁷ Problematisch ist daher, dass meist nicht schon früh – spätestens nach drei oder vier Jahren – in Statusgesprächen verabredet wird, ob eine Hochschullehrerlaufbahn realistisch ist und von der jeweiligen Institution unterstützt wird oder nicht.

Ein zentrales Problem der deutschen Universität ist schließlich die weitgehende Fragmentierung der Karrierewege nach der Promotion auf dem Weg zu einer Professur: grundfinanzierte Tätigkeiten an Hochschulen; Mitarbeiterstellen in drittmittelfinanzierten Projekten; Mitarbeiterstellen an außeruniversitären Forschungseinrichtungen; Post-Doc-Stipendien; Leiter von Nachwuchsgruppen; Juniorprofessuren ohne haushaltsgesicherte spätere unbefristete Professur; Tenureprofessuren und Lehrbeauftragte. Diese institutionelle Fragmentierung verhindert die Planbarkeit von wissenschaftlichen Werdegängen und erschwert den Einstieg von Ausländern und den Wiedereinstieg von Rückkehrern aus dem Ausland. Notwendig ist daher eine flächendeckende Einführung von Tenure-Track-Juniorprofessuren als nahezu ausschließlicher Karrierepfad zur Professur. Damit würde die Entscheidung über eine Hochschullehrerlaufbahn vom Lebensalter über 40 in das Lebensalter um 30 verschoben. Dies müsste verbunden sein mit der Abschaffung der Lehrstuhlmitarbeiter und der Einrichtung von ca. zusätzlichen 10.000 Professuren.¹⁸ Wissenschaft als Beruf würde damit endlich zu einer realistischen Perspektive.

17 Kolja Briedis u. a., *Berufswunsch Wissenschaft? Laufbahnentscheidungen für und gegen eine wissenschaftliche Karriere*, Hannover 2014, www.dzhw.eu/pdf/pub_fh/fh-201408.pdf (30.1.2018).

18 Vgl. dazu auch Lundgreen und Specht, Über Größe und Zeitpunkt des Flaschenhalses; Mayer, Zur Lage junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (jew. Fn. 8).

Doktor und Arzt/Ärztin oder Arzt/Ärztin ohne Doktor? Die Besonderheiten der medizinischen Promotion und ihr Beitrag zur wissenschaftlichen Innovation

Die weit überwiegende Zahl der medizinischen Doktoranden beginnt eine medizinische Promotionsarbeit bereits während des Studiums der Human- oder Zahnmedizin und führt sie nach dem Staatsexamen zum Abschluss (Dr. med. bzw. Dr. med. dent.). Diese Besonderheit einer studienbegleitenden Promotion in der Medizin wird von anderen Fakultäten zuweilen als nicht gleichwertig mit der dort erst postgradual erbrachten Promotionsleistung angesehen. Die medizinische Promotion wird als zu wenig wissenschafts- und grundlagenorientiert kritisiert, vor allem wenn es sich um krankheitsorientierte Arbeiten und Therapiestudien handelt. Auch durch den Wissenschaftsrat und die Senatskommission der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) ist in der letzten Zeit wiederholt Kritik angebracht worden, sodass der Medizinische Fakultätentag (MFT) kürzlich in einem Positionspapier für ein strukturiertes Promotionsprogramm und für die Anhebung der wissenschaftlichen Kompetenzvermittlung im Medizinstudium insgesamt eintrat.¹ Diese aktuell geführte Diskussion lässt die Frage aufkommen, ob eine medizinische Promotion für den ärztlichen Beruf heute überhaupt noch zeitgemäß ist und welche Rolle sie für die Innovation in der medizinischen Wissenschaft spielt. Sind Medizinstudierende und Absolventen heute nicht vielmehr an einem kurzen Studium und einer schnellen Weiterbildung zum Facharzt interessiert? Trägt die medizinische Promotion zur Rekrutierung des wissenschaftlich-ärztlichen Nachwuchses in der medizinischen Wissenschaft bei oder kann hierauf am Ende verzichtet werden? Ich werde diese Fragen in dem vorliegenden Aufsatz nicht in allen Bereichen und nicht immer in der gebotenen Tiefe diskutieren können; ich hoffe jedoch, in meinem Beitrag zu vermitteln, dass eine studienbegleitende medizinische Promotion sich in der Vergangenheit bewährt hat und eine unverzichtbare Quelle für die Zukunft der medizinischen Wissenschaft bildet.

1 Medizinischer Fakultätentag (MFT), *Positionspapier. Vermittlung von Wissenschaftskompetenz im Medizinstudium*, Hamburg 2017, www.mft-online.de/files/positionspapier_wissenschaftlichkeit.pdf (30.1.2018).

Ich werde im Folgenden zunächst auf die historische Funktion der medizinischen Promotion für die Erteilung der ärztlichen Berufserlaubnis eingehen, die Bedeutung der Medizinpromotion als Qualifikation für die medizinische Wissenschaft ansprechen und abschließend aktuelle Konzepte für ein strukturiertes Promotionsprogramm in der Medizin vorstellen.

Historische Entwicklung von medizinischer Promotion, Staatsexamen und Approbation

Erste medizinische Promotionen sind an der 1409 neu gegründeten Universität Leipzig bereits seit 1431 nachweisbar.² Nach Heidelberg verfügt Leipzig somit in Deutschland über die längste ununterbrochene Promotionstradition der Medizin. Ein Leipziger Mediziner des 18. Jahrhunderts berichtet in einem Brief über die Anforderungen für eine medizinische Promotion: »ein dreistündiges theoretisches Examen vor allen 7 Facultisten [Fakultätsmitgliedern], vier Lectiones publicae zu verschiedenen medizinischen Sachen halten, ein weiteres praktisches Examen und schließlich die Dissertatio inauguralis«, die vor einem großen Auditorium der Professoren und Akademiker verteidigt werden musste.³ Insgesamt werden neun Schritte bis zur Erteilung des medizinischen Doktorgrades aufgeführt.⁴ Hiervon hat sich bis heute die Dissertationsarbeit als Promotionsleistung mit schriftlichen Gutachten und der mündlichen Verteidigung vor einer Promotionskommission erhalten. Ein sehr schöner historischer Abriss zur Promotionsgeschichte findet sich in der 2006 erschienenen Dissertation von Jens Blecher, »Vom Promotionsprivileg zum Promotionsrecht«,⁵ aus der ich für den folgenden Abschnitt einige Hinweise entnommen habe.

Die Medizinischen Fakultäten hatten über Jahrhunderte das alleinige Recht, mit der akademischen Promotion auch die Berufserlaubnis zur ärztlichen Tätigkeit zu verleihen. Dies war beispielsweise für die erste promovierte

2 Georg Erler, *Die Matrikel der Universität Leipzig*, I. Band 1409–1559, II. Band Die Promotionen von 1409–1559, III. Band Register, Leipzig 1895/1897/1902.

3 Eine treffende humoristische Darstellung der Kandidatenprüfung vor der Fakultät findet sich im Leipziger Museum der Bildenden Künste: Johann Peter Hasenclever (1810–1853), »Hieronymus Jobs im Examen«, 1851 (2. Fassung), Museum der Bildenden Künste, Leipzig (s. Abb. 1).

4 Undatierter Brief (nach 1762), Universitätsarchiv Leipzig, Medizinische Fakultät, A6/9, Bl. 11 und Bl. 12.

5 Jens Blecher, *Vom Promotionsprivileg zum Promotionsrecht: Das Leipziger Promotionsrecht zwischen 1409 und 1945 als konstitutives und prägendes Element der akademischen Selbstverwaltung*, Halle a. d. S. 2006.



Abb. 1: Johann Peter Hasenclever: Kandidat Jobs im Examen, o. J.; Stiftung Sammlung Volmer, Wuppertal.

deutsche Ärztin Dorothea Erxleben die einzige Chance, »bestallt« zu werden. Denn sie hatte gar keine Zeit zu studieren, wäre auch nicht zugelassen worden, musste aber das Doktorexamen qua Promotion nachweisen, um weiter praktizieren zu dürfen.⁶

Das Privileg der Promotionsprüfung in der Medizin wurde hoch vergütet. Promotionsgebühren galten bis in das 19. Jahrhundert hinein als eine wichtige Einnahmequelle. Es entstand eine regelrechte wirtschaftliche Konkurrenz zwischen den Medizinfakultäten, beispielsweise waren die Promotionsprüfungen an anderen Universitäten günstiger (und man war dort manchmal auch etwas großzügiger in der Prüfung) als in Leipzig. Als Resultat nahm die Qualität der medizinischen Promotion ab, was zu einer schlechteren medizinischen Ausbildung mit nachfolgenden Konsequenzen für die ärztliche Versorgung führte. Als Reaktion leitete der Staat Mitte des 18. Jahrhunderts erste Maßnahmen zur Qualitätssicherung der ärztlichen Berufserlaubnis ein. Die damals eingeführten Staatsprüfungen, an denen Professoren der Medizini-

⁶ Florian Steger, *Ein Vorbild: Dorothea Christiana Erxleben (1715–1762)*, Halle a. d. S. 2013 (Hallesche Universitätsreden, Band 6).

schen Fakultäten beteiligt waren (und auch heute noch sind), verdrängten die medizinische Promotion als alleinige Voraussetzung für die ärztliche Tätigkeit und Niederlassung. Diese Staatsprüfungen vor einer Obermedizinalbehörde waren zudem kostengünstiger als die teuren Promotionsprüfungen der Fakultäten. Die Medizinfakultäten versuchten, dieser Entwicklung entgegenzusteuern, indem sie beispielsweise Ausnahmeregelungen für durchgefallene Staatsexamenskandidaten erließen. So konnte man sich in Leipzig bis ins frühe 19. Jahrhundert durch Zahlung einer Kautions von 50 Talern an die Medizinische Fakultät die vorläufige Berufsausübung in Sachsen sichern.⁷ Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts findet sich so noch eine Unterteilung der Mediziner in promovierte Mediziner, nichtpromovierte Chirurgen und in Wundärzte. Letztere »medici practici« hatten keine akademische Ausbildung. Sie durften nur in Ausnahmefällen »innere Krankheiten« behandeln. Erst 1847 wurde per Gesetz die Chirurgie schließlich aus dem Handwerkerstand herausgenommen.⁸ Das komplexe System von außeruniversitären Zulassungsbeschränkungen und Staatsexamina existiert im Kern weiter. So spielt heute die medizinische Promotion für die Erteilung des Rechts der ärztlichen Berufsausübung (Approbation) durch die staatliche Aufsichtsbehörde (Regierungspräsidium) keine Rolle mehr, hier ist nur noch das medizinische Staatsexamen ausschlaggebend. Die Medizinischen Fakultäten sind jedoch in der mündlichen Prüfung des Staatsexamens weiter direkt eingebunden, während das schriftliche Examen (im Multiple-Choice-Prüfungsformat) deutschlandweit zentral durch eine staatliche Behörde vorgegeben und durchgeführt wird. Die Verleihung des medizinischen Doktorgrades ist dagegen bis heute exklusives Privileg der Medizinischen Fakultäten in Deutschland. In einigen Ländern wie in Österreich (Dr. med. univ.) und in den USA (MD) wird nach dem Studium der Humanmedizin ein sogenanntes Berufsdoktorat ohne spezielle Promotionsleistung verliehen. Auch Ungarn macht das beispielsweise so. Voraussetzung ist aber, dass hier eine Diplomarbeit geschrieben wird. Vorteil eines solchen Vorgehens ist, dass jeder Studierende der Humanmedizin eine wissenschaftliche Arbeit in seinem Leben geschrieben haben muss. Ohne Diplomarbeit kein Examen, da dies wie ein »Schein« eine Voraussetzung zur Zulassung zur Abschlussprüfung ist.⁹ In Deutschland gilt der Erwerb eines »Dr. med.« bzw. »Dr.

7 Klaus Wiedemann, *Die Examina der Doktorum Extraneorum*, Dissertation, Leipzig 1966, S. 39.

8 Johannes Baumann, *Die Examina der Wundärzte an der Leipziger Medizinischen Fakultät*, Dissertation, Leipzig 1966, S. 78.

9 Florian Steger, Institut für Geschichte der Medizin, Universität Ulm (persönliche Mitteilung).

med. dent.« dagegen weiter als Nachweis einer selbständigen medizinisch-wissenschaftlichen Qualifikation, die an eine eigene Promotionsleistung gebunden ist.

Ist eine medizinische Promotion heute noch anzustreben?

Die jahrhundertelange Verbindung von Promotion und ärztlicher Berufserlaubnis hat zu einer sprachlichen Gleichsetzung des Doktors und des Arztes geführt. Diese Vermischung des Berufsbilds des Arztes mit dem akademischen Grad des »Dr.med.« bzw. »Dr.med.dent.« lässt die Frage aufkommen, wozu eine Promotion in der Medizin heute überhaupt noch erforderlich ist. Für die Berufsausübung bildet sie ja keine Voraussetzung mehr. Warum werden jedoch an der Medizinischen Fakultät weiter relativ viele Absolventen promoviert? Und dies mit Inkaufnahme einer verlängerten Studienzeit und überwiegend ohne Vergütung, anders als beispielsweise in den Naturwissenschaften.

Verschiedene Interessen und Erwartungen der Studierenden spielen hier eine Rolle: Etwa 10 bis 15 % der Medizinstudierenden entwickeln während des Studiums Interesse für die Wissenschaft und Begeisterung für das Forschen. Sie nehmen für eine wissenschaftlich anspruchsvolle Dissertation zusätzliche zeitliche und finanzielle Belastungen in Kauf. Eine zweite, wohl größere Gruppe strebt den Doktorgrad eher mit Blick auf die Erwartungshaltung künftiger Patienten an, die nur den »Dr.med.« als »vollwertigen« Arzt ansehen. Diese Erwartungshaltung ist jedoch deutlich rückläufig. Als dritter Punkt kommt die Besonderheit ins Spiel, dass eine medizinische Promotionsarbeit bereits während des Studiums begonnen und so als eine Art »Probephase« genutzt werden kann. Es gibt Medizinstudierende, die erst während einer Promotionsarbeit ihr Interesse an der Wissenschaft entdecken. Andere stellen während der Promotionszeit fest, dass dieses wissenschaftliche Interesse an der Forschung nicht vorhanden ist. Dies führt häufig zu einem Abbruch der Dissertation (auch wegen einer manchmal unzureichenden Betreuung). Eine berufsbegleitende Promotionsarbeit nach dem Staatsexamen bleibt dagegen eher die Ausnahme. Dies wäre heute auch bei gutem Willen nur mit einem erheblichen Finanzaufwand und zusätzlichen Stellen zu realisieren.

Eine wachsende Gruppe von Medizinstudierenden strebt jedoch heute erst gar keine wissenschaftliche Promotionsleistung mehr an. Ein früher Studienabschluss in der Regelstudienzeit und die schnelle Spezialisierung in der mehrjährigen Weiterbildungszeit zum »Facharzt« werden für die berufliche Laufbahn als praxisnäher und nachhaltiger angesehen als der akademische Grad des »Dr.med.« oder »Dr.med.dent.«. Zumal die medizinische Behand-

lung durch nichtpromovierte »Doktoren« (aber Fachärzte) in der Bevölkerung mittlerweile allgemein akzeptiert wird und ein fehlender Dokortitel mithin für Ärzte nicht mehr als beruflicher Wettbewerbsnachteil gelten muss.

Bildet die medizinische Promotion eine Triebfeder für die Forschung?

Eine wichtige Rolle der medizinischen Promotion ist es, bei den Studierenden bereits früh Begeisterung für wissenschaftliches Arbeiten zu wecken. Aus meiner Zeit als Fachkollegiat der DFG weiß ich, dass Sachmittelhilfeanträge (die eigentliche Exzellenzförderung der DFG) junger Ärztinnen und Ärzte sowie Anträge für Auslandsstipendien im Abnehmen begriffen sind. Hier muss die medizinische Promotion stärker eine Rolle als Triebfeder für die spätere medizinische Forschung einnehmen. Sicher ist der Rückgang forschungsinteressierter Ärztinnen und Ärzte u. a. auch dem wirtschaftlichen Druck geschuldet, der heute auf den Universitätskliniken und Fakultäten lastet. Eine freie medizinische Forschung wird immer schwieriger und verliert an Attraktivität. Dies überträgt sich auch auf die notwendige Betreuung der medizinischen Doktoranden. So entsteht ein Teufelskreis aus schlecht betreuten Promotionsarbeiten, Motivationsverlust bei Doktoranden und Betreuern sowie letztlich einem Qualitätsverlust in der medizinischen Forschung und medizinischen Versorgung. Es sind daher bereits während des Studiums und in den nachfolgenden Weiterbildungszeiten an den Universitätskliniken dringend »geschützte Zeiträume« zu fordern, die ohne Nachteil für die Studierenden und weiterzubildenden Ärztinnen bzw. Ärzte qualitativ hochrangige und kompetitive medizinische Forschung ermöglichen sollten. Nur wissenschaftlich kompetente und forschungsinteressierte Ärztinnen und Ärzte können die patientenorientierte Forschung und medizinische Entwicklung erfolgreich voranbringen. Hierzu bildet eine wissenschaftlich anspruchsvolle Promotionsleistung eine zwingende Voraussetzung und zugleich Hilfe. Die zunehmende Diversifizierung der medizinischen Forschung erfordert zweifellos die Einbindung naturwissenschaftlicher, mathematischer, sozialwissenschaftlicher und zum Teil auch geisteswissenschaftlicher Disziplinen auf gleicher Augenhöhe. In Leipzig wird dies durch eine enge Interaktion zwischen den Fakultäten vorbildlich praktiziert. Die Schrittmacherfunktion für die medizinische Forschung muss jedoch aus der klinisch-ärztlichen Beobachtung, dem Verständnis der Pathophysiologie von Krankheiten, der Präventionsmedizin und dem Ziel einer patientenorientierten Therapie entstehen. Die DFG hat die zunehmend prekäre Mangelsituation der forschenden Ärztinnen bzw. Ärzte erkannt und fördert aktuell

den Auf- und Ausbau integrierter Forschungs- und Weiterbildungsprogramme für Clinician Scientists in den Universitätsklinika.¹⁰ Hierdurch wird sich auch die Betreuungssituation und Qualität medizinischer Promotionen während des Medizinstudiums verbessern. Exemplarisch wurden diese neuen Forschungs- und Weiterbildungsstrukturen im Leipziger Integrierten Forschungs- und Behandlungszentrum der Medizinischen Fakultät und des Universitätsklinikums Leipzig (IFB) bereits erfolgreich etabliert.

Kritik an der wissenschaftlichen Qualität der medizinischen Promotion

Die Medizin steht von Anfang an im Wettbewerb mit anderen Fakultäten um die knappen Ressourcen der Wissenschaftsförderung. Die Konkurrenzsituation hatte in der Frühzeit der Universität aber durchaus auch außerwissenschaftliche Gründe. So beanspruchten die Juristen lange das Primat vor allen anderen Fakultäten, was sogar zu bewaffneten Auseinandersetzungen um den Vorrang bei der Fronleichnamsprozession führte.¹¹ Von diesen historischen Standesdünkeln sind wir glücklicherweise weit entfernt, es geht heute vielmehr um die Diskussion der wissenschaftlichen Promotionsleistung, die nachvollziehbar – und im guten universitären Sinn – auch neu und »grenzüberschreitend« sein sollte. Die Anforderungen an die wissenschaftliche Qualität einer medizinischen Promotion sind umstritten. Ist die Aufarbeitung eines Therapieverlaufs mit Konsequenz für künftige Therapieentscheidungen im wissenschaftlichen Niveau vergleichbar hoch einzuschätzen wie beispielsweise die experimentelle Laborarbeit zur Aufklärung einer medizinisch relevanten Genvariante? Ich bin der Überzeugung, dass klinische Forschung und Grundlagenforschung in der Medizin nicht als Gegensätze gesehen werden dürfen, sondern sich gegenseitig verbinden und stärken müssen. Das Fachgebiet der Medizin ist breit gefächert und umfasst in einer aktuellen Definition des Medizinischen Fakultätentags die systematische Ordnung alles gesicherten, naturwissenschaftlich basierten Wissens über Gesundheit und Erkrankungen des Menschen, ihrer Ursachen, der evidenzbasierten Diagnose, Therapie und Prävention. Hinzu kommen relevante Wissensbereiche unter anderem aus der Psychologie, Soziologie, Ethik,

10 Deutsche Forschungsgemeinschaft, »Auf- und Ausbau integrierter Forschungs- und Weiterbildungsprogramme für Clinician Scientists in der Universitätsmedizin« (Information für die Wissenschaft Nr. 4, 15.1.2018), http://www.dfg.de/foerderung/info_wissenschaft/2018/info_wissenschaft_18_04/index.html (30.1.2018).

11 Blecher, Vom Promotionsprivileg zum Promotionsrecht (Fn. 5), S. 65–66.

Geschichte, Didaktik, und der Gesundheitsökonomie. Weiter werden grundlegende Methoden der Laboranalytik, Bildgebung, Statistik, Bioinformatik und Ingenieurwissenschaften vermittelt. Ziel des Medizinstudiums, in dem eine medizinische Promotion eingebettet bleiben muss, ist somit, die Studierenden so auszubilden, dass sie neue Erkenntnisse in die medizinische Systematik einordnen und kritisch hinterfragen sowie selbst neue Erkenntnisse generieren können.¹² Die Medizin ist per se keine »reine« Wissenschaft, sondern beinhaltet auf Grund der diversen Phänomenologie von Gesundheit und Krankheit des Menschen neben ihrer naturwissenschaftlichen Basis immer auch die Empirie der Patientenbeobachtung und des Krankheitsverlaufs sowie Empathie und Aspekte der Ethik. Medizin ist letztlich eine Handlungswissenschaft. Und so muss ein Arzt immer auch die eigene Erfahrung in den Kontext des medizinischen Wissens einordnen.¹³ Die letzte Bundesregierung hat am 31.3.2017 in einem »Masterplan Medizinstudium 2020«¹⁴ das hohe Niveau der medizinischen Ausbildung und den national und international guten Ruf der in Deutschland ausgebildeten Ärztinnen und Ärzte anerkannt. Es wird jedoch auch gesehen, dass neben einer Vermittlung praktischer medizinischer Kompetenzen das Erlernen wissenschaftlichen Arbeitens künftig mehr gefördert werden muss. So wird das Ziel formuliert, wissenschaftlich qualifizierte Ärzte auszubilden, »indem der routinierte Umgang mit wissenschaftlichen Konzepten und Methoden bereits während der Ausbildung systematischer vermittelt wird«. Auch der Wissenschaftsrat sieht in seinen *Empfehlungen zur Weiterentwicklung des Medizinstudiums* die Notwendigkeit, die Studierenden zu befähigen »individuelle Lösungen für die medizinischen Probleme ihrer Patientinnen und Patienten zu finden und evidenzbasiert«¹⁵ umzusetzen. Diese Anforderungen des Wissenschaftsrates beziehen sich auf eine bereits novellierte Ausbildungsordnung, die auch die wissenschaftliche Qualität einer medizinischen Promotionsarbeit steigern wird. So sollen forschungsbasierte Lehrformate zur

12 Vgl. Deutsche Forschungsgemeinschaft, *Empfehlungen der Senatskommission für Klinische Forschung. Strukturierung der wissenschaftlichen Ausbildung für Medizinerinnen und Mediziner*, o. O. 2010, www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/geschaeftsstelle/publikationen/medizinausbildung_senat_klinische_forschung.pdf (30.1.2018).

13 MFT, Vermittlung von Wissenschaftskompetenz (Fn. 1).

14 Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), *Masterplan Medizinstudium 2020*, o. O. 31.3.2017, www.bmbf.de/de/masterplan-medizinstudium-2020-4024.html (30.1.2018).

15 Wissenschaftsrat, *Empfehlungen zur Weiterentwicklung des Medizinstudiums in Deutschland auf Grundlage einer Bestandsaufnahme der humanmedizinischen Modellstudiengänge*, Dresden 2014 (Drs. 4017–14), Absatz II.2, www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/4017-14.pdf (30.1.2018).

Einübung selbständiger Problemlösungen und Wissensgenerierung auch longitudinal in das medizinische Curriculum eingebaut werden. Hierzu zählt auch die obligate Durchführung einer Forschungsarbeit zur selbständigen Problemlösung mit wissenschaftlichen Methoden und unter Anwendung guter wissenschaftlicher Praxis.¹⁶

Die Novellierung einer strukturierten Promotion ist ein wichtiger Schritt, um die medizinische Promotion in ihrer Qualität zu steigern und allgemein auf ein mit den naturwissenschaftlichen Fächern vergleichbar hohes Niveau zu bringen. Eine Erhöhung der Qualität und verbesserte akademische Akzeptanz der medizinischen Promotion würde auch dem Qualifizierungswunsch der Studierenden entgegenkommen, die sich bewusst für eine Promotion entscheiden und sich wissenschaftlich engagieren wollen. Durch die medizinische Promotion wird bereits im Studium der Motor der wissenschaftlichen Neugier geweckt, um später die medizinische Forschung mit eigenen Ideen anzutreiben. Die Medizinische Fakultät der Universität Leipzig unterstützt seit langem und erfolgreich das Ziel einer im Peer-Review-Verfahren begutachteten Publikationspromotion (als Erstautor oder gleichberechtigter Co-Autor), damit ein Doktorand mit einer international nachweisbaren Arbeit später leichter eine wissenschaftliche Laufbahn in seiner Weiterbildungszeit aufbauen kann. Als (oft) erste Publikation ist eine Promotion für junge Medizinabsolventen auch der unverzichtbare Qualifikationsnachweis für einen Postdoc-Aufenthalt zur weiteren wissenschaftlichen und medizinischen Qualifizierung im Ausland, der aufgrund der sehr langen Weiterbildungszeit später kaum mehr zu realisieren ist.

Welche Rolle spielt die medizinische Promotion für die Innovation in der Medizin?

Das medizinische Wissen wird sich im Jahr 2020 alle 73 Tage verdoppeln.¹⁷ Der rasante Zuwachs beruht auf wissenschaftlichen Erkenntnissen der Grundlagenwissenschaften, angewandter Forschung und erfahrungsbasierten medizinischen Erkenntnissen im Umgang mit dem kranken Menschen. Die medi-

16 Medizinischer Fakultätentag, *Positionspapier. Strukturierte Promotion und wissenschaftliche Ausbildung in der Medizin*, Berlin 2016, www.mft-online.de/files/positionspapier_strukturierte_promotionen_final.pdf (30.1.2018).

17 James T. McDeavitt, »Medical Education: Toy Airplane or Stone Flywheel?«, in *Wing of Zock*, 23.12.2014.

medizinische Forschung ist *sui generis* auf den Nutzen für den kranken Menschen und seine Gesunderhaltung ausgerichtet. Der vielstrapazierte Begriff »Innovation« in der Medizin induziert fast reflexhaft eine Erwartungshaltung für die schnelle Heilung oder einfache Vorbeugung von Krankheiten. Dass die Marketingabteilungen von Arzneimittelfirmen auch kleinste Wirkungen als Sensation verkaufen, macht die medizinische Forschung nicht freier. Auf der anderen Seite engt das für den Patienten nützliche Sicherheitsstreben einer evidenzbasierten Medizin, in der alles statistisch belegt und in Metaanalysen bestätigt werden soll, die Forschung weiter ein. Dies erschwert es der medizinischen Forschung heute, auch Pfade außerhalb eines von Nützlichkeitsdenken und Budgetplanung verplankten Weges zu gehen. Hypothesenfreie Untersuchungen, wie beispielsweise genomweite Populations- und Patientenstudien, werden wegen ihrer hohen Kosten und limitierter medizinischer Anwendbarkeit kritisch gesehen. Doch der medizinische Fortschritt ist oft durch Zufälle und Beobachtung einen großen Schritt nach vorne gekommen, genannt sei nur die berühmte Zufallsentdeckung des Penizillins, der cholesterinsenkenden Statine aus verschimmeltem Reis sowie die in einem Pilz der Osterinseln gefundenen Stoffe der Immunabwehr, die heute für die Transplantationsmedizin unverzichtbar sind.

Die medizinische Forschung und damit auch die medizinische Promotion sind überwiegend nützlichkeitsorientiert. Eine Standardformulierung zum Abschluss fast jeder medizinischen Promotionsarbeit und jedes Förderantrags ist die »zu erwartende Innovation in der Diagnostik oder Therapie«. Die Zeiten des berühmten Biochemikers Otto Warburg, der 1921 (10 Jahre vor seinem Nobelpreis) die Nachfrage der damaligen »Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft« (heute die Deutsche Forschungsgemeinschaft) zur Begründung einer umfangreichen Fördersumme über seine Sekretärin wie folgt beantworten ließ: »Antrag: Ich benötige 10.000 (zehntausend) Mark. Otto Warburg«, sind lange vorbei.¹⁸ Die ökonomischen Zwänge in der Forschung und die gewünschte In-Aussichtstellung von Innovation und klinischer Anwendung bei Drittmittelanträgen und Promotionen sind verständlich, führen aber möglicherweise zu der Gefahr, der »Findung des Neuen entgegenzuwirken«, wie dies der Präsident des Schweizerischen Wissenschafts- und Innovationsrats Gerd Folkers in einem provokanten wissenschaftskritischen Essay ausführte.¹⁹ Er identifiziert

18 Willem H. Koppenol, Patricia L. Bounds und Chi V. Dang, »Otto Warburg's contributions to current concepts of cancer metabolism«, in *Nature Reviews Cancer* 11 (2011), S. 325–337, www.nature.com/articles/nrc3038 (30.1.2018).

19 Gerd Folkers, »Wissenschaft in Gefahr. »Den Fressnapf der Forscher verschoben«, in *Spiegel-Online*, 10.10.2012, www.spiegel.de/wissenschaft/medizin/forschung-warum-

die Überbetonung des Nützlichen als ein Grundproblem der aktuellen Forschung: »anstatt die Risiken des radikal Neuen zu suchen, präsentieren viele Forschungsprojekte unendliche Optimierungen des bereits Gefundenen«. In der Tat ist diese »Optimierung des Gefundenen« Ziel vieler medizinischer Dissertationen und Forschungsvorhaben, die sich mit Therapieverläufen und Leitlinien beschäftigen. Mit Blick auf die medizinische Anwendung sind dies jedoch sehr wertvolle Arbeiten, die die Sicherheit und Präzision der medizinischen Behandlung für den Patienten verbessern. Andererseits werden gerade solche krankheitsorientierten Studien als wissenschaftlich nicht so hochstehend angesehen wie eine experimentelle Arbeit der Grundlagenforschung. Dieser immer wieder konstruierte Gegensatz zwischen Grundlagenforschung und angewandter klinischer Forschung in der Medizin ist fehlleitend, da er eine unterschiedliche wissenschaftliche Wertschätzung von neuen Erkenntnissen impliziert. So gibt es viele Erkenntnisse der Grundlagenforschung, die zum Teil erst nach Jahrzehnten ihren Weg in die klinische Medizin gefunden haben. Andererseits entstehen aus der klinischen Beobachtung am Patienten und dem unterschiedlichen Verlauf von Krankheit, Heilung und Gesunderhaltung wesentliche Fragen, die nur in Verbindung zur Grundlagenwissenschaft beantwortet werden können. Ein Medizinstudierender muss daher heute von Beginn seines Studiums an für die wissenschaftliche Bewertung neu hinzukommenden Wissens und die In-Frage-Stellung etablierten Wissens ausgebildet werden. Aufgrund des ständigen Wissenszuwachses ist ein »lebenslanges Lernen« notwendig. Hier setzt auch die medizinische Promotion an, die die Medizinstudierenden bereits früh mit wissenschaftlichem Arbeiten und dem kritischen Umgang mit selbstgenerierten Erkenntnissen vertraut macht. Eine postgraduale Promotion, wie dies in anderen natur- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen üblich ist, kommt in der Medizin zu spät, da wissenschaftsbasiertes Denken und Handeln auch für die spätere Berufsqualifizierung bereits im Studium erlernt und überprüft werden müssen. Dies ist während der langjährigen Weiterbildungsphase zum Facharzt nur noch sehr eingeschränkt möglich. Ein strukturiertes Promotionsprogramm ist in dieser zeitlich voll ausgefüllten Weiterbildungszeit nicht mehr möglich.

der-utilitarismus-die-freiheit-der-forschung-bedroht-a-860141.html (30.1.2018), siehe auch Gerd Folkers, »Freiheit in der Forschung«, in *Die Pharmazie* 7 (2013), http://academia-engelberg.ch/wp-content/uploads/2015/05/0-freiheit_in_der_forschung.pdf (30.1.2018).

Novellierung der Promotionsphase in der Medizin

Die vom Medizinischen Fakultätentag in einem Konzeptpapier vorgeschlagene neue Strukturierung der medizinischen Promotionsleistung kann entscheidend dazu beitragen, die Grundlagen wissenschaftlichen Arbeitens im Studium weiter zu verankern und dem wissenschaftlichen Nachwuchs den Erwerb von praktischen und theoretischen Kenntnissen in der molekularen, biomedizinischen wie auch in der patientenorientierten Forschung zu ermöglichen, unabhängig von der fachlichen und thematischen Ausrichtung der Promotion (molekular, epidemiologisch, patientenorientiert, medizinethisch, medizinhistorisch etc.).²⁰

Im Beschlusstext zum »Masterplan Medizinstudium 2020«²¹ wurde auch die Novellierung der Approbationsordnung für Ärzte (ÄApprO) angekündigt. Die Vermittlung wissenschaftlicher Kompetenzen sollte strukturell im Curriculum des Medizinstudiums verankert werden. Hierfür sollte der § 1, Abs. 1, Satz 4 der ÄApprO um das Lernziel »wissenschaftliche methodische Basis der medizinischen Fächer« erweitert werden.²² Der Medizinische Fakultätentag hat die jüngsten Empfehlungen der Senatskommission der DFG und des Wissenschaftsrats²³ aufgegriffen und Vorschläge zur Ausgestaltung der Promotionsphase vorgelegt. Die aktuellen Positionskonzepte des MFT fasse ich im Folgenden kurz zusammen.²⁴

Für die Bearbeitung eines wissenschaftlichen Forschungsprojekts im Rahmen einer medizinischen Promotion ist während des Studiums für mindestens neun Monate eine ganztägige Tätigkeit in einem wissenschaftlich ausgewiesenen Forschungsbereich vorgesehen, die ihre Fortsetzung in den folgenden Semestern ergänzend zu dem regulären Medizin-Studium-Programm finden sollte. Hiervon kann je nach fachlicher Erfordernis der Promotionsarbeit und nach Vorkenntnissen abgewichen werden. Die Qualität der Promotion ist an dem tatsächlichen Erkenntnisfortschritt und der internationalen Sichtbarkeit

20 MFT, Vermittlung von Wissenschaftskompetenz (Fn. 1).

21 BMBF, Masterplan Medizinstudium 2020 (Fn. 14).

22 Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften e. V. (AWMF), *Stellungnahme zur Wissenschaftlichkeit des Medizinstudiums*, o.O. 26.11.2014, www.awmf.org/fileadmin/user_upload/Stellungnahmen/Aus-_und_Weiterbildung/Stellungnahme_AWMF_Wiss.Medizinstudium_26112014-1.pdf (30.1.2018).

23 Wissenschaftsrat, *Anforderungen an die Qualitätssicherung der Promotion*, Positionspapier, o.O. 2011 (Drs. 1704-11), www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/1704-11.pdf (30.1.2018).

24 MFT, Vermittlung von Wissenschaftskompetenz (Fn. 1) und MFT, Strukturierte Promotion (Fn. 16).

der Ergebnisse zu beurteilen. Als Mindestvoraussetzung für den erfolgreichen Abschluss der Promotion ist künftig eine Co-Autorenschaft in einer Zeitschrift mit Peer-Review-Begutachtungsverfahren oder zumindest die aktive Teilnahme an einer internationalen wissenschaftlichen Konferenz nachzuweisen. Neben der Bearbeitung des Forschungsprojekts ist die wissenschaftliche Ausbildung in Form theoretischer Lehrveranstaltungen und Trainingsprogramme obligater Bestandteil strukturierter Promotionsprogramme. Diese Leistungen können studienbegleitend über den gesamten klinischen Studienabschnitt erbracht werden. Sofern Studierende keine Promotion anstreben, ist gleichwohl eine Projektarbeit von klar zu definierendem Umfang als Element einer wissenschaftlichen Ausbildung obligat im Curriculum vorzusehen. Eine solche Projektarbeit dient vor der Zulassung zum letzten Staatsexamen als Nachweis der Befähigung zur selbständigen Problemlösung mit wissenschaftlichen und mit Blick auf ethische Fragen auch mit geisteswissenschaftlichen Methoden. Hierdurch wird nicht nur die Qualität der medizinischen Promotion als wissenschaftliche Leistung angehoben, sondern die wissenschaftliche Kompetenzvermittlung in der medizinischen Ausbildung insgesamt gestärkt werden.

Zusammenfassung

Die Nützlichkeitsorientierung einer evidenzbasierten Medizin ist prägendes Element der medizinischen Wissenschaft und somit auch der medizinischen Promotion. Diese Anwendungsorientierung der Medizin kann zu einer Einengung der Forschungsfreiheit führen, daher ist eine frühe Vermittlung wissenschaftlicher Kompetenz und kritischen Denkens im Medizinstudium erforderlich. Medizinische Promotionen dienen dem Prozess des »lebenslangen Lernens« und der kritischen Einordnung neuen und eigengenerierten Wissens in die Medizin. Die Promotion soll die Begeisterung für die medizinische Wissenschaft und Forschungsfreiheit wecken. Es hat sich dazu über Jahrhunderte positiv bewährt, die medizinische Promotionsarbeit bereits während des Studiums zu beginnen. Diese Besonderheit der studienbegleitenden Promotion ist gerade mit Blick auf die Zukunft der medizinischen Forschung unverzichtbar. Es ist jedoch zweifellos erforderlich, kontinuierlich an der Qualitätssicherung der Promotion und insgesamt an der Verbesserung der wissenschaftlichen Kompetenzvermittlung im Rahmen des Medizinstudiums zu arbeiten. Hierzu soll an den Medizinfakultäten ein strukturiertes Promotionsprogramm zur verbesserten Vermittlung wissenschaftlicher Kompetenzen und zur Vertiefung wissenschaftlichen Arbeitens studienbegleitend etabliert werden. Zusätzlich sollen wissenschaftliche Kritikfähigkeit und Methodenkompetenz

auch für Medizinstudierende, die nicht promovieren wollen, künftig stärker in das Curriculum eingebunden werden. Diese Maßnahmen werden zur erhöhten Wertschätzung des wissenschaftlichen Niveaus der medizinischen Promotionsleistung und zur verbesserten internationalen Anerkennung der akademischen Grade »Dr. med.« und »Dr. med. dent.« beitragen. Die studienbegleitende medizinische Promotion wird auch in Zukunft unverzichtbar bleiben, um den für die wissenschaftliche Entwicklung der Humanmedizin dringend benötigten ärztlichen Nachwuchs für neue Entdeckungen und Innovationen aus klinischer und biomedizinischer Forschung zu gewinnen.

Promovieren und betreuen

Die Akademien-Stellungnahme *Promotion im Umbruch* behandelt vornehmlich strukturelle und Statusfragen. Mit dem konkreten Prozess des Promovierens befasst sie sich nur zurückhaltend, was wesentlich der Textsorte »Akademien-Stellungnahme« geschuldet ist. Ein Punkt, an dem diese Zurückhaltung etwas durchbrochen wird, ist die Betreuung. Favorisiert wird hier die herkömmliche mentorbetreute Promotion, nicht ausgeschlossen die strukturierte Promotion, wobei sich zu letzterer Risikoanzeigen notiert finden. Empfohlen werden die vielerorts bereits üblichen Betreuungsvereinbarungen.¹

Das damit thematisierte Problem ist, dass manche Promovierende sich unzulänglich betreut fühlen. Andere indes leiden, umgekehrt, unter zu viel betreuender Zuwendung. Was in einer Akademien-Stellungnahme (an der der Autor beteiligt war) schlecht zu verhandeln ist, sind die Idiosynkrasien, die dem Promovieren als sozialem Prozess auch innewohnen (können). Befreit von der Verpflichtung auf die spezielle Textsorte lässt sich dazu aber nun etwas nachtragen, das lediglich anekdotische Evidenz beanspruchen kann und sich die Freiheit leiser Ironie leistet.

Zwei Voraussetzungen liegen zugrunde. Erstens: Man muss nicht promovieren, um glücklich, erfolgreich, wohlhabend oder all dies zusammen werden zu können. Vielmehr muss, wer promoviert, es mit heftiger Ergriffenheit von seinem Thema wollen. Zweitens: Fasst man das Promovieren als erste Phase wissenschaftlicher Tätigkeit – und nicht als dritte Phase des Studiums – auf,² dann handelt es sich dabei um einen Vorgang, in dem sich zweifelsfrei Erwachsene mit wechselseitigem Respekt begegnen. Der Respekt schließt die Akzep-

1 Nationale Akademie der Wissenschaften Leopoldina, acatech – Deutsche Akademie der Technikwissenschaften, Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Federführung: Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig) (Hg.), *Promotion im Umbruch*, Halle a. d. S. 2017, S. 36–39, https://www.leopoldina.org/uploads/tx_leopublication/2017_Promotion_im_Umbruch.pdf (30.1.2018).

2 So votiert auch die Stellungnahme *Promotion im Umbruch* (Fn. 1), S. 23.

tanz ein, dass Promovend³ und Betreuerin⁴ unterschiedliche Rollen einnehmen und differenzierte Erwartungen aneinander haben. Diese sind nicht nur nicht einheitlich, sondern auch nicht zu vereinheitlichen.

Verschattete Idylle

Abweichend von dominanten Wahrnehmungen ist das Promovieren nicht allein ein einsamer und entsozialisierender Prozess, der einseitige Interessen befestigt, dabei merkwürdige Verhaltensweisen hervorbringen und Spleene fördern kann. Vielmehr ist Promovieren in wenigstens einer Hinsicht auch ein Prozess, der von sozialer Interaktion geprägt ist: nämlich derjenigen zwischen dem Promovierenden und der Doktormutter. Die idealtypische Vorstellung davon ist ein wenig romantisch. Akademischer Schüler und akademische Lehrerin befinden sich danach in einem gegenseitig befruchtenden Austausch, der durch Regelmäßigkeit gekennzeichnet ist und in dem beide voneinander profitieren: der eine von der forscherschen Erfahrung und methodischen Routiniertheit der anderen, die andere von der intellektuellen Unverbrauchtheit und produktiven Provokanz des einen.

Allein: Diese Idylle ist verschattet. Der akademische Betriebsstress führt zu permanenten Terminschwierigkeiten zwischen Promovend und Betreuerin, ungenügend besprochenen Exposés, ungelesenen Kapiteln, Paniklektüren durch die Doktormutter kurz vor der geplanten Dissertationseinreichung, die dann plötzlich zu dutzenden Nachbearbeitungswünschen führen, usw. usf. So die Klage zahlloser enervierter Doktoranden.

Die Häufigkeit dieser Klagen ist meist nicht dadurch begründet, dass Betreuerinnen nur mäßig an Thema, Person oder Fortgang der Arbeit interessiert wären (so etwas gibt es selbstredend auch). Vielmehr fühlen sich Promovenden unzulänglich betreut, weil für sie die Promotion im Mittelpunkt einer meist oder – abhängig vom Fach – mindestens dreijährigen Lebensphase steht, während diese Promotion für die Betreuerin eine mehr oder minder aufmerksamkeitserheischende Aktivität unter vielen ist. Daher kann die Betreuung grundsätzlich nie die vom Promovierenden gewünschte Intensität erreichen.

3 Gemeint ist im Weiteren immer auch die Promovendin.

4 Gemeint ist im Weiteren immer auch der Betreuer.

Kritische Phasen und Ausdauerleistung

Promovieren ist wie fliegen. Wirklich kritische Phasen gibt es zwei: den Start und die Landung. Dazwischen rumpelt man, je nach Antriebsart und Wetterlage mehr oder weniger komfortabel, durch die Luft und schrubbt Kilometer. Manchmal geht es, beim Fliegen wie beim Promovieren, durch eine Schlechtwetterfront, da muss man stoisch bleiben und Kurs halten. Mitunter führt der Weg durch ein Wolkenfeld, man sieht nichts, weiß aber, dass die Richtung stimmt – vorausgesetzt, die Navigationsinstrumente (Kapitelgliederungen) funktionieren. Öfter aber ist man über den Wolken. Das sind die Phasen, in denen der Fliegende (der Promovierende) in die Sphären der Erhabenheit gelangt. Verführerisch lockt zugleich der Gedanke, wenn man sich jetzt fallen ließe, würden einen die Wolken sanft und weich auffangen. Doch die Vernunft schaltet sich ein und sagt, was Sache ist: man fiele durch, die Festigkeit ist nur Illusion. Ganz selten gibt es auch Luftlöcher, kurzer Absturz, großer Schrecken, abruptes Ende des freien Falls, das bleibt im Gedächtnis.

Start und Landung aber, wie gesagt, sind die eigentlichen Herausforderungen. Bei größeren Maschinen ist eine Kopilotin dabei. Bei großen wissenschaftlichen Arbeiten auch. In den beiden kritischen Phasen ist diese auch ganz bei der Sache. Während des langen Fluges aber lässt die Aufmerksamkeit nach. Da muss man sich dann etwas einfallen lassen, damit Munterkeit und gute Laune erhalten bleiben.

Was kennzeichnet eine geschickte Navigation des Promotionsfluges, welche die Kopilotin, also Promotionsbetreuerin, munter und bei Laune hält? Erstens gilt, wie bei jeder pädagogischen Bemühung: Ein Erziehungsziel muss bestimmt werden. Das heißt hier: Der Promovierende muss für sich die Frage beantworten, ob eher viel Hilfestellung gewünscht wird oder allzu viel Hineinreden vermieden werden soll.

Die jeweils gegebene Betreuungsintensität ist sowohl steiger- als auch reduzierbar. Dafür aber tragen beide eine gemeinsame Verantwortung. Die der Betreuerin liegt auf der Hand. Doch auch der Promovierende sollte seine Betreuerin durch ein gleichsam pädagogisch geschicktes Agieren zu einem optimalen Betreuungsverhalten führen. Zum Geschick gehört dabei, diese Bottom-up-Pädagogik nicht spürbar werden zu lassen bzw. nur so weit, wie das die Betreuerin amüsiert. Es geht also darum: Die zielgerichtete fachliche Betreuung sollte durch den zu Betreuenden zielgerichtet sozial betreut werden.

Die eine Variante erfordert, aufmerksamkeitssteigernde Techniken einzusetzen, die andere verlangt aufmerksamkeitsmindernde Techniken. Doch weder das eine noch das andere sollte die Betreuerin allzu deutlich merken. Die Aussicht auf zu intensive Zuwendungswünsche kann ebenso die Laune ver-

derben wie das Gefühl, eigentlich nicht gefragt zu sein. Deshalb gilt zweitens, gleichfalls wie in jeder anderen pädagogischen Bemühung: nicht überfordern und nicht unterfordern. Promotionsbetreuerinnen möchten spüren, gebraucht zu werden, aber sie möchten nicht von anderen Dingen, die sie unter Umständen doch mehr interessieren, abgehalten werden.

Diese Gratwanderung des Promovierenden ist umso heikler, je weiter weg das Promotionsthema von den aktuellen Forschungsgegenständen der Betreuerin ist. Es gilt dann herauszufinden, ob das Promotionsthema dennoch ein besonderes Interesse berührt. Entammt das Thema jedoch dem Kernbereich der Forschungsaktivitäten der Betreuerin, ist eher mit Interventionsfreudigkeit zu rechnen. Der Promovend muss also das eigene Bedürfnisprofil und das der Betreuerin bestimmen, beide abgleichen und dann die richtigen Instrumente zur Weckung oder Dämpfung von Aufmerksamkeit und Zuwendung wählen.

Um die Intensität der Aufmerksamkeit zu steuern, gibt es ein vergleichsweise einfaches Mittel. Es beruht darauf, dass die Betreuerin einerseits den Fortschritt der Arbeit sehen möchte, andererseits wenig Zeit hat. Denn Professorinnen sollen ja vieles zugleich tun: exzellente Forschung wie vorzügliche Lehre betreiben, begeistert in der akademischen Selbstverwaltung mitarbeiten, dynamisches Netzwerkmanagement und Drittmiteleinwerbungen vollbringen, Projekte leiten, sich hinreichend fintenreich gegenüber der Hochschulverwaltung zeigen, gelassen und kompetent in der Mitarbeiterführung sein, dazu souveräne Instrumentalisten auf allen alten und neuen Medien, sich als kognitive Innovateure wie auch unablässige Erzeuger öffentlicher Resonanz und nimmermüde Übersetzer wissenschaftlicher Fragestellungen auf gesellschaftliche Relevanzbedürfnisse hin erweisen.

Den Fortschritt seiner Arbeit dokumentiert der Promovend vor allem durch geschriebenen Text. Dessen Präsentation seitens des Promovenden entscheidet wesentlich über das Lektüerverhalten der Betreuerin.

Dämpfung der Leseneigung

Sollen die Einreden der Doktormutter gering gehalten werden, ist das allzu intensive Lesen eher zu verhindern. Das lässt sich geschickt fördern: immer alles komplett schicken, was man schon geschrieben hat, inklusive angefangener Kapitel, mittenrein notierter kruder Stichwortsammlungen, an sich selbst adressierter Arbeitshinweise usw. Dies sollte mit dem einladenden Hinweis versehen werden, ganz besonders intensiv habe man zuletzt an den Unterkapiteln 14.8.2.12. bis 16.4.3.9. gearbeitet (aber keine Seitenzahlen angeben, das

würde das Ausdrucken erleichtern!). Dies führt recht zuverlässig dazu, dass die genauere Inaugurscheinnahme erst einmal verschoben wird. Und wenn dann doch irgendwann der Vorsatz zur Lektüre gefasst werden sollte, ist mit hoher Wahrscheinlichkeit die E-Mail nicht mehr auffindbar.

Ebenso lektüredämpfend wirkt die umfängliche Präsenz der Betreuerin im Literaturverzeichnis, völlig unabhängig davon, ob die dort angegebenen Titel tatsächlich im eigenen Text verarbeitet wurden. Noch der flüchtigste professorale Blick auf ein beliebiges Manuskript übersieht nicht den eigenen Namen in den Quellennachweisen. Geht es um ein Promotionsvorhaben, verbindet sich damit eine Beruhigung: Hier scheint, sagt sich die Doktormutter, der betreuende Aufwand schon deshalb gering gehalten werden zu können, weil der Doktorand ja die wesentlichen Texte bereits gefunden habe – und was er von mir, so beruhigt sie sich weiter, bereits gelesen hat, muss ich ihm ja nicht noch einmal mündlich erzählen.

Der häufigere Fall ist aber wohl, dass Promovierende nicht weniger, sondern mehr Aufmerksamkeit der Betreuerin wünschen. Wie lässt sich diese erlangen?

Stimulation der Leseneigung

Wie oben erwähnt, zeichnet sich die Hochschullehrerrolle durch erhebliche Komplexität aus. Überforderung ist daher professionstypisch und wird noch dadurch gesteigert, dass sie zu überspielen ist. Um herauszufinden, wie unter solchen Umständen Aufmerksamkeit zu erlangen ist, gilt es deshalb zunächst, individuelle Eigenheiten und Talente der Betreuerin zu identifizieren.

Die professorale Ästhetin etwa ist blank entsetzt, wenn die zugesandten Texte nicht vernünftig formatiert sind. Die Lust, diese zu lesen, ist dann entsprechend. Die Pedantin schrecken Rechtschreibfehler ab. Da sollte man vorher die Rechtschreibprüfung über den Text laufen lassen. Die eher theoretisch interessierte Betreuerin freut sich wohl über Grundlagenkapitel, ist aber dankbar, wenn der Promovend für die anwendungsorientierten Kapitel andere Gesprächspartner sucht und findet. Manche Betreuerinnen kennen sich in den Details des Promotionsthemas nicht so intensiv aus. Sie sind daher angetan, wenn sie gebeten werden, eher etwas zur Richtung der Argumentation zu sagen als zu den Einzelheiten der Argumentationsschritte.

Die Berücksichtigung dieser individuellen Vorlieben kann dann mit einigen Techniken, welche die Leseneigung stimulieren, verbunden werden. So ist es sinnvoll, den Dissertationstext zu portionieren. Es ist unklug, einmal im halben Jahr 100 Seiten zum Lesen oder auch nur »zum Drüberfliegen«

zuzuschicken. Aller acht Wochen ein Kapitel zu senden, erhöht die Chance, dass es gelesen wird, und sei es in der Stunde vor der verabredeten Konsultation.

Jeder Zusendung an die Betreuerin die Gliederung der Gesamtarbeit beizufügen, macht den systematischen Zusammenhang nachvollziehbar, in den sich das oder die aktuell verschickten Kapitel einordnen. Im Unterschied zum Promovenden ist die Betreuerin nicht jeden Tag mit der Promotionsarbeit befasst und daher ist ihr nicht zwingend deren Systematik gegenwärtig. Hinzu tritt: Durch regelmäßige Zusendung der Gliederung kann sich der Doktorand die fortwährenden Änderungen und Umgruppierungen seiner Arbeit gleichsam unter der Hand akkreditieren lassen.

Nie sollte der Doktorand davon ausgehen, dass die Betreuerin die ihr bisher zugeschickten Materialien griffbereit habe. Der Hinweis »vgl. hier Kapitel 4 (im Februar zugeschickt)« produziert nur ein schlechtes Gewissen bei der Doktormutter. Sie wird sich unter Umständen weder an die Zusendung noch an den Inhalt des Kapitels erinnern und ihr möchte auch im Augenblick partout kein Ort einfallen, an dem sie jetzt das Kapitel suchen könnte. Falls auf frühere Kapitel Bezug genommen wird, sind diese also besser immer noch einmal mitzuschicken (dabei aber auch erwähnen, dass sie der Betreuerin schon einmal zugegangen waren – falls die Doktormutter dann doch besser organisiert ist als angenommen werden durfte).

Das gleiche Kapitel dagegen sollte niemals in unterschiedlichen Bearbeitungsstadien mit der Aufforderung zur wiederholten Lektüre gesendet werden. Betreuerinnen, welche die Zeit haben, zweimal oder noch öfter das gleiche Kapitel zu lesen, müssen in anderen Hinsichten so wenig nachgefragt sein, dass genau dies Anlass für ein Nachdenken darüber sein sollte, ob es sich wirklich um die richtige Betreuerin handle. Stattdessen lässt sich bei einer wiederholten Zusendung eines Kapitels eine kurze Zusammenfassung geben, wie darin die aus der Erstlektüre resultierenden Anregungen der Betreuerin aufgenommen worden sind. Eine farbige Markierung geänderter Textstellen kann auch hilfreich sein.

Im Übrigen ist es immer sinnvoll, Kapitelübersendungen durch Thesenpapiere zu ergänzen, um Aufmerksamkeit zu gewinnen. Es ist dann recht wahrscheinlich, dass die Betreuerin nur das Thesenpapier liest, aber die alternative Option wäre häufig, dass gar nichts gelesen wird. Die Doktormutter fühlt sich ebenso eingeschlossen wie nicht überfordert.

All dies garantiert nichts, aber es erhöht die Chancen auf betreuende Zuwendung. Die Interaktion von Doktorand und Doktormutter sollte jedenfalls als gegenseitige Doppelbetreuung aufgefasst werden, in die auch der Promovend ein wenig Energie, Zeit und soziale Klugheit investiert. Was herauskommen

kann, ist eine gute Platzierung im aufmerksamkeitsökonomischen Haushalt der Betreuerin. Besonders souverän ist es, wenn sich beide Seiten über solche Techniken der Kommunikation zu Beginn verständigen. Das mag sinnvoller sein, als eine formale Betreuungsvereinbarung mit Regularien zu überfrachten, die gegenseitige Überforderungssituationen programmieren.

Berichte & Notizen

Marie Ulrike Jaros

Die Reformation: Fürsten – Höfe – Räume

Bericht zur internationalen Tagung der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig vom 31. Oktober bis 4. November 2016

Ein Jahr vor dem 500-jährigen Reformationsjubiläum 2017 veranstaltete die Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig eine internationale Tagung, die dem Verhältnis von politischer Herrschaft und Reformation gewidmet war.¹ Die inhaltliche Ausrichtung erhielt ihren Impuls von dem an der Akademie angesiedelten Forschungsprojekt »Briefe und Akten zur Kirchenpolitik Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen 1513 bis 1532«, daher stand das deutsche Territorialfürstentum im Mittelpunkt. Berücksichtigt wurden aber auch diejenigen europäischen Länder, die eine zur deutschen Fürstenreformation analoge Entwicklung aufwiesen. Gemäß den Forschungsschwerpunkten der Akademie wurden nicht nur allgemein- und kirchenhistorische Fragestellungen betrachtet, sondern auch Aspekte der Kunst- und Musikgeschichte sowie der Kultur- und Sprachgeschichte einbezogen.

Eröffnet wurde die Tagung mit einer Sektion zu den Reformationsfürsten der ersten Generation, in der die Voraussetzungen für die Einführung der Reformation, das Vorgehen verschiedener Landesherren und die Schwierigkeiten, auf die sie dabei stießen, beleuchtet wurden. Im Auftaktvortrag verglich Stefan Michel (Leipzig) die Positionen der Brüder Friedrich und Johann von Sachsen. So trete im Falle Johanns die Hinwendung zu Luther und die Förderung der Reformation nur allzu deutlich zutage. Die Einstellung Kurfürst Friedrichs hingegen sei wesentlich schwieriger zu fassen, da er einerseits für den Schutz Luthers eintrat, sich aber andererseits am Kaiser orientierte. Mit der Umsetzung der Reformation in Hessen unter Landgraf Philipp I., dem Großmütigen, der den sächsischen Fürsten eng verbunden war, und der Spaltung des Landes

1 Die Reformation: Fürsten – Höfe – Räume, Internationale wissenschaftliche Tagung der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig vom 31. Oktober bis 4. November 2016, Programm und Rückblick unter <https://www.saw-leipzig.de/de/aktuelles/tagung-die-reformation-fuersten-hoeefe-raeume> (30.1.2018). Im Franz Steiner Verlag ist bereits der gleichnamige Tagungsband erschienen: *Die Reformation. Fürsten, Höfe, Räume*, hg. von Armin Kohnle und Manfred Rudersdorf unter Mitarbeit von Marie Ulrike Jaros (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte, Band 42), Stuttgart 2017. XII + 497 Seiten, 64 Abbildungen, Festeinband.

nach dessen Tod befasste sich Manfred Rudersdorf (Leipzig). Die Unterschiede zur sächsischen Reformation standen hier ebenso zur Debatte wie das Bestreben des Landgrafen, im Geiste gesamtprotestantischen Denkens die Einheit der Augsburger Konfessionsverwandten zu erhalten. Auch Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach war schon früh bestrebt, die Reformation in seinem Einflussbereich (Ungarn, Schlesien, Franken) zu stärken, war in der Umsetzung jedoch ebenfalls durch den Widerstand der Stände bzw. die kaiserliche Politik eingeschränkt, wie Reinhard Seyboth (München/Regensburg) herausstellte. Der von Almut Bues (Warschau) gehaltene Vortrag nahm den Bruder Markgraf Georgs, Herzog Albrecht von Preußen, Hochmeister des Deutschen Ordens, in den Blick. Dieser stieß in seinem Territorium auf keinen nennenswerten Widerstand gegen die Umsetzung der Reformation und unterstützte auf vielfältige Weise, etwa durch die Beförderung des Druckes reformatorischer Schriften, die Einrichtung von Schulen oder die Aufnahme geflohener Evangelischer, wofür er allerdings lebenslang mit der Reichsacht gestraft wurde. Mit Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg stellte Arnd Reitemeier (Göttingen) den letzten Fürsten dieser Reihe vor. Anhand des von ihm gewählten Beispiels wurde ein weiterer Punkt, der die landesherrliche Beförderung der Reformation erschweren konnte, deutlich, nämlich die durch eine desolate Finanzlage verursachte Abhängigkeit von den Landständen und die damit einhergehenden beschnittenen innenpolitischen Möglichkeiten.

Die zweite Sektion richtete den Fokus auf das Handeln der fürstlichen Akteure im Spannungsfeld von religiösen Überzeugungen und politischen Handlungsspielräumen. Hier wurde das fürstliche Amt zunächst von Armin Kohnle (Leipzig) aus reformatorischer und sodann von Steffen Schlinker (Würzburg) aus rechtshistorischer Sicht erörtert. Kohnle näherte sich seiner Thematik auf Grundlage der Schriften Luthers, Müntzers und Calvins und fragte nach deren Einstellung zum Fürsten, zu dessen Rechten und Pflichten, zu seinem Verhältnis zur kirchlichen Gewalt sowie zur Gehorsamspflicht der Untertanen. Die Zwillingstellung des Fürsten als Glied des Reiches einerseits und »imperator in territorio suo« andererseits betonte Schlinker. Er verwies für diese Entwicklung auf die Rezeption des römischen Rechts, aus der zu Beginn der Reformation ein Verständnis von einem den anderen Herrschaftsformen übergeordneten Fürstentum resultiert habe. Auf diesen Ausführungen zur Rolle des Fürsten aufbauend beschrieb Enno Bünz (Leipzig) die Ausweitung der Herrschaft auf inhaltliche kirchliche Belange durch die Einführung des landesherrlichen Kirchenregiments. Vor allem am Beispiel Kursachsens machte er deutlich, wie neue Institutionen geschaffen wurden und durch die Integration der Kirche der frühmoderne Staat eine beträchtliche Stärkung erfuhr. Martina Schattkowsky (Dresden) machte darauf aufmerksam, dass die Frühzeit der Reformation auch

den Fürstinnen neue Freiräume eröffnete. Dies verdeutlichte sie mit der Betrachtung der sächsischen Fürstinnen Herzogin Elisabeth, Kurfürstin Anna und Kurfürstin Magdalena Sibylla, die – nicht immer in Übereinstimmung mit ihren Ehemännern – die Frömmigkeit zum Gegenstand ihres politischen Handelns machten. Wiederholt wurde im Anschluss darauf eingegangen, ob man analog zum Begriff des Reformationsfürsten auch von Reformationsfürstinnen als neuem Typus sprechen könne. Welchen Anteil eine weitere Akteursgruppe an der sogenannten fürstlichen Politik hatte, hinterfragte Christoph Volkmar (Magdeburg) und hob dabei im Speziellen auf die Rolle der fürstlichen Räte ab, ging aber auch auf die Theologen und die Landstände ein. Die anschließende Diskussion betraf besonders das Gewicht der Theologen an den fürstlichen Entscheidungen, das – obwohl eher indirekter Natur – nicht unterschätzt werden dürfe.

Die folgenden beiden Sektionen waren der Kunst und Kultur vorbehalten und machten die interdisziplinäre Ausrichtung der Tagung besonders deutlich. Der Beitrag von Naima Ghermani (Grenoble) konzentrierte sich auf die Gattung des Ehepaarbildnisses, dessen Produktion während der Reformationszeit eine starke Konjunktur aufwies. Ghermani führte dies auf die Neubewertung der Ehe zurück, die sich beispielsweise darin spiegle, dass nun zu den Eigenschaften, derer ein Fürst bedurfte, auch die Ehefähigkeit zählte, und die nach dem Vorbild Luthers und Katharina von Boras in Zyklen von Ehepaarbildnissen repräsentativ dargestellt werden sollte. Mit den stilistischen Differenzierungen von Luthers Briefprosa in deutscher Sprache befasste sich Hans Ulrich Schmid (Leipzig) und konnte deutliche Unterschiede zwischen der privaten und der Fürstenkorrespondenz herausarbeiten, womit er zahlreiche weiterführende Fragestellungen anregte. Einen im weiteren Sinne damit zusammenhängenden Aspekt thematisierte Klaus Bochmann (Halle a. d. S.), indem er den Einfluss der Reformation auf die Schriftsprachen in Europa in den Blick nahm. Zwar habe es in vielen Ländern schon volkssprachliche Schrifterzeugnisse vor der Reformation gegeben, doch habe diese – im Zusammenspiel mit dem Buchdruck – sowohl die Anzahl als auch das inhaltliche Spektrum dieser Schriften stark erweitert. Der Musik der frühen Reformationszeit und der mit ihr verbundenen Person des »reformatorischen Urkantors« Johann Walter wandten sich die Ausführungen Christoph Krummachers (Leipzig) und Jürgen Heidrichs (Münster) zu. Das Spannungsfeld, in dem sich der Hofkapellmeister Walter bewegte, zwischen dem ernestinischen Hof in Torgau und der dortigen städtischen Oberschicht sowie dem albertinischen Hof in Dresden, seine Tätigkeitsfelder in konfessionell unterschiedlich ausgerichteten Umgebungen und die daraus resultierenden Wissenskonflikte, wurden von Krummacher beleuchtet. Heidrich hingegen stellte ein einzelnes Werk Walters, das »Geist-

liche Gesangbuchlein« (1524), in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Seinen Überlegungen zufolge habe das Buch zunächst außerhalb des Gottesdienstes Anwendung gefunden, vorrangig in den lateinischen Schulen, von wo aus das Liedgut über die Schüler verbreitet wurde. Somit habe es wohl dem Zweck gedient, das reformatorische Gedankengut präsent zu machen bzw. zu verankern. Welchen Anteil die Fürstenschulen an der blühenden Musiklandschaft in den wettinischen Landen um die Mitte des 16. Jahrhunderts trugen, veranschaulichte Stefan Menzel (Weimar) am Beispiel des Cantus figuralis sehr eindrücklich. Eine weitere Perspektive fügte Stefan Bürger (Würzburg) hinzu, indem er für den Zeitraum des späten 15. bis zum ausgehenden 16. Jahrhundert die Beziehungen zwischen Sakral- und Profanbauten in ihrer architektonischen Ausgestaltung präsentierte und neue Strömungen und Ansprüche herausarbeitete.

In der anschließenden Sektion wurden die Gegner der Reformation in den Blick genommen. Den Auftakt bildete das Haus Wettin, dessen zwei Linien ein gegensätzliches Verhältnis zu Luther unterhielten. Auf der Grundlage der Korrespondenz zwischen Herzog Georg von Sachsen und den ernestinischen Kurfürsten zeigte Christian Winter (Leipzig), dass es dabei zwar häufig zu Konflikten kam, diese aber befristet blieben. Daneben bestanden eine von dynastischer Solidarität gekennzeichnete familiäre Verbundenheit und ein Zusammenwirken in reichspolitischen Fragen fort. Zum endgültigen Bruch kam es erst vor dem Hintergrund der offenen Nachfolge im Herzogtum Ende der 1530er Jahre. Wie sehr die Reformation bzw. deren Bekämpfung die Amtszeiten Karls V. und Ferdinands I. prägten, war Thema des Vortrages von Martina Fuchs (Wien). Im Vergleich zu seinem Bruder Karl habe Ferdinand auf diesem Gebiet den größeren Pragmatismus bewiesen, was ihm letztendlich auch die Anerkennung seines Kaisertums seitens beider Konfessionen eintrug. Ausgehend von der verfassungs- und kirchenrechtlichen Doppelstellung der Reichsbischöfe (*spiritualis* und *saecularis*) und den daraus entstehenden Herausforderungen während der Reformationszeit analysierte Eike Wolgast (Heidelberg) Reaktionen verschiedener Bischöfe, die Entwicklung in den Diözesen sowie den gesellschaftlichen Umgang mit den neu entstandenen Spannungsfeldern. In eine Fernzone der kaiserlichen Politik begab sich Wolfgang Huschner (Leipzig), der den Konflikt zwischen Heinrich V. und Albrecht VIII. in Mecklenburg und Pommern beleuchtete. In anschaulichen Fallbeispielen entwarf er ein vielfältiges Panorama für den von spezifischen Interessen geleiteten Umgang mit der konfessionellen Spaltung in verschiedenen Orten des Territoriums.

Die Reformation ohne Fürsten war der sechsten Sektion vorbehalten. Hier unterstrich zunächst Uwe Schirmer (Jena) die Rolle der Landstände bei der Einführung der Reformation in Kursachsen, die ihm zufolge bereits ab 1521 vor Ort von regionalen Herrschaftsträgern mitgestaltet wurde, bevor sich die

Ernestiner öffentlich zum neuen Glauben bekannten. Für das Verständnis der Entwicklung in den Städten sei es laut Olaf Mörke (Kiel) unabdingbar, nicht nur deren Status als beispielsweise Reichs- oder Hansestädte in den Blick zu nehmen, sondern auch deren Umfeld und die auf sie wirkenden Interessen zu betrachten. Hierbei dürften dennoch die innerstädtischen Akteure – wie auch in der Diskussion akzentuiert wurde – nicht vernachlässigt werden. Mit völlig anderen Voraussetzungen als im Reich mit seinem einheitlichen Kirchensystem, verbreitete sich die Reformation in Ostmitteleuropa, wo die einzelnen Gemeinden das Kirchenwesen organisierten, wie Joachim Bahlcke (Stuttgart) aufzeigte. Durch die Vielzahl der hier ausgeprägten religiösen Ausrichtungen sei die Durchschlagskraft des Protestantismus hier auch geringer ausgefallen, da er nicht die einzige Alternative zum Katholizismus darstellte.

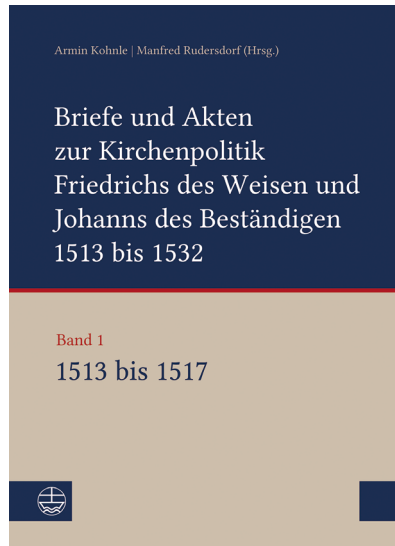
Die letzte Sektion schließlich wandte sich der Fürstenreformation außerhalb des Reiches zu und schaute nach Skandinavien und in die Niederlande. Tarald Rasmussen (Oslo) betonte die frühe und eindeutige Bindung Dänemarks unter Christian III. und seinem Sohn Friedrich an die lutherische Lehre und die enge Verbindung zu Wittenberg. Er thematisierte die Motive und Strategien des Königs zur Umsetzung der neuen Lehre sowie dessen Verhältnis sowohl zum Kaiser als auch zum Calvinismus. Mit der Ausbreitung der Reformation in Schweden befasste sich Otfried Czaika (Oslo) und identifizierte als Katalysator für die Hinwendung Gustav Wasas zum Luthertum das Blutbad von Stockholm. Für das junge schwedische Königtum habe die Reformation eine Möglichkeit der Legitimierung nach innen und außen dargestellt. Die letztendlich gescheiterte Politik Wilhelms von Oranien in den Niederlanden wurde von Nicolette Mout (Leiden) erörtert. Der sich schließlich dem Calvinismus zuwendende Monarch habe versucht, mit Hilfe eines Religionsfriedens die konfessionelle Pluralität seines Herrschaftsbereiches zu organisieren, habe aber die aus dem Reich adaptierten politischen Mittel nicht erfolgreich umsetzen können.

Gleich zwei Abendvorträge bereicherten das ansehnliche Tagungsprogramm. Thomas Kaufmann (Göttingen) reflektierte zunächst den Begriff der Lutherischen Konfessionskultur, bevor er sich mit der Buch- und Bildpolitik der ernestinischen Herzöge sowie dem Siegelring Luthers zwei Aspekten dieser Konfessionskultur widmete, die beide eine Politisierung der Religion widerspiegeln. So hätten die Ernestiner den Verlust politischer Macht durch bildliche Darstellungen, die eine besondere Nähe zu Luther betonten, zu kompensieren versucht. Der Siegelring hingegen sei Luther vom ernestinischen Kurfürsten Johann Friedrich geschenkt worden, gelangte dann aber in den Besitz des Albertiners Johann Georg, der diesen angeblich zeitlebens trug, und sei als Symbol des Übergangs der Kurwürde von der ernestinischen auf die albertinische Linie verstanden worden. Nach der »Fähigkeit der Kunst zur Subversion« fragte

Jürgen Müller (Dresden), indem er sich exemplarisch einigen Bildern der Reformationszeit zuwandte, in denen er verschiedene Codes sichtbar machte, die gegen die antikisierenden Ideale der Renaissance polemisierten. Dabei werde mit weit verbreiteten Motiven gespielt und bewusst eine Unsicherheit bei der Identifizierung einkalkuliert, deren semantisches Potential erst durch den Betrachter ausgeschöpft und durch den Rezeptionsvorgang aktualisiert werden musste.

Standen in den sieben Sektionen die Fürsten sowie die von ihnen gestalteten Strukturen im Zentrum, so wurde in den intellektuellen, höfischen, städtischen und ständischen Eliten auch weiteren Akteuren des Gestaltungsprozesses der ihnen gebührende Raum gegeben. Gegner der Reformation wurden ebenso berücksichtigt wie Varianten des Verlaufs neben der Fürstenreformation im deutschen wie im europäischen Raum. Wiederholt wurde der Fürst als treibende Kraft hinter der Umsetzung der Reformation herausgestellt, dabei aber gleichzeitig die Frage nach dem Funktionieren der Reichs- sowie der neu eingerichteten Institutionen aufgeworfen. Gerade durch die interdisziplinäre Ausrichtung wurde auch die Bedeutung der Reformation als Kommunikations-, Medien- und Bildungsereignis betont. Im Anschluss an die einzelnen Vorträge entspannen sich zum Teil sehr rege Diskussionen, sodass die Konferenz auch ihrem Auftrag als Ort des Austauschs gerecht wurde. Die Beiträge der Tagung waren derart ausgewählt, dass sie einen repräsentativen Schnitt durch die aktuelle Forschung lieferten und dabei allgemein nachvollziehbar sehr differenzierte Aspekte beleuchteten und neue Ansätze in die Diskussion einbrachten. Diese Ergebnisse der Tagung verdichtete Manfred Rudersdorf (Leipzig) in einer thesenartigen Zusammenfassung. Der knapp 500-seitige Tagungsband *Die Reformation: Fürsten – Höfe – Räume*, herausgegeben von Armin Kohnle und Manfred Rudersdorf, ist 2017 als Band 42 der *Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte* im Franz Steiner Verlag erschienen.²

2 Vgl. Fn. 1.



Briefe und Akten zur Kirchenpolitik Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen 1513 bis 1532. Reformation im Kontext frühneuzeitlicher Staatswerdung.

Band 1: 1513–1517

Herausgegeben von Armin Kohnle und Manfred Rudersdorf, bearbeitet von Stefan Michel, Beate Kusche und Ulrike Ludwig unter Mitarbeit von Vasily Arslanov, Alexander Bartmuß und Konstantin Enge, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2017. 566 Seiten, Festeinband

Das im Jahr 2014 begonnene Akademieprojekt »Briefe und Akten zur Kirchenpolitik Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen« legt nach nur vier Jahren Bearbeitungszeit den ersten von vier geplanten Bänden vor. Band 1 deckt den Zeitraum von 1513 bis 1517 ab, mithin die fünf dem Thesenanschlag Martin Luthers unmittelbar vorausgehenden Jahre. Die vorreformatorische Kirchenpolitik der ernestinischen Fürsten, Friedrichs des Weisen und seines jüngeren Bruders Johanns des Beständigen, seit der Verwaltungsteilung (Mutschierung) von 1513 in einem Auftaktband umfassend zu dokumentieren, war unerlässlich, um Kontinuitäten und Brüche in ihrem kirchenpolitischen Handeln über das Epochenjahr 1517 hinweg abzubilden.

Die Reformation war über ihr genuin theologisches Anliegen hinaus von Beginn an eng mit den Fragen politischer Herrschaft und staatlicher Administration verbunden. In besonderer Weise steht hierfür das Kurfürstentum Sachsen, das aufgrund seiner Stellung als Ausgangsland der Reformation zum

paradigmatischen, vielfach nachgeahmten Modell der Durchführung von Reformation in anderen Territorien und Ländern wurde. Die Wittenberger Reformation und die gestaltend eingreifende Kirchenpolitik der ernestinischen Herrscher bieten den besonderen Glücksfall, dass auf der Basis einer reichen Überlieferung Prozesse von grundsätzlicher Relevanz nachvollzogen werden können. Unter Kirchenpolitik wird dabei ein weites Handlungsfeld der territorialen Obrigkeit verstanden, das eine gezielte Beeinflussung kirchlicher Angelegenheiten und Institutionen ebenso umfasst wie ein Reagieren auf einzelne Konfliktfälle, die an die Landesherrschaft herangetragen wurden.

Die Instrumentarien beim Umgang mit kirchenpolitischen Problemen wurden schon in vorreformatorischer Zeit ausgebildet. In den Jahren vor der Reformation bedeutete dies konkret die gezielte Förderung von Klosterreformen durch die Landesfürsten, die Zurückdrängung der geistlichen Gerichtsbarkeit, die Besetzung von kirchlichen Stellen sowie die Interaktion mit Bischöfen und Domkapiteln. Der Ausbau des Wittenberger Allerheiligenstifts zu einem sakralen Zentrum des ernestinischen Kurfürstentums war ein besonderes Anliegen des Kurfürsten Friedrich und wurde in den Jahren vor 1517 mit großer Intensität und hohem finanziellen Einsatz betrieben. Das in der Forschung immer wieder einmal diskutierte »vorreformatorische landesherrliche Kirchenregiment« wird in der Edition empirisch völlig neu unterfüttert. Das Funktionieren von Administration und staatlichem Handeln lässt sich auf kaum einem anderen Feld auf der Basis einer ähnlichen Quellendichte nachvollziehen wie auf dem Feld der Kirchenpolitik.

Die in Band 1 präsentierten, aus insgesamt 24 Archiven geschöpften 658 Texte, die zum größten Teil den Quellentypen »Briefe« und »Akten« zuzurechnen sind, waren bisher mit wenigen Ausnahmen unbekannt. Da für die folgenden Bände mit einer stetig zunehmenden Quellenmasse zu rechnen ist, unterzieht schon Band 1 das zu edierende Material einer strengen Bewertung. Geboten wird eine Mischung aus Regesten und Volltexten, wobei die buchstabengetreue Edition den inhaltlich wichtigsten Stücken vorbehalten bleibt. Die Texte sind untereinander durch ein Verweissystem verknüpft und zurückhaltend mit Kommentaren versehen. Die gedruckte Edition wird von einer elektronischen Ausgabe begleitet, die mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung die in der Printausgabe enthaltenen Texte und Regesten für die Öffentlichkeit zugänglich machen wird (<http://bakfj.saw-leipzig.de>).

In den folgenden Bänden wird zu beobachten sein, inwiefern sich die Handlungsfelder fürstlicher Kirchenpolitik durch die frühe Reformation veränderten – oder gegenüber der vorreformatorischen Zeit unverändert blieben. Die vom Projekt bereits erfassten, zur Edition vorgesehenen Quellenbestände lassen heute aber schon erkennen, dass sich die Intensität des kirchenpolitischen

Handelns der ernestinischen Fürsten durch das öffentliche Auftreten Martin Luthers und die sich daraus ergebenden Probleme dramatisch erhöhten. Neben der Institutionalisierung der Reformation tritt auf diese Weise gleichermaßen die Vernetzungsdichte der agierenden Personen, der Theologen, Juristen und bestallten Amtsträger exemplarisch hervor. Für den Ausbau des evangelischen Kirchenwesens ist dies im Kontext der frühneuzeitlichen säkularen Staatswerdung von zentraler Bedeutung.

Armin Kohnle und Manfred Rudersdorf



Charlotte von Stein – Schriftstellerin, Freundin und Mentorin

Herausgegeben von Elke Richter und Alexander Rosenbaum

Supplemente zu den PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica

Herausgegeben von der Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv, der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz. De Gruyter, Berlin/ Boston 2018

Obgleich ihr Name in zahlreichen Publikationen Erwähnung findet, obwohl ihr Lexikonartikel und Biographien gewidmet sind, wird *Charlotte von Stein* noch immer meist nur im Bezug zu Goethes Leben und Werk wahrgenommen. Auch wenn die Freundschaft mit ihm ihre geistige und künstlerische Entwicklung nachhaltig prägte und sie ohne diese Beziehung heute wohl nur noch wenigen bekannt wäre, führte sie kein Leben »aus zweiter Hand« und ist nicht zu reduzieren auf ein Dasein als »Goethes Muse« oder »Goethes Bildungserlebnis«. Neben ihren Repräsentationspflichten als Angehörige des Hofadels und Frau des herzoglichen (Ober-)Stallmeisters, oblagen Charlotte von Stein die Organisation und Planung des Haushalts in Weimar und Kochberg und die Sorge für die Erziehung der Kinder, das Wohlergehen ihres Ehemanns sowie weiterer Familienmitglieder und Freunde. In keiner Phase ihres Lebens aber beschränkte sich ihr Betätigungsfeld auf diese traditionell weiblichen Rollen. Literarisch gebildet und geistig eigenständig, trat sie selbst als Autorin hervor,

verfasste Dramen, Erzählungen und Gedichte, zeichnete und musizierte, trieb botanische Studien, interessierte sich für Gesteinskunde, Astronomie, Philosophie und das Zeitgeschehen. Als Hofdame der Herzoginmutter Anna Amalia (bis 1764), als enge Vertraute der jungen Herzogin Louise, befreundet mit Herzog Carl August, Christoph Martin Wieland, Caroline und Johann Gottfried Herder, Charlotte und Friedrich (von) Schiller sowie lebenslang verbunden mit dem Prinzenerzieher, Übersetzer, Dichter und Goethe-Freund Carl Ludwig von Knebel, war Charlotte von Stein eine der zentralen Figuren im Weimar des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Bezeichnenderweise ist sie im Unterschied zu anderen Freundinnen Goethes nicht mit ihrem Vornamen, etwa als »Lotte« oder gar »Lottchen«, in die Literatur eingegangen, sondern als »Frau von Stein«. Dieser zwar einen gewissen Respekt bezeugende, zugleich aber Distanz wahrende Name, erscheint symptomatisch für das Verhältnis der Nachwelt zu ihrer Person. Als eine der »widersprüchlichsten Erscheinungen« in der deutschen Literaturgeschichte hat Susanne Kord sie in der Einleitung zur Neuausgabe der Steinschen Werke bezeichnet.¹ Ein stärkeres Bemühen, Charlotte von Stein als eigenständige, von ihrer Beziehung zu Goethe unabhängige Persönlichkeit zu würdigen, setzte erst in den 1990er Jahren ein. Dies ging einher mit der Wiederentdeckung ihrer literarischen Werke, die man bis dahin entweder gar nicht oder allenfalls als Schlüsseltexte und Goethe-Persiflagen zur Kenntnis genommen hatte.

Anlässlich des 275. Geburtstages von Charlotte von Stein im Jahr 2017 präsentierte das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar in einer Kabinettausstellung Erinnerungsstücke, Werkmanuskripte, Briefe und Bildnisse aus den Beständen der Klassik Stiftung Weimar, des Freien Deutschen Hochstifts/Frankfurter Goethe-Museum und des Deutschen Literaturarchivs Marbach. Begleitend zur Ausstellung widmete sich eine internationale Tagung der Persönlichkeit und dem Werk Charlotte von Steins im zeithistorischen Kontext. Ausstellung und Tagung stehen im Zusammenhang mit der Arbeit an der historisch-kritischen Gesamtausgabe von Goethes Briefen, zu der der Band ein Supplement bildet. Insgesamt haben sich mehr als 1.700 Briefe Goethes an Charlotte von Stein erhalten, so viele wie an keine andere Person. Die Briefe erscheinen nach und nach im Rahmen der Gesamtausgabe, neu ediert nach den Handschriften und erstmals umfassend wissenschaftlich erläutert. Für den Kommentar werden neben der Sekundärliteratur auch bislang ungedruckte handschriftliche Quellen herangezogen, was zur Neubewertung der Persön-

1 Charlotte von Stein: Dramen (Gesamtausgabe). Hrsg. und eingeleitet von Susanne Kord (Frühe Frauenliteratur in Deutschland. Hrsg. von Anita Runge. Bd. 15). Hildesheim, Zürich, New York 1998, S. V.

lichkeit der Adressatin und ihres Verhältnisses zu Goethe führt. Die Ergebnisse der bisherigen Recherchen sind u. a. in die einleitende Erläuterung zur Korrespondenz Goethes mit Charlotte von Stein aus den Jahren 1776 bis 1779 eingeflossen; auf dieser Einführung beruht der den Band eröffnende Beitrag von Elke Richter. Grundlage für die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Person und dem Werk Charlotte von Steins ist ihr Nachlass, von dem sich größere Teile in öffentlichen Archiven und Bibliotheken befinden, darunter im Goethe- und Schiller-Archiv. Vor allem dieser Nachlassteil wird in einem nachfolgenden Beitrag vorgestellt, an den sich die Faksimile-Edition von Charlotte von Steins frühem Dramolett *Rino* anschließt, dessen lange verschollene Handschrift im Frühjahr 2017 für das Archiv erworben werden konnte.

Im zweiten Teil folgen die Tagungsbeiträge und ergänzende Aufsätze zu den thematischen Schwerpunkten. Den Auftakt bilden drei Beiträge zur »Schriftstellerin Charlotte von Stein«, die sich jeweils einem ihrer Dramen zuwenden. Gaby Pailer stellt am Beispiel der *Zwey Emilien* (1803), der originellen dramatischen Adaption einer englischen Romanvorlage, Fragen nach den Strategien weiblicher Autorschaft und geht auf die ungewöhnliche Publikationsgeschichte dieses einzigen zu Lebzeiten Steins gedruckten Werkes ein. Die Transformation eines antiken Stoffes untersucht Ariane Ludwig anhand der Tragödie *Dido* (1794/95), die sich durch den souveränen Umgang mit den literarischen Quellen und deren produktive Aneignung auszeichnet. Ausgehend vom vieldeutigen Titel des Lustspiels *Neues Freiheits-System oder die Verschwörung gegen die Liebe* (1798/1799) weist Linda Dietrick die (komischen) Bezüge zum Freiheitsbegriff der Französischen Revolution, zum botanischen System Carl von Linnés und der Fichteschen Wissenschaftslehre nach.

Der Schwerpunkt »Weibliche Briefkultur« ist nicht allein der Briefschreiberin Charlotte von Stein gewidmet, sondern stellt diese in das Umfeld der zeitgenössischen Epistolografie. Der Verflochtenheit verschiedener Ebenen epistolarer Netzwerke spürt Jörg Paulus am Beispiel einiger Briefe Charlotte von Steins an Knebel nach, die als Teil der erst im späteren 19. Jahrhundert entstandenen »Sammlung Culemann« im Stadtarchiv Hannover neue »Assemblagen« konstituieren. *Versuch über die Liebe im ständischen Zeitalter* überschreibt Ulrike Leuschner ihre vergleichende Analyse zweier »empfindsamer« Liebesbriefwechsel, die auf unterschiedliche Weise Gattungsgrenzen sprengen und den Funktionswechsel des Mediums im ausgehenden 18. Jahrhundert veranschaulichen. Anhand der Briefe Charlotte von Steins an Charlotte von Schiller geb. von Lengefeld untersucht Helga Meise Lektüregewohnheiten und mediale Funktionszusammenhänge von Buch und Brief sowie die Möglichkeiten und Paradoxien weiblichen Schreibens. Neben den Ausleihjournalen der Herzoglichen Bibliothek in Weimar sind es vor allem die Briefe an Knebel, aus denen

Annette Mönnich Aufschlüsse über die Art und den Umfang der *Lektüren* Charlotte von Steins gewinnt. Beeindruckend ist die Spannweite ihrer literarischen Interessen, die sich keineswegs auf deutsche Autoren oder bestimmte Genres beschränken, sondern die französischen Aufklärer, philosophische, naturkundliche und historisch-politische Schriften ebenso umfassen wie die antike Literatur.

Unterschiedliche wissenschaftliche Fragestellungen kennzeichnen auch die Beiträge zum Thema »Soziale Handlungsräume«. Ausgehend von der Differenz zwischen »Hofdame« und »Dame am Hof« charakterisiert Stefanie Freyer die Rolle Charlotte von Steins am Weimarer Hof zwischen 1760 und 1820 als die einer »machtvolle[n] Maklerin fürstlicher Gunst«, der es auf ungewöhnliche Art gelingt, beide Handlungsspielräume zu verknüpfen. Anja Stehfest stellt Charlotte von Steins 1803 unternommene Schlesienreise in den sozialhistorischen Kontext der Frauenreisen um 1800 als Ausdruck weiblicher Selbstbehauptung und Form der Emanzipation. Die Rollen als Ehefrau und Mutter untersucht Yvonne Pietsch auf Grundlage der mehr als 300 im Goethe- und Schiller-Archiv überlieferten Briefe Charlotte von Steins an ihren jüngsten Sohn Friedrich. Während das Verhältnis zu Josias von Stein im Wesentlichen den in adligen Konvenienzen üblichen Beziehungen entsprach, bestand zumindest zum jüngsten Sohn eine besondere Nähe und emotionale Bindung, die über das gesellschaftlich zuge dachte Maß einer Mutter-Kind-Beziehung weit hinausgingen und den Einfluss Rousseauscher Erziehungsideale wie den Perspektivwechsel im sozialen Rollenverständnis bezeugen.

Die Vielfalt der geistigen und musischen Interessen Charlotte von Steins spiegeln die Beiträge zum letzten Themenfeld »Kunst und Wissenschaft«. In der Forschung kaum Beachtung fand die Zeichnerin Charlotte von Stein, mit der sich Alexander Rosenbaums Beitrag beschäftigt. Er bietet nicht nur eine Reihe bisher unbekannter Details zur Ausbildung Charlotte von Steins in der Herzoglichen Freyen Zeichenschule und zu ihrer Beteiligung an den jährlich stattfindenden Ausstellungen, sondern ebenso neue Erkenntnisse zu ihren wenigen überlieferten Zeichnungen und (Selbst)-Porträts. Ein verwandtes Thema behandelt Héctor Canal, der Charlotte von Stein als Porträtierte in Lavaters *Physiognomischen Fragmenten* in den Blick nimmt. Vor allem die 1783 in der französischen Ausgabe erschienene Ganzkörpersilhouette von Steins und deren enthusiastisch-idealisierende Beschreibung prägten das seit Mitte des 19. Jahrhunderts tradierte Bild der hochgesinnten, alle Affekte beherrschenden Goethe-Freundin und -Muse. Einen weiten Bogen zu Philosophie und Naturwissenschaft schlägt der den Sammelband beschließende Beitrag von Jutta Eckle. Eingangs wird ein bisher kaum beachteter Aspekt in Charlotte von Steins Biografie beleuchtet, ihre im Austausch mit Herder ausgeübte Vermittler-Rolle

bei Goethes Spinoza-Lektüre sowie ihr Anteil an der Entstehung seiner erst postum erschienenen *Studie nach Spinoza*. Der zweite Teil des Beitrags widmet sich Steins naturkundlich-anthropologischen Interessen und ihrer Teilnahme an Goethes Mittwochsvorträgen zur Naturlehre.

Begleitend zu den Beiträgen werden im Anhang 25 Briefe Charlotte von Steins aus den Jahren 1776 bis 1825 an wichtige Korrespondenzpartner und -partnerinnen mitgeteilt, darunter an ihren Sohn Friedrich, den Freund Carl Ludwig von Knebel, die Schwägerin Sophie von Schardt und die Freundin Charlotte von Schiller. Die Texte sind bislang unveröffentlicht oder nur ungenau und in Auszügen gedruckt. Sie werden hier erstmals vollständig nach den Handschriften wiedergegeben. Der zweite Teil des Anhangs dokumentiert als Katalog die 2017 im historischen Mittelsaal des Goethe- und Schiller-Archivs veranstaltete Ausstellung *Charlotte von Stein – Schriftstellerin, Freundin und Mentorin*. Sie wurde am 19. Januar 2017 mit einer von Hanns Zischler gestalteten Lesung eröffnet und lief zunächst bis Mai. Aufgrund des großen Interesses wurde sie von September bis Dezember 2017 in leicht veränderter Form noch einmal gezeigt, nicht zuletzt deshalb, um die kurz zuvor für das Goethe- und Schiller-Archiv erworbene *Rino*-Handschrift erstmals der Öffentlichkeit zu präsentieren. Nicht in der Ausstellung zu sehen war der im Landesarchiv Thüringen – Staatsarchiv Rudolstadt überlieferte Brief von Josias von Stein an seine Frau, der im Katalog erstmals veröffentlicht wird.

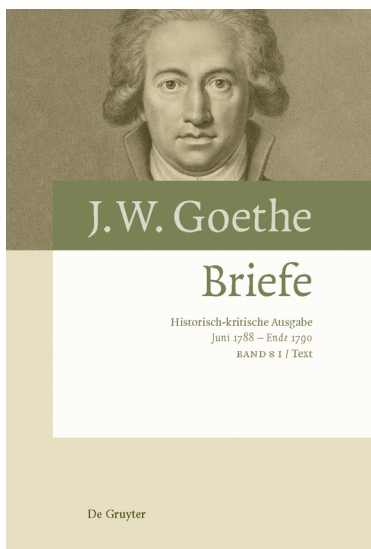
Anliegen des Bandes ist es, einen Überblick zum derzeitigen Stand der Forschung zu geben und in Abgrenzung zu populärwissenschaftlichen und fiktiven Darstellungen die historische Person Charlotte von Stein aus dem ›Schatten‹ Goethes heraustreten zu lassen, ihre Eigenständigkeit zu betonen und die verschiedenen Facetten ihrer Persönlichkeit sichtbar zu machen. Anknüpfend an neuere literatur- und sozialwissenschaftliche Erkenntnisse wird der Blick auf den Alltag Charlotte von Steins gelenkt, auf ihre Beziehungen zu Familie und Freunden, die Vielfalt ihrer geistigen Interessen und künstlerischen Begabungen, ihr literarisches Werk sowie ihre sozialen Rollen als Ehefrau, Mutter und Angehörige des Weimarer Hofadels um 1800. Unterschiedlich in ihren Fragestellungen und wissenschaftlichen Methoden, basieren alle Beiträge auf Primärquellen, darunter Briefe, Tagebücher und im Hauptstaatsarchiv Weimar überlieferte Aktenbestände. Im Zusammenspiel mit den im Briefanhang und im Katalogteil veröffentlichten Dokumenten zeigen sie Charlotte von Stein als eine Frau, die durch ihre Belesenheit, ihre Allgemeinbildung, Beobachtungsgabe und Intelligenz weit mehr war als nur eine ›gelehrige Schülerin‹ Goethes oder der ›Resonanzboden‹ für seine Ideen. Scharfsichtig und originell verarbeitete sie in ihren Dramen und Briefen die gewaltsamen Umbrüche und kriegerischen Auseinandersetzungen der Epoche und reflektierte die sozialen Zwänge

und Ungerechtigkeiten, denen auch Frauen ihres Standes ausgesetzt waren. Der Band versteht sich als Baustein zu einem wissenschaftlich fundierten, von den Klischees und Ressentiments des 19. Jahrhunderts befreiten Charlotte-von-Stein-Bildes und als Beitrag zur literatur- und sozialwissenschaftlichen Forschung wie auch zur Goethe-Philologie.



Friedrich von Stein, Haus der Familie von Stein in Weimar, um 1824.
Abbildung am Beginn des Beitrags: Bildnis der Charlotte von Stein, um 1790;
jeweils: Klassik Stiftung Weimar, Museen.

Elke Richter und Alexander Rosenbaum



Johann Wolfgang Goethe. Briefe. Historisch-kritische Ausgabe

In Verbindung mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar / Goethe- und Schiller-Archiv herausgegeben von Georg Kurscheidt, Norbert Oellers und Elke Richter

Band 8 I. 20. Juni 1788 – Ende 1790. Texte. Herausgegeben von Volker Giel und Norbert Oellers unter Mitarbeit von Yvonne Pietsch. De Gruyter, Berlin/Boston 2017, XXIX + 365 Seiten, 26 Abbildungen, Festeinband

Band 8 II. 20. Juni 1788 – Ende 1790. Kommentar. Herausgegeben von Volker Giel und Norbert Oellers unter Mitarbeit von Gerhard Müller und Yvonne Pietsch. De Gruyter, Berlin/Boston 2017, LXI + 739 Seiten, Festeinband

Das seit 2015 von den Wissenschaftsakademien in Leipzig und Mainz sowie der Klassik Stiftung Weimar getragene Langzeitprojekt »PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica« hat die wissenschaftliche Neuedition und die digitale Vernetzung sowohl der Briefe von und an Goethe, seiner Tagebücher als auch der Dokumentenreihe »Begegnungen und Gespräche« zum Ziel. Ende 2017 erschien im Rahmen des Projekts mit Band 8 der inzwischen sechste Doppelband (Text und Kommentar) der historisch-kritischen Ausgabe »Goethes Briefe«. Er umfasst den Zeitraum von Goethes Rückkehr aus Italien im Juni 1788 bis zum Ende des Jahres 1790. Zuvor waren schon die Bände 1 bis 3 (2008, 2009, 2014) sowie 6 und 7 (2010 und 2012) erschienen, welche die Briefe aus den Jahren 1764 bis 1779 und 1785 bis Mitte 1788 enthalten. Fünf

weitere Bände sind derzeit in Arbeit bzw. teilweise bereits kurz vor der Fertigstellung.

Der vorliegende Band (GB 8 I) enthält alle 228 heute noch überlieferten Briefe, die Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien (im Juni 1788) bis Ende 1790 geschrieben hat, außerdem drei Konzepte, sieben amtliche Schriften, einen unechten Brief sowie drei Nachträge zu früheren Bänden. Die Originale der Handschriften stammen dabei aus über 30 verschiedenen Archiven, Institutionen und aus Privatbesitz weltweit. Ihre Zusammenführung sowie die buchstaben- und satzzeichengetreue Darbietung nach der Originalhandschrift ist das Kernanliegen der Briefausgabe, mit der erstmals eine philologisch gesicherte Textgrundlage für die wissenschaftliche Arbeit in der Zukunft geschaffen ist. Darüber hinaus ergänzen zusätzlich überlieferte Konzepte im Anhang die Originalhandschriften bzw. treten ebenso wie Drucke an deren Stelle, wenn sie nicht überliefert sind. Ein Variantenapparat unmittelbar unter dem Textkorpus dokumentiert Eingriffe und Verbesserungen im Schreibprozess Goethes. Ferner werden alle Briefe, die nicht überliefert, aber erschließbar sind, über die entsprechenden Quellennachweise in einem gesonderten Teil nachgewiesen. Für den Zeitraum des Bandes konnten so nicht weniger als 398 erschlossene Briefe ermittelt und damit erstmals ein annähernd vollständiger Gesamtüberblick über Goethes Korrespondenzen der Zeit sichtbar gemacht werden.

Die Briefe dokumentieren wesentliche Tätigkeiten, Begegnungen und Ereignisse, die für Goethe in dieser Zeit bestimmend waren, darunter den Abschluss seiner achtbändigen, von Göschen verlegten »Schriften«-Ausgabe, seine rege Tätigkeit im Geheimen Consilium, die zweite Italienreise im Frühjahr 1790, nicht zuletzt den endgültigen Bruch mit der langjährigen engen Vertrauten Charlotte von Stein und den Beginn des Zusammenlebens mit Christiane Vulpius sowie die Geburt des Sohnes August. Unter den poetischen Werken nahm das Schauspiel »Torquato Tasso«, das erst im Herbst 1789 zu Ende gebracht wurde, Goethe besonders intensiv in Anspruch. Zur gleichen Zeit entstanden die ersten seiner »Römischen Elegien«, wenig später, während des Aufenthaltes in Venedig, die ersten »Venetianischen Epigramme«. Über die Entstehung dieser Werke geben die hier versammelten Briefe ebenso Aufschluss wie über Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten, die in der Veröffentlichung des »Versuchs die Metamorphose der Pflanzen zu erklären« (1790) ihren ersten Höhepunkt fanden. Unter den dienstlichen Geschäften Goethes nahmen in den Jahren 1788–1790 die Bemühungen um den Erhalt des Ilmenauer Bergbaus und die Beratungen in der Schlossbaukommission die meiste Zeit in Anspruch. Halb dienstlich, halb privat waren seine schließlich erfolgreichen Bemühungen, Johann Gottfried Herders Annahme eines Rufes an die Universität Göttingen zu verhindern.

Im umfänglichen Kommentarteil (GB 8 II) werden die Briefe Goethes aus dem Zeitraum erstmals umfassend wissenschaftlich kommentiert. Dies geschieht vor allem dadurch, dass die in den Briefen angesprochenen Themen und Sachverhalte über eine weitreichende Auswertung des historischen Quellenmaterials im Goethe-Nachlass des Goethe- und Schiller Archivs, den Nachlässen anderer Personen oder überlieferter Akten des amtlichen Bereichs für den Nutzer aufbereitet, erklärt und in Zusammenhang gerückt werden. Über die Unterstützung durch ein stringentes Verweissystem entsteht so ein breitgefächertes, sich gegenseitig stützendes Netz der Information und Erklärung relevanter biographischer Fakten und Zusammenhänge sowie damit zugleich ein wichtiger Fundus für weiterführende Arbeiten der Goetheforschung und angrenzender Gebiete. Des Weiteren gehören aber auch Begriffs- und Sach-erklärungen, Erläuterungen von biographischen und historischen Details, die Identifikation von Personen und der Nachweis von Zitaten zu den Aufgaben des Kommentars.

In besonderer Weise widmet sich die Kommentierung dabei der Persönlichkeit des Adressaten und dessen Beziehung zu Goethe. Auf diesen Aspekt gehen u. a. übergreifende Erläuterungen ein, die sich auf den Brief als Ganzes beziehen, ebenso zusammenfassende Überblickskommentare, die über den Einzelbrief hinaus und im Zusammenhang mit dem ersten Brief Goethes an den jeweiligen Empfänger die Gesamtkorrespondenz mit einem Adressaten beleuchten. Einen anderen Schwerpunkt bildet die Neudatierung von über 70 bisher nicht, unvollständig oder falsch datierten Briefen des Bandes, zu der erstmals durchgängig auch eine umfassende Begründung gegeben wird. Selbstverständlich werden in dem Band auch grundsätzliche editionsphilologische Anforderungen, wie die Mitteilung der Überlieferungsverhältnisse und die Zusammenstellung von Varianten, falls die Handschrift eines Briefes nicht bekannt ist, erfüllt. Ein erläuterndes Register erleichtert den Zugang zu Personen und Werken.

Volker Giel

BRIEFE AN GOETHE



Gesamtausgabe in Regestform

BAND 9

Regesten

BRIEFE AN GOETHE. Gesamtausgabe in Regestform

In Verbindung mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur herausgegeben von der Klassik Stiftung Weimar / Goethe- und Schiller-Archiv

Band 9 (1820–1822). Bearbeitet von Manfred Koltes, Ulrike Bischof, Christian Hain und Sabine Schäfer. Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar 2017, 2 Teilbände, 951 Seiten, Festeinband

Goethes Archiv im Goethe- und Schiller-Archiv enthält über 20.000 Briefe an Goethe, die Goethe selbst seit den 1790er Jahren zunehmend systematisch aufbewahrt hat. Die Gesamtausgabe der Briefe an Goethe in Regestform erschließt diese Briefe von etwa 3.350 Absendern. Die bisher erschienenen acht Bände umfassen den Zeitraum 1764 bis 1819 und präsentieren über 12.000 Briefregesten. Sie werden jeweils durch Orts-, Personen- und Werkregister ergänzt. Der 9. Band dokumentiert Goethes persönliche Korrespondenz aus den Jahren 1820 und 1822. Er enthält die Regesten zu mehr als 1.600 Briefen von 475 unterschiedlichen Absendern. Einen thematischen Schwerpunkt dieses Bandes bildet erneut Goethes wissenschaftliches und dichterisches Schaffen. Dazu gehören die Fortsetzung der Hefte »Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie« und der Zeitschrift »Über Kunst und Altertum«. Insbesondere spiegeln sich in der Korrespondenz die zeitgenössischen Reaktionen auf »Wilhelm Meisters Wanderjahre« wider. Daneben mehren sich Goethes Gelegenheitsgedichte anlässlich von Geburtstagen, Reisen und Jubiläen. Ereig-

nisse aus Goethes Leben und seinem unmittelbaren Umfeld durchziehen die Briefe: Der zweite Enkelsohn Wolfgang wird 1820 geboren. Im selben Jahr begegnet Goethe in Eger dem Mineraliensammler Joseph Sebastian Grüner; ein Jahr später trifft er den Schriftsteller Joseph Stanislaus Zauper sowie 1822 Graf Kasper Sternberg in Marienbad, den Mitgründer des Vaterländischen Museums des Königreichs Böhmen in Prag, deren Briefe von Goethes Interesse an böhmischer Geologie, Topographie und Geschichte zeugen. Während seines Kuraufenthalts 1821 lernt Goethe auch die siebzehnjährige Ulrike von Levetzow kennen. In Goethes Abwesenheit übernimmt August von Goethe immer stärker die Aufgaben eines Sekretärs für seinen Vater, indem er ihm über die in Weimar eingegangenen Sendungen berichtet. Die in den Briefen Sulpiz Boisserrées und Johann Isaak von Gernings diskutierten Pläne zur Errichtung eines Denkmals für Goethe in Frankfurt am Main sind ebenso Ausdruck einer zunehmenden Goethe-Verehrung wie die neu angefertigten Goethe-Büsten von Christian Rauch bzw. Friedrich Tieck. Die eingegangenen Briefe dokumentieren neben Goethes dienstlichen Kontakten, etwa zu den Jenaer und Weimarer Bibliotheksangestellten Ernst Weller, David Compter oder August Vulpius, vor allem die Beziehungen zu langjährigen Vertrauten und Freunden sowie neuen Bekannten: Zu jenen zählen Großherzog Karl August und Goethes Duz-Freunde Karl Friedrich Zelter sowie der an einer Lukrez-Übersetzung arbeitende Karl Ludwig von Knebel. Andere Weggefährten Goethes wie der Direktor der Mineralogischen Sozietät in Jena, Johann Georg Lenz, oder der Präsident des Oberappellationsgerichts Friedrich Hildebrand von Einsiedel feiern ihre 50-jährigen Dienstjubiläen. Zu den neuen Briefpartnern zählen u. a. Ulrike von Pogwisch, Lord Byron, Frédéric Soret und Felix Mendelssohn Bartholdy. Zudem tritt Johann Peter Eckermann in Goethes Umkreis. Mit Sorge verfolgen Goethes Korrespondenten die Studentenunruhen an der Jenaer Universität, die nach den Karlsbader Beschlüssen unter der Aufsicht des neuen Kurators Philipp von Motz steht. Die Fürstenkongresse der frühen 20er Jahre werden in den Briefen an Goethe ebenso thematisiert wie der Tod Napoleons am 5. Mai 1821. Neben dem chronologischen Zugang zu den Briefen an Goethe über die Regesten bilden die im zweiten Teilband abgedruckten Register einen weiteren systematischen Zugang zu den Briefen.

Band 9 der Regestaugabe ist der erste Band, der im Rahmen des Projekts »PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica« erscheint.

Manfred Koltès

Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen

Band VI
mâda – pûzza

Vandenhoeck & Ruprecht

Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen. Band VI (mâda – pûzza)

Unter der Leitung von Rosemarie Lühr erarbeitet von Harald Bichlmeier, Maria Kozianka, Roland Schuhmann und Laura Sturm. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2017, LIV Seiten + 1600 Spalten, Festeinband

In Band VI des »Etymologischen Wörterbuchs des Althochdeutschen« mit den Artikelstrecken *mâda* »Mahd, Schwaden« bis *pûzza* »Würztrank« wurden etwa 2.500 Lemmata bearbeitet.

Am Aufbau und an der Struktur des Wörterbuchs hat sich gegenüber den vorhergehenden Bänden nichts geändert. Nach wie vor werden drei Artikelarten unterschieden: Hauptlemmata mit ausführlichen etymologischen Erörterungen, Nebenlemmata, in denen Besonderheiten der Wortbildung oder semantischen Entwicklung behandelt werden, und die sogenannten »Filler« mit Angaben zur Bedeutung, Beleglage, grammatischen Einordnung und Wortbildung. Außerdem werden die Fortsetzer im Deutschen und die germanischen Verwandten angeführt.

Bewährt hat sich auch die strikte Dreiteilung der Hauptlemmata: Im ersten Abschnitt wird die Entwicklung des althochdeutschen Wortes bis ins Neuhochdeutsche verfolgt. Falls das Wort nicht hochsprachlich vorkommt, wird nach mundartlichen Fortsetzern gesucht. Der zweite Abschnitt widmet sich den sprachlichen Verwandten in den west-, nord- und ostgermanischen Sprachen. Im letzten Artikelteil erfolgt die Einbettung des Wortes in den indoger-

manischen Kontext. In diesem Zusammenhang werden sprachgeschichtliche Probleme einschließlich abzulehnender oder anzuzweifelnder Etymologien erörtert. Diese Dreiteilung kommt den unterschiedlichen Nutzerkreisen des Wörterbuchs zugute.

In Band VI konnte für eine ganze Reihe von Dialektwörtern, die in etymologischen Wörterbüchern zum Neuhochdeutschen nicht vorkommen,¹ die Etymologie geklärt werden. Fünfzig dieser Mundartwörter wurden in Hauptlemmata behandelt, etwa dreihundert in Nebenlemmata und »Fillern«. Es sind z. B. Tierbezeichnungen wie rheinisch *müsche* »Sperling, Grasmücke«, das althochdeutsch *muska* »Sperling« fortsetzt und aus mittellateinisch *muscio* »Sperling« entlehnt ist, das Erbwort rheinisch, pfälzisch, siebenbürgisch-sächsisch *münne* »Döbel, Weißfisch«, das auf althochdeutsch *mun(i)wa*, *mun(i)wo* zurückgeht, außerdem Pflanzenbezeichnungen wie schwäbisch *nepte* »Katzenminze« aus althochdeutsch *nebeta*, das aus gleichbedeutendem lateinisch *nepeta* übernommen ist, oder rheinisch, pfälzisch, hessisch *brislach*, thüringisch *pfrießlach*, die auf althochdeutsch *priselouh*, *pfriselouh* »Schnittlauch« zurückgehen. Das Kompositionsvorderglied ist aus gleichbedeutendem mittellateinisch *britola* übernommen, an das verdeutlichendes althochdeutsch *louh* angetreten ist. Eine neue Etymologie wird auch für althochdeutsch *om* »Spreu«, fortgesetzt in bairisch *am* und im Familiennamen *Ohmsieder*, vorgeschlagen. Zu nennen sind außerdem Gerätebezeichnungen und Bezeichnungen für Räumlichkeiten wie ererbtes althochdeutsch *meisa* »Tragekorb«, das in ober-, mittel- und niederdeutschen Dialekten als *meise* »Tragreiß« fortlebt oder thüringisch und ober-sächsisch *pänert* »Tragekorb«, das mit unetymologischem *-t* aus althochdeutsch *paner* »Korb, Körbchen« stammt sowie oberdeutsch *pfiesel* »Trockenraum«, mecklenburgisch, schleswig-holsteinisch *pisel*, *pesel* »Stube im Bauernhaus«, die althochdeutsch *pfiesal* »heizbarer Raum« fortsetzen. Das althochdeutsche Wort ist aus mittellateinisch *pisalis*, *pisale* »(von unten) geheiztes Gemach« entlehnt.

Etwas ausführlicher soll auf althochdeutsch *pappula* »Malve« eingegangen werden, das vielerorts dialektal als *pappel* »Malve« begegnet. Bislang wurde die Pflanzenbezeichnung aus dem erst mittelhochdeutsch belegten Substantiv *pappe* »Brei« hergeleitet. Aufgrund der Wortbildung mit dem Suffix *-ula* käme nur eine Diminutivbildung, wörtlich »Breichen«, in Frage. Auch wenn die Malve für die Zubereitung von Umschlägen verwendet wurde, bleibt die Benennung

1 Eine Ausnahme bilden die beiden Bände *Etymologische Studien zu den thüringischen Dialekten* (Sergio Neri, Sabine Ziegler, »Horde Nöss«, Bremen 2012; Sergio Neri, Laura Sturm, Sabine Ziegler, *Von Hammeln, Leichen und Unken*, Bremen 2016), die im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekts unter der Leitung von Rosemarie Lühr entstanden.

einer Blume als ›Breichen‹ ohne Parallelen. Viel wahrscheinlicher ist deshalb eine Entlehnung aus nachklassisch lateinisch *pappulus* ›Blüte der Distel‹, ein Diminutiv zu klassisch lateinisch *pappus* ›Samenkrone‹. Benennungsmotiv ist demnach die auffallend lila Farbe der Blüte der wilden Distel, die auch für die Malve charakteristisch ist.

Weiterhin konnte für eine ganze Anzahl von hochsprachlichen neuhochdeutschen Wörtern, deren Herkunft nach E. Seebold² unklar ist, die Etymologie durch die Anwendung neuer Erkenntnisse der Indogermanistik geklärt oder präzisiert werden. Das betrifft z.B. die Substantive *Made*, *Mahr* ›Albtraum‹, *Messing*, *Mist*, *Nachen* ›kleines Boot‹, *Narde* ›ein Duftstoff‹, *Narr*, *Ofen*, *Panther*, *Perle*, *Pfennig*, die Adjektive *nackt*, *nass* oder das Indefinitpronomen *manch*.

Aber auch für zahlreiche althochdeutsche Wörter, die nicht bis in die Gegenwartssprache fortgesetzt sind, wird eine fundierte Etymologie vorgelegt. Es handelt sich beispielsweise um althochdeutsch *nechala* ›Beinbekleidung, Beinschmuck‹. Das Wort ist aufgrund seiner spärlichen Bezeugung entweder gänzlich unberücksichtigt geblieben oder wurde mit Heyne³ als Lehnwort aus mittellateinisch *nacum* ›eine Art Binde, Decke, Pferdedecke‹ gedeutet. Diese Herleitung ist zum einen aufgrund des Bedeutungsunterschieds wenig wahrscheinlich. Zum anderen bleibt bei dieser Annahme der Wurzelsvokal *-e-* des althochdeutschen Wortes unklar, denn bei Entlehnungsvorgängen werden in der Regel die Vokale beibehalten. Bedingungen für das Eintreten des Umlauts sind auch nicht gegeben. Naheliegender ist daher eine Übernahme aus mittellateinisch *neca* ›Schmuckbinde‹, wobei das Lehnwort um das Instrumentalsuffix *-ala* erweitert wurde.

Auch für das althochdeutsche Substantiv *nesso* ›Medinawurm‹ konnte eine Erklärung gefunden werden. Bislang wurde das Wort entweder als Übernahme aus vulgärlateinisch **nessio* > *nescius* ›unbekannte Krankheit‹⁴ oder aus mittellateinisch *nescia*, *nessia* ›eine Krankheitsbezeichnung‹ gedeutet. Während die erste Erklärung an der unklaren Bedeutungsentwicklung von ›unbekannte Krankheit‹ zu ›Wurm‹ scheitert, entfällt die zweite, da es sich bei dem postulierten mittellateinischen Wort um ein Ghostword⁵ handelt. Wahrscheinlicher

2 Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, bearb. von Elmar Seebold, 25., durchges. und erw. Aufl., Berlin [u. a.] 2011, S. vv.

3 S. Moriz Heyne, *Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer (von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert)*, Band 3: Körperpflege und Kleidung, Leipzig 1903, S. 309.

4 Vgl. Wolfgang Haubrichs, *Die Anfänge. Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen Mittelalter (ca. 700–1050/60)*, Tübingen 1995, S. 352.

5 Ein Ghostword ist ein nur in Wörterbüchern irrtümlich vorkommendes, nicht belegtes Wort.

ist dagegen die Herleitung von althochdeutsch *nesso* aus einem substantivierten Verbaladjektiv urgermanisch **nessan-* ›Gedrehter‹, das vorurgermanisch **Hnéd^h-to-* mit Oppositionsakzent und sekundärer Vollstufe fortsetzt (vgl. Partizip altindisch *naddhá-* ›gebunden‹). Die Bezeichnung des Wurms als ›Gedrehter, Gewundener‹ erklärt sich aus der Entfernung des Wurms aus dem Körper: Der Wurm wird Schritt für Schritt auf ein kleines Holzstück gewickelt und so aus dem Körper entfernt.

Und schließlich soll noch althochdeutsch *pfuluwi* ›Kissen, Kopfkissen, kleines Polster‹, das zweifelsohne aus gleichbedeutendem lateinisch *pulvīnus* entlehnt ist, erwähnt werden. Das lateinische Wort wurde bislang meist mit lateinisch *pulvis* ›Staub, Erde, Ton‹ verbunden.⁶ Unter der Berücksichtigung der Semantik und sachgeschichtlicher Zusammenhänge kann für das lateinische Wort eine neue Verbindung hergestellt werden. Auch in der Antike waren die Kissen nicht mit Erde oder Staub gefüllt, sondern mit Wolle oder Stoffresten, ›staubig‹ ist kein prototypisches Merkmal für ein Kissen. Daher ist es besser, lateinisch *pulvīnus* mit lettisch *spāļva* ›Feder, Gefieder, Haar‹, *spīļva* ›Hülse, Samenwolle, Wollgras‹ und dem davon abgeleiteten Substantiv *spilvēns* ›Bettkissen‹ zu verbinden. Die lettischen Nomina weisen auf eine Wurzel mit *s*-mobile urindogermanisch **(s)pelū-*, dessen *o*-Stufe in lateinisch *pulvīnus* vorliegt.

Anzuführen sind weiterhin das aus dem Slawischen entlehnt *musina* ›Tasche, Ranzen‹ oder althochdeutsch *orgina* ›Gebiss, Mundstück am Pferdezaum‹, das auf einer mittellateinischen Form **orginum* beruht.

Derzeit erarbeitet die Projektgruppe des Wörterbuchs Band VII, der die Alphabetstrecke Q bis Sk beinhalten wird.

Maria Kozińska

⁶ So auch noch bei Michiel de Vaan, *Etymological dictionary of Latin and the other Italic languages*, Leiden [u. a.] 2008, S. 498.

Autoren

Dr. Peter Dils,

Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Arbeitsstellenleiter des Akademie-Vorhabens »Strukturen und Transformationen des Wortschatzes der ägyptischen Sprache. Text- und Wissenskultur im alten Ägypten«, peter.dils@rz.uni-leipzig.de

Dr. Volker Giel,

Klassik Stiftung Weimar, Akademie-Vorhaben »PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica«, volker.giel@klassik-stiftung.de

Prof. Dr. Armin Grunwald,

Leiter des ITAS (Institut für Technikfolgenabschätzung und Systemanalyse) am Karlsruher Institut für Technologie, Leiter des Büros für Technikfolgen-Abschätzung beim Deutschen Bundestag (TAB), Korrespondierendes Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, armin.grunwald@kit.edu

Marie Ulrike Jaros,

Universität Leipzig, Historisches Seminar, marie.jaros@uni-leipzig.de

Florian Keller,

Technische Universität Bergakademie Freiberg, Institut für Energieverfahrenstechnik und Chemieingenieurwesen, Florian.Keller@iec.tu-freiberg.de

Dr. Caroline Köhler,

Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Akademie-Vorhaben »Edition des Briefwechsels von Johann Christoph Gottsched«, koehler@saw-leipzig.de

Prof. Dr. Armin Kohnle,

Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig, Ordentliches Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, u. a. Projektleiter des Akademie-Vorhabens »Briefe und Akten zur Kirchenpolitik Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen 1513 bis 1532. Reformation im Kontext frühneuzeitlicher Staatswerdung«, kohnle@rz.uni-leipzig.de

Dr. Manfred Koltes,

Klassik Stiftung Weimar, Teilprojektleiter des Akademie-Vorhabens »PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica«, manfred.koltes@klassik-stiftung.de

Dr. Maria Kozianka,

Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Akademie-Vorhaben »Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen«, maria.kozianka@uni-jena.de

Dr. Roh Pin Lee,

Technische Universität Bergakademie Freiberg, Institut für Energieverfahrenstechnik und Chemieingenieurwesen, Arbeitsstellenleiterin des Akademie-Vorhabens »Technikfolgenabschätzung«, Roh-Pin.Lee@iec.tu-freiberg.de

Prof. Dr. Klaus Manger,

em. Professor für Neuere deutsche Literatur an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Präsident der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, Ordentliches Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Projektleiter des Akademie-Vorhabens »PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica«, Vorsitzender der Vorhabenbezogenen Kommission zum Akademie-Vorhaben »Edition des Briefwechsels von Johann Christoph Gottsched«, erika.boehm@uni-jena.de

Prof. Dr. Dr. h. c. Karl Ulrich Mayer,

Direktor em. am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, mayer@mpib-berlin.mpg.de

Prof. Prof. h. c. Dr.-Ing. Bernd Meyer,

Professor für Energieverfahrenstechnik und Thermische Abfallbehandlung an der Technischen Universität Bergakademie Freiberg, Ordent-

liches Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig,
Projektleiter des Akademie-Vorhabens »Technikfolgenabschätzung«,
bmeyer@iec.tu-freiburg.de

Dr. Rüdiger Otto,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Arbeitsstellenleiter
des Akademie-Vorhabens »Edition des Briefwechsels von Johann Chris-
toph Gottsched«, otto@saw-leipzig.de

Prof. Dr. Peer Pasternack,
Sozialwissenschaftler und Direktor des Instituts für Hochschulforschung
an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg,
peer.pasternack@hof.uni-halle.de

Dr. Lutz Popko,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Akademie-Vorha-
ben »Strukturen und Transformationen des Wortschatzes der ägypti-
schen Sprache. Text- und Wissenskultur im alten Ägypten«,
lutz.popko@rz.uni-leipzig.de

Dr. Elke Richter,
Klassik Stiftung Weimar, Teilprojektleiterin des Akademie-Vorhabens
»PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica«,
elke.richter@klassik-stiftung.de

Dr. Alexander Rosenbaum,
Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Akademie-Vorha-
ben »PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica«,
alexander.rosenbaum@klassik-stiftung.de

Prof. Dr. Manfred Rudersdorf,
Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Leipzig,
Ordentliches Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu
Leipzig, Projektleiter der Akademie-Vorhaben »Edition des Briefwechsels
von Johann Christoph Gottsched« und »Briefe und Akten zur Kirchen-
politik Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen 1513 bis 1532.
Reformation im Kontext frühneuzeitlicher Staatswerdung«,
rudersdorf@rz.uni-leipzig.de

Dr.-Ing. Lutz Schiffer,

Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Arbeitsstellenleiter
des Akademie-Vorhabens »Technikfolgenabschätzung«,
Lutz.Schiffer@extern.tu-freiberg.de

Prof. Dr. Pirmin Stekeler-Weithofer,

Professor für Theoretische Philosophie an der Universität Leipzig,
Ordentliches Mitglied und Altpräsident der Sächsischen Akademie der
Wissenschaften zu Leipzig, stekeler@uni-leipzig.de

Prof. Dr. Joachim Thiery,

Professor für Klinische Chemie und Laboratoriumsmedizin an der
Universität Leipzig, Ordentliches Mitglied der Sächsischen Akademie der
Wissenschaften zu Leipzig, joachim.thiery@uniklinik-leipzig.de

Prof. Dr. Hans Wiesmeth,

Professor i. R. für Allokationstheorie an der Technischen Universität
Dresden, Präsident der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu
Leipzig, praesident@saw-leipzig.de